Des Pfarrers Kinder

von

Marg. Lenk

Reinhold Rohn

Des Pfarrers Kinder

Erzählung aus der Zeit des 30jährigen Krieges

von

Marg. Lenk

Fünfte Auflage
Illustriert von H. Barmführ

Zwickau (Sachsen)
Verlag und Druck von Johannes Herrmann
Printed in Germany

Alle Rechte, namentlich das der Ueberſetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Copyright 1914 by Johannes Herrmann, Zwickau (Sachsen), Germany.

1. Wie's im Pfarrhause zuging.

Es war im Jahre 1631. Schon seit dreizehn Jahren verheerte der Krieg unser liebes deutsches Vaterland, und es gab wohl nur wenige Städte und Dörfer, die bisher noch ganz frei von seinem Schrecken und seinem Elend geblieben waren. Ein freundliches Dorf im Sachsenlande, rings von waldigen Bergen umgeben und ziemlich entfernt von den Heerstraßen, war noch nie der Schauplatz von Blutvergießen und Gewalttaten gewesen; aber der bescheidene Wohlstand, dessen sich seine Bewohner sonst erfreut, war längst geschwunden. Die Söldnerscharen, die das Land hin und her durchzogen, saugten alles aus, leerten die Scheunen, trieben das Vieh weg, und verlockten die tüchtigsten jungen Männer, die friedliche Arbeit zu verlassen und sich dem Heere anzuschließen. Wer Geld und Gut hatte, mußte schwere Steuern zahlen zur Erhaltung des Kriegsvolks. Auch der Handel lag ganz danieder, und jeder war froh, wenn er nur für sich und die Seinen den nötigsten Unterhalt erwerben konnte.

Willig hatten die Bauern bisher gegeben, was sie vermochten, denn der gute Pfarrer Trautmann, der am Ende des Dorfes nicht weit von der Kirche wohnte, ermahnte sie fleißig dazu. „Löst nur eure Herzen los von Geld und Gut", pflegte er zu sagen. „Trachtet nach den

himmlischen Schätzen, die euch niemand rauben kann. Es können noch viel, viel schlimmere Zeiten kommen; dann werden die am glücklichsten sein, die auf Erden nichts mehr zu verlieren, droben aber eine selige Heimat haben." So waren fast alle nach und nach arm geworden, und der Pfarrer wohl am ärmsten. Er hatte nirgends ein Säcklein mit harten Talern in die Erde vergraben, wie noch mancher Bauer; und der Silberschmuck, den seine liebe Frau zur Hochzeit getragen, war längst verkauft, um armen Kranken zu helfen, als vor zwei Jahren das böse Fieber so arg im Dorfe hauste. Wie hatte sich die gute Frau gefreut, als er ihr erlaubte, den Schmuck zu verkaufen, wie fröhlich war sie auf des Müllers Wäglein aus der Stadt heimgekommen, beladen mit allerlei guten Dingen zur Erquickung der Kranken! Aber bald darauf mußte sie sich selbst aufs Krankenbett legen, und nach wenig Tagen trug man sie hinaus nach dem kleinen Kirchhof am Rande des Waldes. Ach, da war der Jammer groß! Vier Kinder folgten dem Sarge nach. Die elfjährige Margarete führte den kleinen Martin, der das vierte Jahr noch nicht erreicht hatte; Hand in Hand folgten Hans und Gundel von zehn und acht Jahren. Martin hatte sich erst gefreut, daß man die Mutter so schön mit Blumen schmückte; als aber der Hügel aufgeworfen ward, begann er bitterlich zu weinen, und bat die Männer, doch nicht so viel Erde auf sein lieb Mütterlein zu werfen. Kaum konnte ihn die Schwester bewegen, daß er sich fortführen ließ. Als sie ihm aber erzählte, daß die Mutter jetzt im schönen Himmel sei, ganz gesund und froh, trocknete er seine Tränen, blickte hell zu dem Mägdlein auf und fragte: „Gelt, Gretel, nun bist du meine Mutter?" Das ging ihr tief zu Herzen, und sie versuchte mit großer

Geduld und Treue für das Brüderlein zu sorgen an Leib und Seele. Aufrichtig und tief war der Kummer der älteren Kinder, und noch manchen Abend weinten sie sich in den Schlaf, aber nach und nach fanden sie Mut und Lebenslust wieder, wenn auch Gretchen nie mehr so heiter und sorglos ward als vorher. Aber der Pfarrer war nicht sobald getröstet. Von jeher ein stiller, ernster Mann, beugte ihn der Verlust seiner treuen, immer freundlichen liebevollen Gattin gar tief nieder. Sein Haar bleichte schnell; seine Gestalt war nicht mehr so stattlich; sein Gang langsam und müde. Doch ward er von da an fast noch eifriger im Ausrichten seines Amtes, das um so schwerer ward, als auch der alte Schullehrer zur ewigen Ruhe einging. Ein neuer war nicht zu bekommen, und die Zahl der Kinder war auch nur klein. Mehrere hatte die Krankheit hinweggerafft, andere mußten den Eltern helfen in Haus, Hof und Feld, denn es fehlte gar sehr an Arbeitskräften. So blieb wenig Zeit zum Lernen, und nur eine kleine Schar sammelte sich zur Winterszeit jeden Morgen um den Pfarrer, um Lesen, Singen und den Katechismus zu lernen. Seine eigenen Kinder unterrichtete er außerdem noch soviel als möglich, denn Hans und Gundel waren gar gelehrige Schüler. Das nun dreizehnjährige Gretchen hatte schon ausgelernt, und es nicht sehr weit gebracht in der Bücherweisheit. Aber sie war ein frommes, gehorsames Kind, voll Glauben und Gottvertrauen; hatte auch am letzten Osterfest mit großer Andacht zum erstenmal das heilige Sakrament aus des Vaters Hand empfangen.

Mit Hilfe der alten Magd Ursula besorgte sie den ärmlichen Hausstand aufs beste; flickte und wusch die dürftigen Kleider der Geschwister und pflegte eifrig den

Garten, um dem Vater ein wenig Obst und Gemüse auf den Tisch setzen zu können.

Hans war des Vaters Ebenbild und fleißigster Schüler, ein ernster, sehr begabter Knabe, schlank gewachsen mit dunklem Haar und schönen sinnigen Augen. Einmal Pfarrer oder Schullehrer zu werden war sein höchster Wunsch, und gern hätte er den ganzen Tag über den Büchern gesessen, wenn es nur Ursula erlaubt hätte. Die aber hielt ihn streng zu allerhand Dienst in Haus und Hof an, denn sie meinte, in so unsicheren Zeiten müsse man die Hände rühren lernen, um überall durchzukommen. Auf freundliches Zureden des Vaters folgte der Knabe willig der treuen Alten.

Ganz anders war's mit Kunigunde, sehr wider ihren Willen Gundel genannt. Diese wollte sich der etwas rauhen Herrschaft der alten Magd durchaus nicht fügen; und es war ein steter Kummer für den Pfarrer, daß fast täglich Klagen über seinen Liebling einliefen. Er konnte kaum glauben, daß dies sonnige Mägdlein mit dem goldenen Lockenhaar, rosigen Wangen und freundlichen blauen Augen so gar trotzig, naseweis und faul sei, wie Ursel es schilderte. War es doch Gundel, die ihm ein frisches Sträußchen auf seinen Tisch stellte, solange es nur Blumen gab; war sie es doch, die ihm jubelnd entgegenlief, wenn er heimkam, die ihn mit den Armen umschlang und liebkoste, wenn er traurig und in sich gekehrt war, während die anderen scheu und still in einem Winkel saßen.

Daß der kleine dicke Martin nicht immer artig war, glaubte er gern, denn er hörte ihn oft genug lärmen und schreien, hörte auch wohl das Klatschen des hölzernen Löffels, den Ursula kräftig zu schwingen verstand. Aber bald war alles wieder gut, und die Alte trug den kleinen

Bengel huckepack auf dem Rücken und nannte ihn ihren Goldsohn und ihr Herzblatt wie zuvor.

Des Vaters Goldsohn war das stämmige Kerlchen eben nicht, dazu war es ihm allzu unähnlich. Laufen, Springen und Spielen war seine Lust; vom Lernen aber wollte er noch gar nichts wissen, und nur Gretchens unermüdlicher Geduld war es zu danken, daß er schon das Vaterunser und einige Sprüche und Gebetlein konnte.

So war der Frühling des Jahres 1631 herangekommen. Von den Ereignissen des Krieges drang nur wenig Kunde in das stille Dorf, doch wußte man, daß der fromme Schwedenkönig Gustav Adolf im Anzug war, um den bedrängten Protestanten zu helfen. Ach, nun würde gewiß der ersehnte Friede bald wieder einkehren! Aber diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Nur zu bald wurden alle Herzen mit Schrecken und Entsetzen erfüllt durch die Kunde von der Zerstörung der unglücklichen Stadt Magdeburg. Dennoch bebauten die Bauern ruhig ihre Felder, und ahnten nicht, daß auch ihnen Gefahr drohe. Monatelang war kein Kriegsvolk in die Gegend gekommen; was sollte man auch bei ihnen suchen, da sie selbst kaum noch das Nötigste besaßen? Des Pfarrers Kinder hatten ein herzliches Erbarmen mit den vielen unglücklichen Menschen, die man so grausam hingemordet; doch meinten sie, das sei in weiter Ferne geschehen, und zu ihnen würden die bösen Soldaten gewiß nicht kommen.

An einem warmen Junitage stand Ursula an dem Dorfbach, der nahe beim Pfarrhofe vorüberfloß, und war eifrig mit Waschen beschäftigt. Gretel kniete dicht am Wasser und spülte die gereinigten Stücke in den klaren Wellen; mitten im Bach aber tummelte sich Martin mit hochaufgestreiften Höschen.

„Komm jetzt 'raus, Junge; du wirst ja madennaß", befahl Ursula, „und du, Gretel, spute dich; es ist Zeit, den Brotteig zu machen. Wenn's Gundel aus der Singschule kommt, muß es den Garten gießen; er hat's hoch nötig."

„Gundel hat's besser als du", rief der Kleine, indem er ans grüne Ufer sprang und sich neben der Schwester ins Gras warf. „Es darf singen und spielen, und du mußt immer arbeiten."

„Ei, dafür ist Gundel schön und fein und kann singen wie ein Englein, und arg klug ist's auch. Ich taug' eben zu nichts als zur Arbeit."

„Du bist aber viel besser; ich hab' dich viel lieber", versicherte der Knabe, die Schwester um den Hals fassend und aus allen Kräften drückend.

Jetzt schwieg der liebliche Kindergesang, den man bisher aus den offenen Kirchenfenstern schallen gehört, und der Pfarrer trat heraus, gefolgt von einigen Knaben und Mädchen, die seinen kleinen Chor bildeten. Hans faßte des Vaters Hand und schritt mit ihm dem Hause zu; die anderen schlugen den Fußpfad ein, der nach der Mühle führte.

„Gundel", rief die Magd, „du läufst nicht weg! Du kommst und hilfst den Garten gießen!"

„Wir gehen nur auf Müllers Wiese Vergißmeinnicht holen; ich komm' bald wieder."

„Du sollst nicht!"

„Ich will aber!" rief das Mädchen zurück, faßte zwei ihrer Gespielinnen an der Hand und hüpfte den Hügel hinab.

„O du böses Kind bringst mich noch unter die Erd' vor lauter Verdruß", rief ihr die Alte nach.

„Mußt nicht so schreien, gute Ursel", bat Hans, herbeieilend. „Wenn's der Herr Vater hört, betrübt er

sich. Ich will gern Gundels Arbeit tun, daß nur Friede bleibt."

So eilten die Kinder geschäftig hin und her, bis alles besorgt war. Dann melkte Hans die einzige Kuh, die noch im Stalle stand, Gretel deckte den Tisch zum Abendessen und brachte die große Schüssel voll eingebrockter Milch aus der Küche, aber Gundel war immer noch nicht zurück.

„Wo ist denn die Kleine?" fragte der Vater, sich besorgt umschauend.

„Fortgelaufen", brummte Ursel; „so tut sie immer, wenn sie arbeiten soll."

„Das Kind ist zart", entgegnete der Pfarrer, „gönn' ihm doch die Frühlingsluft!"

„Wenn's auch zart ist, so muß es doch folgen lernen, sonst wird nichts Gutes draus", rief die Alte heftig. „Ich leid's nimmer! Ich hab's der seligen Frau in die Hand versprochen, daß ich für die Kinder sorgen will. Und wenn der Herr Pfarrer nicht — —"

„Ursula, du vergissest dich", unterbrach sie der Pfarrer streng. „Denkst du, ich weiß nicht, wie ich meine Kinder erziehen soll?"

Ursula schwieg, und die Kinder löffelten still und befangen ihre Milchsuppe, da hörte man von draußen munteren Gesang:

„Der Maie, der Maie
Bringt uns der Blümlein viel.
Ich trag' ein frei Gemüte,
Gott weiß wohl, wem ich's will!
Gott weiß wohl, wem ich's will!"

Durchs offene Fenster aber sah man ein liebliches Bild. Vier Dorfknaben hatten Aeste und Zweige zusammen-

geflochten und Gundel darauf gesetzt. Sie war ganz mit Blumen bekränzt. Eine Krone von Vergißmeinnicht schmückte ihr goldenes Haar, Ketten von Sternblumen das schlichte Gewand. In der Hand hielt sie einen bunten Strauß, und das liebliche Gesichtchen strahlte vor Freude und kindischem Stolz. Mehrere kleine Mädchen, ähnlich, aber viel weniger geschmückt, gingen singend nebenher. Jetzt setzten die Knaben ihre Bürde nieder; die Mägdlein küßten einander zum Abschied. Unbefangen trat Gundel in die Stube, sprang auf den Vater zu und reichte ihm den Strauß.

„Den hab' ich für dich gepflückt, lieb' Väterchen", rief sie, ihn streichelnd. „O, es war so schön draußen! Wir haben Königin gespielt. Gelt, Ursel, meine Krone steht mir gut?"

Aber Ursel antwortete nicht, sondern sah mürrisch vor sich nieder; auch der Vater blieb ernst und legte den Strauß unbewundert weg. Sobald die Schüssel leer war, sprach er mit den Kindern das Abendgebet und ging hinauf in das Stüblein, wo er zu studieren pflegte, und wo auch sein Bett stand. Da brach Gundel plötzlich in Tränen aus und rief:

„Er hat seinen Strauß nicht mitgenommen und mir keinen Kuß gegeben! Du hast mich wieder verklagt, du alte garstige Ursel!" Damit nahm sie den Strauß vom Tische und eilte dem Vater nach, zum großen Schrecken der Geschwister, die es nie gewagt hätten, ihn nach dem Abendgebet noch zu stören.

Laut weinend lief das Kind auf den gebeugt Dasitzenden zu, umschlang ihn mit den Armen und liebkoste ihn leidenschaftlich.

„Bist du mir böse, Vater?" schluchzte es. „O sei

mir doch wieder gut! Ich kann sonst nicht leben; ich sterbe sonst jetzt gleich!"

„Sprich nicht so töricht", mahnte der Pfarrer. „Sieh, ich muß dir ja böse sein. Du bist wieder ohne Erlaubnis fortgelaufen; Ursel klagt sehr über dich. Du hast mir das vierte Gebot heute schön aufgesagt; o befolge es doch auch!"

„Aber Ursel ist nicht meine Mutter", wandte Gundel ein.

„Sie sorgt mütterlich für dich mit großer Treue, und du bist ihr Gehorsam schuldig. Ach Kind, du bist deiner lieben Mutter so ähnlich; werde ihr doch auch gleich in Sanftmut und Demut, in Fleiß und Treue. Sieh, wenn Ursel noch einmal über dich klagt, muß ich dich strafen. Du bist der Rute noch lange nicht entwachsen."

„Nein, Vater, nein!" rief das Kind zitternd, „das kannst du nicht; du kannst deiner Gundel nicht weh tun!"

„Ich kann es wohl, mein Liebling, wenn Gott es will."

„Ich will ja gut sein", versicherte Gundel, „o so gut; du sollst es sehen. Ich will der Ursel immer folgen und auch arg fleißig sein. Aber gelt, Herzensvater, du bist mir wieder gut, und nun nimmst du auch den Strauß?"

„Gewiß, Kind", schloß der Pfarrer, das erhitzte Gesichtchen zärtlich küssend. „Bitte nur Gott um ein gehorsames Herz, damit du deinen guten Vorsatz halten kannst. Und nun geh' auch und bitte die Ursel um Verzeihung."

Ursel saß mit den Kindern auf der Bank vor dem Hause, um den milden Frühlingsabend zu genießen, da fühlte sie sich plötzlich von hinten umfaßt und ihr runzliches Gesicht von Küssen bedeckt.

„Ursel, liebe gute Ursel, ich will's nimmer tun, sei mir doch wieder gut!"

Was konnte die Alte tun, als dem herzigen Mägdlein die wirren Haare glatt streichen, Platz auf der Bank machen, und die kleine Gestalt, die sich zärtlich an sie schmiegte, mit in ihr Tuch wickeln, damit die Abendkühle ihr nicht schade? Noch ein paarmal schluchzte Gundel auf, dann ward sie still, und ganz unverhofft schallte ihr Stimmchen so heiter als sei nichts geschehen:

„Ursel, gelt, du erzählst noch ein Märlein, eh' wir schlafen gehen?"

„Ja, ja, ein Märlein", bat Martin, auf den Schoß der Magd kletternd. „Ein Riese muß drin sein und ein Zwerg und viel Reiter mit Spieß und Schild!"

„Aber auch eine schöne Prinzessin!" bat Gundel.

Die Alte erzählte, und schilderte die Prinzessin gar lieblich und fein mit goldenem Haar, rosigen Wangen und blauen Augen und einem silbergestickten Kleid. Als die Kinder endlich hinaufstiegen in ihr Schlafkämmerlein, zupfte Gundel die Schwester am Kleid und fragte:

„Weißt, Gretel, wie die Prinzessin ausgesehen hat?"

„Nun, wie denn?"

„Wie ich", erwiderte lachend das leichtsinnige Kind. „Es fehlt mir nur das Silberkleid."

---

2. Ein Schreckenstag.

Eine ernste Mahnung des Vaters erinnerte Gundel am anderen Morgen an ihren guten Vorsatz, und sie hielt ihn wirklich eine ganze Woche lang. Ursula machte ihr's

auch leicht, denn sie war milder gestimmt durch des Kindes Abbitte.

Eines Morgens waren Gretchen und Hans schon sehr früh aufgestanden. Der Vater mußte heute in ein entferntes Nachbardorf gehen, das zu seinem Kirchspiel gehörte, und sie wußten, daß ihm die Morgensuppe nicht schmeckte, wenn er sie ganz allein aß. „Ihr dürft mich ein wenig begleiten, Kinderlein", sagte er freundlich, und die drei schritten rüstig in den schönen Frühlingsmorgen hinaus. Der Weg führte am Kirchhof vorüber. „Laßt uns eintreten und der Mutter Grab besuchen", sagte der Vater. Als sie nun an dem grünen Hügel ein kurzes Gebet gesprochen hatten, wie sie stets zu tun pflegten, begann der Pfarrer mit ernster, fast feierlicher Stimme:

„Meine Kinder, ich hab' euch heute mit hierher genommen, damit meine Worte um so tiefer in eure Herzen dringen. Mir ist gar so weh, als müßt' ich bald von euch scheiden."

„Ach, liebster Vater, bist du krank?" rief Gretchen erschrocken. „Komm doch wieder heim und leg' dich aufs Ruhebettlein, daß ich dich pflege."

„Und ich will nach der Stadt laufen zum Doktor Fabius, und dir den stärkenden Trank holen, der dir schon so oft wohl getan", sagte Hans.

„Nein, meine Lieben, ich bin nicht krank. Aber meine Sehnsucht nach der Entschlafenen ist groß, und Gottes Stimme in meinem Herzen mahnt mich an mein eigenes Ende. Ihr wart mir fromme, gehorsame Kinder, und habt den Weg zur Seligkeit wohl gelernt aus Gottes Wort. Laßt euch ja nicht, weder durch Lust noch Leid, von der reinen Lehre des Evangeliums abwenden, die uns D. Luther wiedergebracht hat. Nehmt euch auch eurer Ge-

schwister an und sucht sie auf dem rechten Weg zu erhalten. Besonders habt Geduld mit Gundel! Ihr Leichtsinn macht mir große Sorge; aber ihr Herz ist weich und läßt sich durch Liebe leiten. Solltet ihr aber in diesen bösen, gefährlichen Zeiten voneinander getrennt werden, meine Kinder, o so betet fleißig füreinander, daß wir uns einst alle im Himmel wiederfinden. Und nun geht heim in Frieden und betrübt euch nicht über meine Worte. Meine Zeit steht in Gottes Händen; aber es drängte mich, heute so zu euch zu sprechen."

Unter Tränen küßten die Kinder des Vaters Hand, versprachen ihm treulich zu folgen und wandten sich heimwärts. Noch einmal sahen sie sich nach ihm um. Da stand er auf der Anhöhe und schaute über das friedliche Tal, als könne er sich nicht von dem Anblick trennen.

Vor dem Hoftor sprangen ihnen die Geschwister fröhlich entgegen; Gundel trug eine große, in verblichene Seide und Spitzen gekleidete Puppe im Arm, es war ihr größter Schatz, ein Geschenk ihrer Pate.

„O, heute ist's schön draußen", rief sie, „heute möcht' ich in den Wald mit meiner Rosamunde!"

„So geh' mit mir, wenn es Ursel erlaubt", sagte Hans. „Ich soll heute das Gras mähen auf unserer kleinen Waldwiese. Wir nehmen die Kuh mit und bleiben den ganzen Tag draußen."

„O, das ist schön", rief Gundel; „Ursel ist heute so verdrießlich, sie hat Kopfschmerzen; da mag ich nicht bei ihr bleiben. Komm auch mit, Martin!"

„Ich bleib' bei meiner Gretel; wir müssen heut den Garten ganz rein machen von Unkraut, da freut sich der Vater, wenn er heimkommt." Damit sprang er der Schwester nach, die mit Hacke und Rechen dem Garten

zuschritt, der hinter dem Hause lag und sich fast bis zum Waldesrand erstreckte.

Hans führte die Kuh aus dem Stalle, holte den Karren aus der Scheune und sagte freundlich:

„Setz' dich drauf mit Rosamunde; solang es bergab geht, will ich euch fahren."

Aber da kam Ursel aus der Küche, um ihm die Hirtentasche mit Brot und Käse zu füllen. Sie hatte ein Tuch um den Kopf gebunden und sah wirklich recht mißmutig aus.

„Was soll denn das?" frug sie. „Das Mädel bleibt daheim! Ich will des Herrn Vaters Stüblein gründlich rein machen; da muß es mir helfen."

„Immer kommst du dazwischen, wenn man sich auf was freut", rief Gundel zurück. „Ich bin die ganze Woche so fleißig gewesen; heut will ich mit in den Wald."

„Du kannst nachmittags 'nauslaufen; weißt ja den Weg. Erst mußt mir helfen."

„Ich will aber jetzt mit; bei dir bleib' ich nicht, du zankst heute immer." Damit setzte sie sich behaglich auf dem Karren zurecht und nahm die Puppe auf den Schoß.

„Aber, Gundel", mahnte Hans, „bleib' doch da und hilf der Ursel! 's ist ja für den Vater; du hast ihn doch so lieb."

„Lieb hab' ich ihn, aber in seinem dumpfen Stüblein mag ich nicht herumkratzen; das kann Gretel tun. Fahr' zu, Hans, mach' schnell!"

Aber schon hatte die Alte den Arm des Mägdleins erfaßt, um es herabzuziehen. In dem lebhaften Kampf, der nun entstand, glitt Rosamunde von Gundels Schoß, schlug auf einen Stein, und ihr Kopf sprang in Stücke. Nun war es ganz aus mit Gundels Fassung; sie sprang

vom Karren, raffte ihr schwerverwundetes Kind vom Boden auf und stürmte in höchstem Zorn auf Ursula ein. So böse Worte entfuhren dabei dem kleinen lieblichen Munde, daß sich Hans ganz entsetzt zwischen beide warf.

„Gundel, o schäme dich doch! O, wenn das der Vater wüßte! Er war so traurig heute früh und ermahnte uns so herzlich. Ach Ursel, höre doch nicht auf sie, sie weiß nicht, was sie spricht; habe doch Geduld mit ihr!"

„Ja, Geduld!" rief die Alte. „Ihr werdet so lange Geduld haben, bis das Kind ganz verdorben ist. Pack dich fort, Bub, und ärgere mich nicht auch noch; diesmal soll's ihr nicht ungestraft hingehen."

Was konnte Hans tun, als traurig mit Karren und Kuh seines Weges ziehen? Ursula aber packte das unartige Kind fest beim Arme, zog es ins Haus und sperrte es nach heftigem Widerstand in die Wohnstube.

„Da bleibst du drin, bis der Vater heimkommt", rief sie, die Tür zuschließend, und ging dann brummend hinauf, um ihre Arbeit zu verrichten.

Gundel war ganz außer sich und stieß laut weinend und schreiend gegen die Tür, bis ihr Blick von ungefähr auf Ursels Spinnrad fiel. Gar sauber war der glänzende Flachs mit einem blauen Band zusammengehalten, und der Faden, der sich um das Rad wand, war fein und gleichmäßig. Niemand durfte der Ursel an ihr Spinnrad rühren; sie hielt es gar so hoch und wert. Aber Gundel wußte kaum, was sie tat. „Sie hat meine Rosamunde verdorben; nun verderb' ich auch ihr Spinnrad", rief sie aus, zerrte mit zitternden Händen den Flachs herab, zerriß den fertigen Faden wieder und wieder, und stampfte so heftig auf das Fußbrett, daß es zerbrach. Kaum aber war die Zerstörung vollendet, so kam auch die Reue.

Am Dorfbach.

Was würde der Vater sagen zu dieser boshaften Tat? Wie würde er trauern über die häßlichen Schimpfworte, die sein Kind ausgestoßen! Ja, diesmal würde er gewiß strafen und zwar recht streng. Diesen Gedanken konnte Gundel nicht ertragen. Sie versuchte das Spinnrad wieder instand zu setzen, aber es gelang ihr nicht; es war ganz und gar verdorben. „Ich laufe fort und verstecke mich", sagte sie bei sich selbst. „Nimmer kann ich's vertragen, daß mich der Vater schlägt, nein, nimmer! Aber wo soll ich hin? Zu Gretel in den Garten? Nein; die wird sagen, ich soll Ursel um Verzeihung bitten und die Strafe geduldig leiden, aber das kann ich nicht. Jetzt weiß ich's! Ich spring' zum Fenster hinaus und lauf' zur Pate; die nimmt mich gewiß in Schutz."

Die Pate war eine alte Edelfrau, die eine gute Stunde entfernt in einem Schlößlein wohnte, das ihr Witwensitz war. Von ihr hatte Gundel den vornehmen Namen erhalten; und bei den häufigen Besuchen, die sie im Schlößlein machen durfte, war ihr Eigenwille und ihre Eitelkeit sehr gestärkt worden. Es waren große Festtage für sie, wenn die ungefüge Kutsche der Pate vor dem Pfarrhofe hielt, um sie abzuholen ins Schlößchen, wo es viel schöner war als zu Hause. Da gab es feine Wecken zu essen und süße eingemachte Früchte; da stand ein großes Puppenhaus mit vielen zierlich eingerichteten Zimmern, womit einst die Töchter der Pate gespielt hatten. Das Beste war aber eine ganze Truhe voll alter Spitzen, Bänder, Federn und Borten, womit sie sich nach Herzenslust schmücken durfte und manch Stücklein davon geschenkt bekam. Auch fand die alte kränkliche Dame großes Wohlgefallen an dem hübschen, frischen Mädchen, lobte alles an ihm und sagte ihm viel mehr Schmeichelworte, als gut war. Darum sah

der Pfarrer, seit Gundel älter wurde, diese Besuche nicht sehr gern; es waren Monate vergangen, seit sie zuletzt bei der Pate war. Jetzt aber erschien es ihr als einzige Zuflucht in der großen Angst und Not. Freilich, im Zwillichröcklein und den alten schiefgetretenen Schuhen durfte sie nicht zu ihr kommen, aber dort in der Truhe lag ja das hübsche grüne Kleidchen mit den geschlitzten Puffärmeln, das ihr die Pate selbst für diese Besuche geschenkt. Sie nahm es heraus und legte es mit Mühe an, ebenso die seidenen Strümpfe und die feinen, glänzenden Schuhe. Dann öffnete sie das Fenster und schaute hinaus. Schon oft war Hans im Spiel da hinunter gesprungen; es war nicht sehr hoch. Alles war still auf dem Hofe; niemand konnte ihre Flucht bemerken, denn aus des Vaters Stübchen sah man nach dem Garten zu. Der Sprung gelang, und flüchtigen Fußes lief das törichte Kind von dem trauten Vaterhaus fort, das es nie, nie wiedersehen sollte.

Unterdessen arbeitete Gretel fleißig im Garten; Martin aber ward es bald müde, das ausgeraufte Unkraut in den Korb zu sammeln. Er schwang sich auf eine Bohnenstange, nahm einen Holunderzweig als Spieß in die Hand und trabte lustig den Garten auf und nieder. Zwei Stunden mochten so vergangen sein, da kam der Kleine erschrocken auf die Schwester zu und rief:

„Gretel, Gretel, der Vater kommt wieder, quer übers Feld kommt er und sieht so anders aus; ich fürcht' mich vor ihm."

Das Mädchen fuhr empor, von jähem Schreck durchzuckt, denn es gedachte an des Vaters Worte auf dem Kirchhof. Ja, da kam er wirklich auf das hintere Gartentor zugelaufen, verstört, erhitzt und offenbar in höchster Aufregung.

„Fliehet, Kinder", rief er schon von weitem. „Gretel, eile mit dem Kleinen in den Wald, in die Schlucht, die sie das Bärenloch nennen. Tillys Heerhaufen sind ins Land gefallen; schon brennen rings die Dörfer; auch das Nachbardorf steht in Flammen! O, Gott erbarme sich unser! Wo sind Hans und Gundel?"

„Auf der Waldwiese mit der Kuh", erwiderte Martin, der kaum begriff, um was es sich handelte.

Eben kamen einige Bauernburschen vorüber; die Sensen auf der Schulter wollten sie hinaus, um Gras zu mähen.

„Kehrt um", rief ihnen der Pfarrer zu, „helft den Weibern und Kindern zur Flucht, und rettet, was ihr könnt; Tillys Scharen sind im Anzug. Du aber, Niklas, tu' mir die Liebe und lauf auf meine Waldwiese; dort sind Hans und Gundel. Führ' sie sicher über die Bergeshöhen ins Bärenloch; Gott lohn' es dir!"

Niklas eilte dem Walde zu, aber auf die Wiese kam er nimmer, und niemand hat wieder etwas von ihm gehört. Herumstreifende Soldaten werden ihn wohl gefangen fortgeführt haben.

„O Vater", stammelte Gretchen, „komm doch mit uns, daß sie dir nichts tun."

„Wehe dem Hirten, der fliehet, wenn der Wolf kommt! Bei den Kranken und Schwachen, die nicht fliehen können, ist mein Platz. Nimm das Kind und lauf', und kehre nicht zurück, ehe einer der Männer euch holt."

Zitternd, mit wankenden Knien, gehorchte das Mädchen. Da kam Ursula, die am offenen Fenster die Schreckenskunde nur halb gehört, totenbleich angelaufen.

„Ins Bärenloch, Ursel, so schnell ihr könnt", rief der Pfarrer; „es ist eine wilde Bande, roh, betrunken

und beutegierig.“ Damit lief er mit Windeseile ins Dorf hinab.

Wunderbar schnell ging der Angstruf durch die friedlichen Hütten; Frauen und Kinder liefen dem Walde zu, alles im Stich lassend, nur einige schnell zusammengeraffte Nahrungsmittel tragend.

Ursula, die arme alte Magd, war vor Schreck fast gelähmt, und nur die Angst gab ihr Kräfte, den Kindern nachzueilen. Schon waren sie unter den schützenden Bäumen, da stand sie plötzlich still, fuhr mit der Hand über die Stirn und rief ganz außer sich: „Barmherziger Gott, das Gundel!“ wandte sich um und lief, so schnell sie nur die Füße trugen, nach dem Hause zurück.

„Es ist ja mit Hans in den Wald!“ rief ihr Gretchen nach.

„Nein, o nein! Ich hab's eingesperrt; eile, Gretel, rette dich und den Herzensjungen.“

Seit vielen Jahren war Ursula nicht so gelaufen wie jetzt; und als sie endlich mit zitternder Hand den Schlüssel umdrehte und in die Stube trat, fiel sie völlig erschöpft auf den Fußboden nieder. „Gundel, Gundel, wo bist du?“ rief sie angstvoll. „Ach, das arme Lamm ist in einem Winkel eingeschlafen. Gundel, wach' doch auf! O, wie konnt' ich doch so hitzig sein gegen das Kind!“ Als alles still blieb, raffte sie sich mühsam auf und durchsuchte das Zimmer, ohne das zerbrochene Spinnrad zu beachten. Alles war leer; das Fenster nach dem Hofe zu stand weit offen. „Vielleicht hat das Kind die Schreckensrufe gehört, ist hinausgesprungen und mit den anderen geflohen. Klug und beherzt ist's ja. Aber was soll ich tun? Ich kann ja nicht mehr stehen; die Glieder versagen mir. Ach Gott, erbarme dich meiner!“ Immer

von neuem versuchte sie, das Haus zu verlassen, aber sie vermochte es nicht. Schreck und Anstrengung hatten ihre Kräfte ganz gelähmt; sie sank auf den Boden nieder. Jetzt schallte vom Dorf herauf wüster, wilder Lärm, näher kam es; zitternd hörte es die arme Alte. Bald aber wich die Furcht aus ihrem Herzen und machte stiller Ergebung Platz. Mühsam erhob sie sich auf die Knie, faltete die mageren Hände und betete mit lauter Stimme:

„O HErre Gott, in meiner Not
Ruf' ich zu dir, du hilfest mir;
Mein' Leib und Seel' ich dir befehl'
In deine Händ'; dein' Engel send',
Der mich bewahr', wenn ich hinfahr'
Aus dieser Welt, wenn dir's gefällt!
In JEsu Namen, Amen!"

„Pfaff, wo steckst du?" schrie eine rauhe Stimme im Hofe. „Heraus mit dem Geld, heraus mit dem Gold- und Silberplunder aus deiner Kirche!" Die Tür ward aufgerissen, und zwei struppige wilde Gesellen traten ein. Sie trugen Lederwämse und breite Hüte mit weißen Schnüren, eiserne Arm- und Beinschienen und große Pistolen im Gürtel. Ihr langen Hellebarden stellten sie in die Ecke und fuhren die Kniende hart an:

„Heda, Alte, was liegst du da? Auf, und schaff' den Pfaffen her!"

„Ich weiß nicht, wo er ist", war die ruhige Antwort.

„Dann gib das Geld 'raus, alles Geld! Schnell, eh' die anderen kommen. Wenn's genug ist, tun wir dir nichts, aber mach' hurtig."

„Es ist kein Geld mehr da", versicherte Ursel; „dort

im Wandschrank steht ein Kästlein, darin ist alles, was wir haben."

Gierig rissen sie den Schrank auf.

„Was? Zwei Gulden und ein paar lumpige Groschen? Vergraben hast du's, alte Hexe; gib's her oder du bist des Todes!"

Während nun einer dieser Unholde die arme Alte würgte und mit Fäusten schlug, daß ihr die Sinne fast vergingen, und immer von neuem nach dem Versteck des Geldes fragte, stürzte der andere die Truhe um, durchwühlte die ärmlichen Kleider, steckte, was ihm gefiel, in einen Sack, zerriß und zerstampfte das andere. Halbtot ließen sie Ursel liegen und hausten ebenso in der Küche und im Studierstüblein, fanden aber nur wenig, was ihnen behagte. Der leere Stall reizte sie zu neuer Wut; eine Weile machten sie sich darin zu schaffen und enteilten dann der Mühle zu, wo sie bessere Beute zu finden hofften. Da schlug plötzlich aus dem Strohdach des Stalles eine helle Flamme auf, die vom Winde dem Hause zugetrieben ward; in kurzer Zeit stand auch dieses in heller Glut. Ursel aber merkte nichts davon. Als ihre Quäler sie verlassen hatten, war sie ohnmächtig zusammengesunken. Dichter Rauch, der bald darauf ins Zimmer drang, betäubte sie noch mehr, und stille schwebte ihre Seele empor zu dem treuen Gott, dem sie sich im Glauben befohlen.

Indessen bot die sonst so friedliche Dorfgasse einen wilden, schrecklichen Anblick. Das wenige noch vorhandene Vieh ward aus den Ställen gezerrt, um teils gleich geschlachtet, teils weggetrieben zu werden. Betten, Kleider, blankes Zinngeschirr ward aus den Häusern geschleppt und auf die Wagen gepackt, die dem wilden Haufen

folgten. Was des Mitnehmens nicht wert war, ward mutwillig zerstört. In allen Winkeln, in Kellern, selbst auf den Düngerstätten in den Höfen suchten und wühlten die Habgierigen nach Geld und Kostbarkeiten, fanden aber so wenig, daß sie nur um so wütender wurden. Schon waren mehrere Bauern, bei denen man noch Schätze vermutete, grausam gemißhandelt und zuletzt erschossen worden. Mitten in dem Gewühl zündete man Feuer an, um große Stücke Fleisch an Spießen zu braten, während andere ein Fäßchen Branntwein herbeischleppten, dessen Genuß ihre Wildheit noch vermehrte.

Unbemerkt war der Pfarrer, nachdem er überall ermahnt, getröstet und geholfen hatte, wo Kranke und Alte wohnten, in das Haus des Hofbauern Christoph gekommen, das ein wenig abseits vom Dorfe lag. Seine Frau war schon seit langer Zeit mit der Gicht behaftet und konnte nicht stehen noch gehen. Eben schlug der Pfarrer vor, die Kranke eilig durch das Hinterpförtlein hinaus ins Gebüsch zu tragen, da drangen schon mehrere betrunkene Soldaten ins Zimmer.

„Gib uns Geld, alter Graukopf", schrien sie den ehrwürdigen Greis an, „bei dir wird's doch endlich was geben! In dem ganzen lumpigen Nest ist nichts Rechtes zu finden."

„Nehmt, was da ist", erwiderte ruhig der Alte, „und laßt uns dann in Frieden; ihr seht, mein Weib ist schwer krank." Damit öffnete er den eichenen Schrank, der neben dem großen grünen Kachelofen stand, und einige kleine Truhen, ein Säcklein und eine wohlgebrauchte Bibel enthielt.

Aber die Truhen waren leer und das Säcklein enthielt nur noch eine Hand voll Silbertaler, die der

flinkste unter den Räubern alsbald einsteckte und damit hinauseilte.

„Wo ist der Silberschmuck, wo sind die Golddukaten, die in dem Kästlein waren?“ schrien die Wilden.

„Der Krieg hat alles verzehrt“, war die Antwort. „Sucht, wo ihr wollt, ihr werdet nichts finden.“

„Ich weiß, wo's versteckt ist“, schrie ein wüster junger Geselle, „im Bettstroh wird's sein. Steh' auf, Alte, gib den Schatz 'raus!“

Da trat der Pfarrer den Andringenden entgegen und bat sie mit ernsten Worten, der Kranken zu schonen. Wirklich wandten sich einige zum Gehen, da schrie der böse Bube wieder:

„Das ist der Pfaff, sonst könnt' er nicht so schön reden; packt ihn fest, er kommt auch noch dran. Jetzt 'raus mit dir, Alte!“ Damit riß er die arme Frau vom Lager empor, und ehe der Greis ihr zu Hilfe eilen konnte, fiel sie mit einem Wehschrei auf den harten Boden.

Aber in diesem Augenblick trat ein frischer Jüngling ins Zimmer, Andreas, der einzige Sohn des Hauses. Kaum sah er den Frevel, der an seiner Mutter geschah, so sprang er herzu und streckte den Grausamen durch einen gewaltigen Faustschlag zu Boden. Aber sogleich ward er von eisernen Fäusten gepackt, schon riß einer die Pistole heraus, um ihn zu erschießen, da schrien die anderen: „Laßt ihn leben, 's ist ein schöner Bursch, der paßt zum Soldaten! Bindet ihn draußen an einen Wagen, daß er nicht entwischt.“

Laut jammerte die Mutter, als der Jüngling weggeschleppt wurde; man stieß sie mit den Füßen zur Seite, um das Stroh des Lagers zu durchwühlen. Der Greis war neben ihr zu Boden gesunken; dem Pfarrer aber

hatten sie die Hände auf den Rücken gebunden und ihn in eine Ecke gedrückt. Als alles Suchen nach Geld vergeblich war, wandte sich die ganze Wut gegen ihn, und ohne die Alten weiter zu beachten, zogen sie mit ihm ab. Auch der betäubte Bursche erholte sich und taumelte ihnen nach. In der Tür aber drehte er sich noch einmal um, zog etwas aus der Tasche, schlug es in den Händen zusammen und warf's in den Strohhaufen; dann enteilte er hohnlachend. Ein glimmendes Stücklein Schwamm war es gewesen, das nun im Nu das dürre Stroh entzündete.

Aber Gott wollte die beiden frommen Alten nicht eines so entsetzlichen Todes sterben lassen. Der Greis fühlte sich plötzlich mit neuer Kraft durchdrungen, umfaßte die Hilflose mit den Armen und trug sie aus der schon mit Rauch und Flammen erfüllten Stube. Im Hof war's wieder still; er brachte seine teure Last sicher in einen Stall, der entfernt von den übrigen Gebäuden lag, und legte sie dort auf etwas Heu und Stroh nieder. Weinend und betend sahen die beiden ihr Haus und Gut verbrennen, und doch hätten sie alles gern hingegeben, wenn man ihnen nur ihren Andreas gelassen hätte.

Indessen ward der Pfarrer durch das Dorf geschleppt, bei seinem brennenden Hause vorbei, den Hügel hinauf in die Kirche, wo man reiche Beute zu finden hoffte. Aber nichts war zu sehen als kahle Wände und schlichte hölzerne Bänke. Sie lösten seine Bande und bestürmten ihn, das Kirchengut herauszugeben.

„Wäre es mein", entgegnete er, „so solltet ihr's willig haben, da es aber Gott angehört, kann ich's euch nicht geben. Glaubet doch meinen Worten, es ist nur noch wenig, und gewiß nicht wert, daß ihr darum mein Blut vergießt."

Da durchsuchten sie gierig alle Ecken und fanden endlich hinter dem Altar ein verborgenes Wandschränklein. Darin lag eine gestickte seidene Decke, die Gundels Pate an des Kindes Tauftag der Kirche geschenkt. Schlichte zinnerne Geräte für Taufe und Abendmahl standen dabei.

„Gib die silbernen her", schrien die Räuber den Pfarrer an, „wo so ein goldgestickter Lappen ist, muß noch mehr sein."

„Sie sind nicht mehr da", war die Antwort, „in der Not hat sie die Gemeinde hingegeben, um die Kriegssteuern zu bezahlen."

Indessen war zwischen zwei Soldaten heftiger Streit entbrannt um die Decke. Schimpfend und fluchend rissen sie sich darum, und keiner wollte dem anderen weichen. Endlich begannen sie einander zu raufen, und zuletzt riß einer die Pistole aus dem Gürtel. Da warf sich der Pfarrer dazwischen und rief: „O, befleckt doch nicht das Heiligtum des HErrn mit Mord und Gewalttat!"

In diesem Augenblick schallte vom Dorfe herauf das Schmettern einer Trompete, das Zeichen zum Aufbruch. Mit einem kräftigen Ruck riß einer der Streitenden die Decke an sich, der andere wandte sich gegen den Pfarrer. Der Schuß krachte, und während die Mörder enteilten, sank der fromme Mann schwer getroffen an den Stufen des Altars nieder, wo er so oft gebetet hatte. „Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn", seufzte er; „Gott, erbarme dich meiner armen Kindlein!" Dann entfloh seine Seele, und er war vereint mit der geliebten Gattin, nach der er sich am Morgen so schmerzlich gesehnt.

3. Wie die Kinder zerstreut wurden.

Mit recht schwerem Herzen war Hans am Morgen in den Wald gezogen. Der Vater hatte so traurig gesprochen, und Gundel war gar so bös gewesen. Sie war seine Lieblingsschwester, und er wollte sie gern recht an sich ziehen nach des Vaters Wunsch. Aber was sollte er tun, wenn sie gar so wild und widerspenstig war? Auf der Waldwiese, die, von hohen Tannen umgeben, etwa eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt lag, war's friedlich und schön, so daß der Knabe mit Lust an die Arbeit ging und seinen Kummer ein wenig vergaß. Emsig mähte er das fette, mit vielen bunten Blumen durchwachsene Gras und streute es sorgsam auseinander, damit es an der Sonne trockne. Seinen Karren belud er, so hoch es gehen wollte, mit frischem Futter für die nächsten Tage, indes die Kuh neben ihm weidete. Als er sich müde gearbeitet hatte, ruhte er ein wenig im kühlen Schatten der Tannen, war aber dabei nicht müßig, sondern zog ein Psalmbüchlein aus der Hirtentasche, und fing an den Psalm zu lernen, den der Vater ihm aufgegeben: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet, und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu dem HErrn: Meine Zuversicht und meine Burg; mein Gott, auf den ich hoffe." So kam zwischen Arbeiten und Lernen der Mittag heran. Er molk sein Töpfchen voll Milch und labte sich an dem guten Brot und Käse, aber die Worte des Psalms klangen immer in seinem Herzen wieder. Es war ihm so leicht geworden, ihn zu lernen, er paßte ja so gut zu der traurigen, angstvollen Zeit, die jetzt auf Erden war. „O, wie gut ist es, daß uns der liebe Gott beschützt", dachte er. „Mir ist heute so bange, und

ich weiß nicht warum. Aber ich sitze ja unter dem Schirm des Höchsten, so will ich mich nicht fürchten, sondern ein wenig schlafen, denn ich bin sehr müde." Damit streckte er sich aufs weiche Moos und war bald fest eingeschlafen. Es war schon hoch am Nachmittag, als ihn endlich ängstliches Brüllen der Kuh aufweckte. Er fuhr schnell empor und rieb sich die Augen. „Ei, wie lang hab' ich geschlafen", dachte er, „und das Tier ist so unruhig, als ob es heim wollte!" Schnell wendete er das Gras noch einmal und machte sich dann auf den Heimweg, den Karren rüstig vor sich herschiebend, während die Kuh gehorsam folgte.

Durch dichten Wald führte der Weg, und in den Zweigen sangen die Vöglein gar friedlich, aber ein paarmal schien es dem Knaben, als schalle von fern her wilder Lärm. War das nicht Trompetenklang? Er blieb stehen und lauschte. Jetzt noch einmal ganz deutlich! Noch ein paar Schritte, dann lichtete sich der Wald, und der Knabe stand auf grünem Plan und schaute starr vor Schrecken, mit bleichen Lippen und überströmenden Augen hinüber nach dem brennenden Dorfe. Es dauerte lange, eh' er sich fassen und seines Jammers ein wenig Herr werden konnte. Die Kuh war wieder in den Wald zurückgelaufen. Sollte er dasselbe tun? Nein, er mußte sehen, wie's den Geschwistern ergangen war, und ob der Vater gerettet sei. Den Karren im Stich lassend lief er dem Dorfe zu. Aber sieh, da bewegte sich ein Zug Menschen ihm entgegen. Mit Entsetzen sah er die Hellebarden der Soldaten im Feuerschein blitzen. Mehrere Wagen mit Beute beladen folgten dem Trupp. Schnell wandte er sich wieder dem Walde zu, um sich ins dichte Gebüsch zu verstecken, bis sie vorüber wären. Aber schon hatten sie ihn erspäht.

„Steh', Bub, oder ich schieße", schrie ihm einer der vordersten zu, und in wenig Minuten hatten sie ihn erreicht. „Bist du aus dem Nest da unten?" fuhren sie ihn an.

„Ja."

„Wo sind die anderen Kinder, wo sind die Weiber und Mägdlein versteckt?"

„Ich weiß nicht; ich bin schon früh in den Wald, ganz allein."

„Wie heißt du?"

„Hans Trautmann, des Pfarrers Sohn bin ich."

„Dann fahr' deinem Vater nach, du Ketzerbrut!" schrie ein wilder Geselle, mit dem Spieß auf den Knaben zulaufend.

Da packte ihn ein starkes junges Weib, das von einem der Wagen gesprungen war, am Arme und riß ihn zurück.

„Hast noch nit genug gewürgt für heute, du Unhold", schrie sie. „Der schöne Bub wird nit umgebracht, sag' ich, sonst kannst du fortan die Suppe selber kochen und 's Wams flicken, ich tu's nimmer. Sei getrost, Hansel, wen die Walpurg in Schutz nimmt, dem darf niemand was tun."

Brummend ließen die Soldaten von dem Knaben; Walpurg führte ihn zu dem Wagen, hieß ihn aufsteigen und neben sie auf ein Bündel Betten sitzen, dann ging's auf und davon. Anfangs war der Knabe von der schnellen Wendung seines Schicksals ganz betäubt, nach und nach aber ward ihm klar, was der Soldat gemeint. Die Geschwister waren gerettet, aber der Vater war tot! Er schlug die Hände vors Gesicht und weinte, als sollt' ihm das Herz brechen. Das Weib ließ ihn eine Weile gewähren, dann stieß sie ihn unsanft in die Seite und sprach:

„Laß das Geflenn, Junge; sei lustig, du gefällst mir und sollt's gut haben. Ich brauch' einen Buben, seit mir der Wenzel davongelaufen."

„Ach", schluchzte Hans, „hätteſt du mich doch totstechen lassen, dann wär' ich jetzt bei meinem Vater."

„Red' nit so dumm; bald wird dir's bei uns gefallen, und in ein paar Jahren bist ein schmucker Soldat. Aber's Geheul mußt lassen, sonst gibt's Püffe." Die Faust, die sie ihm dabei zeigte, war so hart und stark, daß er die letzten Tränen verschluckte und in stummer Trauer vor sich niederblickte.

Fort ging's über die bekannten Fluren, wo er so oft an der Hand des Vaters gewandelt, aufmerksam seiner Rede lauschend. Bald aber ward ihm die Gegend fremd, und als die Sonne unterging, gelangte man in ein Tal, in welchem eine große Heeresabteilung ihr Lager aufgeschlagen hatte. In der Mitte erhoben sich auf freiem Raum die Zelte der Anführer; ringsherum standen die leichten Stroh- und Breiterhütten der Kriegsleute, nach einzelnen Kompagnien eingeteilt. Vor den Zelten der Fahnenträger flatterten die bunten Fähnlein; Spieße und Hellebarden blinkten in die Erde gesteckt vor jeder Hütte. Dazwischen lagerten würfelspielende Männer, Buben putzten und tränkten die Pferde, Weiber kochten an großen Feuern die Abendmahlzeit, und auch an Kindern war kein Mangel, denn viele der Söldner führten Weib und Kind mit sich ins Feld. Auch in Walpurgs Wagen waren während der Fahrt zwei struppige kleine Buben aus dem Schlaf erwacht. Der jüngste, der noch nicht laufen konnte, ward jetzt Hans in die Arme gelegt, daß er ihn hüte, während die Soldatenfrau ihre Geschäfte besorgte. Mit müdem Blick schaute der trauernde

Knabe in das bunte Gewühl um sich her, während der kleine Schreihals ihn am Haar raufte und ins Gesicht kratzte. Da hörte er leise seinen Namen rufen; er wandte sich um und erblickte den jungen Andreas, Christophs Sohn, den man an einen Baum gebunden hatte. „Hans", sagte der Jüngling, „verzage nicht! Trau' auf Gott; Er wird dich wieder freimachen zu rechter Zeit. Nur laß dich nicht verführen! Bleibe fromm, denk' an deinen Vater! Wenn wir beisammen bleiben, gelingt's uns vielleicht, zusammen zu entfliehen." Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht; bald ward Andreas losgebunden und fortgeführt, und Hans sah ihn nicht wieder.

Endlich, endlich ward Ruhe im Lager und die milde Sommernacht deckte all das tolle Treiben auf wenige Stunden zu. Hans lag auf einem Bündel Heu dicht neben Walpurgs Hütte, und sein junges Herz war so traurig, wie wohl selten ein Kindesherz ist. Gestern noch der geliebte Sohn eines frommen Vaters in der friedlichen Heimat; heute als Troßbube unter wildem Kriegsvolk, verlassen, verwaist, aller Grausamkeit, aller Versuchung preisgegeben. Er wußte nun gewiß, daß sein Vater erschossen, die gute Ursel aber im Hause verbrannt war, denn die Soldaten hatten sich beim Abendfeuer ihrer Greueltaten gerühmt. O, wie elend wäre er gewesen, wenn er den allmächtigen Vater nicht gekannt hätte, dessen Auge auf die Elenden und Verlassenen sieht! Unter Tränen betete er noch einmal den Psalm, den er heute gelernt, dann ließ ihn ein sanfter Schlaf seinen Jammer vergessen. —

Nach beschwerlicher Wanderung waren die Flüchtlinge aus dem Dorfe im Bärenloch angekommen. Um dahin zu gelangen, mußte man einen steilen Berg ersteigen, bis

man zu einer Felswand kam, in der sich eine schmale, durch Gebüsch verdeckte Spalte befand. Schlüpfte man durch diese, so öffnete sich nach einigen Schritten eine enge waldbewachsene Schlucht von hohen Felsen umgeben. Dort lagerten sich die Armen, teils still und müde, teils laut jammernd über ihr herbes Schicksal. Etwas entfernt von den anderen, dem engen Eingang am nächsten, setzte sich Gretchen mit dem Brüderlein nieder, ängstlich auf Ursula und Gundel wartend. Der Kleine begriff noch gar nicht, was die eilige Flucht und all das Weinen und Jammern zu bedeuten hatte.

„Gretel", hub er an, „warum sind wir so schnell fortgelaufen, und warum sind die Leute so traurig? Ich weiß noch wohl, wie zuletzt Soldaten im Dorf waren. Die haben uns gar nichts getan."

„Sie haben aber unser Feld abgemäht und unser Kalb geschlachtet."

„Ja, aber ich hab' mit gegessen, als sie den Braten machten im Hofe; sie haben mich auch reiten lassen. Weißt, ich hatte damals die ersten Höslein bekommen und freute mich so, daß ich den Kinderrock los war. Jetzt kann ich schon besser reiten; wenn wir nur dageblieben wären."

„Heut sind's aber andere Soldaten, ganz böse, die uns feind sind", erklärte die Schwester.

„Was ist feind?"

„Wenn sie alles wegnehmen und den Leuten zu leid tun, was sie nur können."

„Machen sie auch welche tot?"

„Nein, ach, so Gott will, nein!" antwortete Gretel schaudernd. „Denk' nicht mehr daran, Martin. Uns behüt' der liebe Gott, auch den Vater und all die anderen."

„Steh', Bub, oder ich schieße!"

Ach, das Herz des Mädchens war voll entsetzlicher Angst, aber sie wollte das Brüderlein nicht in Furcht setzen, damit es nicht auch anfinge zu weinen und zu schreien, wie so viele Kinder da unten in der Schlucht. Zudem war sie ja selbst noch ein harmloses Kind und konnte sich kaum eine Vorstellung machen von den Greueln des Kriegs.

„Wir haben solange nichts gegessen", begann Martin wieder, „hast du kein Brot, Gretel?"

„Nein, aber dort unter dem großen Baum sitzt die Müllerin; siehst du das Körbchen mit Brot an ihrer Seite? Komm zu ihr, sie gibt dir gewiß etwas."

Freundlich reichte die junge blasse Frau den Geschwistern von ihrem Vorrat. Sie war erst vor kurzem von schwerer Krankheit genesen; ein Säugling lag an ihrer Brust, zwei Kindlein spielten zu ihren Füßen. Solange das Brot reichte, hielt Martin sich noch munter, dann aber sank sein Köpfchen auf den Schoß der Schwester und er schlummerte ein, ermüdet von dem ungewohnten weiten Wege.

„Wo nur Ursel bleibt mit dem Schwesterlein?" sagte Gretchen, ängstlich nach dem Felsenspalt schauend.

„Ach Kind", meinte die Müllerin, „wie soll die Alte den Berg hinaufkommen mit ihren steifen Gliedern? Es gibt noch manch gutes Versteck im Walde, und sie kennt ja Weg und Steg."

Aber Gretel war nicht beruhigt und wäre am liebsten zurückgelaufen, um nach den beiden zu sehen, hätte sie nicht des Vaters Verbot daran gehindert. Die Müllerin ward zusehends bleicher und lehnte sich ermattet gegen den Eichenstamm.

„Gretchen", bat sie endlich mit schwacher Stimme, „mich dürstet so sehr und mir ist so weh ums Herz. Willst du mir wohl meinen Krug dort unten mit Wasser füllen?"

„So gerne, aber wie darf ich Martin verlassen?"

„Er schläft ja so fest, und ich will ein Auge auf ihn haben."

Wie konnte Gretchen die Bitte abschlagen? Sie legte das Brüderlein ins weiche Moos und stieg eilig in die Schlucht hinab, wo ein schmaler Wasserstrahl aus dem Felsen quoll, sich aber gleich wieder im Steingeröll verlief. Der Weg war beschwerlich, und unten drängten sich viele Durstige um das Wasser, so daß es lange dauerte, ehe sie mit gefülltem Krug wieder zurückkehren konnte. Aber fast hätte sie ihn vor Schreck zu Boden fallen lassen, als sie sah, was indessen geschehen war. Von Angst und Schwäche überwältigt, war die Müllerin ohnmächtig umgesunken; ruhig spielten die Kinder mit Blumen und Steinchen, aber Martin war verschwunden. Bald nachdem die Schwester ihn verlassen, war er erwacht, und sein erster Blick fiel auf ein Eichkätzchen, das dicht neben ihm im Gebüsch saß. Alles um sich her vergessend haschte er danach; es sprang zum nächsten Busch empor, er kletterte nach. Die Müllerin rief ihn mit matter Stimme; er hörte es nicht, sondern verfolgte mit kindischer Lust das Tierchen, das neckisch vor ihm hersprang. Sich an Büschen und Baumstämmen festhaltend klomm er höher und höher, und stand endlich oben am Rande der Schlucht unter mächtigen Tannenbäumen. Das Eichkätzchen erkletterte blitzgeschwind einen derselben und war ihm bald aus den Augen verschwunden; aber ihm zu Füßen im Waldgras war's rot von prächtigen reifen Erdbeeren. Der durstige Knabe pflückte und aß, lief hierhin und dorthin, bis er

endlich stillstand und sich besann. „Nun will ich wieder zu meiner Gretel; ich will ihr Beeren mitbringen, sie werden ihr schmecken.“ Er nahm sein Mützchen ab und pflückte ein paar Hände voll hinein, dann rief er: „Gretel, Gretel!“ Aber niemand antwortete ihm. Rufend und suchend lief er hin und her, konnte aber die Schlucht nicht wiederfinden, sondern entfernte sich immer weiter von ihr und geriet in dichten Wald.

Gretchens Jammer war unbeschreiblich! Das sonst so stille, sanfte Kind brach in lautes Wehklagen aus, so daß etliche der Frauen herbeieilten und fragten, was es gäbe. Ihnen empfahl sie die Sorge für die Müllerin, und eilte flüchtigen Schrittes dem engen Eingang der Schlucht zu. Daß Martin an der steilen Wand emporgeklettert sei, kam ihr nicht in den Sinn; sie meinte, er sei in kindischer Neugier dem Dorfe zugelaufen, um die fremden Soldaten zu sehen. Gern wäre sie in Windeseile den weiten Weg der Heimat zugeeilt, aber alles, was dieser schreckliche Tag schon gebracht, hatte ihre Kräfte erschöpft, so daß sie mehr als einmal im Schatten eines Baumes Rast halten mußte. Als sie endlich nach langem Hin- und Herlaufen, Rufen und Suchen des Dorfes ansichtig wurde, neigte sich die Sonne schon zum Untergang, und ihre letzten Strahlen vergoldeten die Rauchwolken, die aus den Trümmern der verbrannten Hütten emporstiegen.

Ach, nun sah das arme Kind zum erstenmal die Schrecken des Krieges. Da lag ja auch das geliebte Vaterhaus in Asche! Aber sie achtete es jetzt wenig; alles, alles wollte sie hingeben, wenn sie nur Martin wiederfand. Jetzt stand sie am Gartentor, das sie am Morgen verlassen. „Martin, Martin!“ rief sie, aber statt der

lieben Kinderstimme antwortete ihr nur das Brüllen einer Kuh. Da stand ja die Blesse mitten im Garten und tat sich gütlich an den Kohlstauden! So konnte wohl auch Hans nicht weit sein! Aber niemand antwortete ihrem Rufe, alles blieb still. Endlich wandte sie sich mit Grauen von den heißen rauchenden Trümmern des Hauses und wollte ins Dorf laufen, um nach den Brüdern zu fragen. Da sah sie die Kirchtür offen stehen. „Ich will hineingehen und beten, damit mein Herze still werde in Gottes Willen, wie mich's der Vater gelehrt hat." Zagenden Schrittes betrat sie den ihr so lieben Raum und wollte schon in einer der Bänke niederknien, als ihr Blick auf eine Gestalt fiel, die regungslos vor den Altarstufen lag. Mit banger Ahnung nahte sich das Kind, ließ sich bei dem Liegenden nieder, berührte leise die eiskalte Hand, beugte sich über ihn und schaute ihm ins bleiche Antlitz. „Mein Vater, mein Vater!" rief es mit herzzerreißendem Weh und sank bewußtlos neben ihm nieder. So fanden es die Männer des Dorfes und trugen es in eins der vom Feuer verschonten Häuser; die Leiche ihres treuen Pfarrers aber hüllten sie wehklagend in ein Leintuch.

---

4. Gretels einsame Jugend.

Als Gretel aus ihrer Ohnmacht erwachte, saß Vater Christoph an ihrem Lager und versuchte das arme Kind mit sanften, liebreichen Worten zu trösten.

„Wo ist Hans und Martin?" war ihre erste Frage. „Sind Ursel und Gundel noch nicht zurückgekommen?"

„Nein, ich sah noch keins von ihnen", sagte der Alte.

„O, dann laßt mich fort, ich bitt' euch, daß ich nach ihnen suche! Es war ja des Vaters letzte Mahnung, daß ich für die Kleinen sorgen soll. O hindert mich nicht daran!"

„Ach, liebes Kind, du kannst jetzt nicht durch Wald und Flur streifen! Die Nacht bricht herein; das Land wimmelt von Kriegsvolk, und du bist so matt, daß dich die Füße nicht tragen würden. Versuche ein wenig zu schlafen und befiehl die Geschwister in Gottes Hand; gewiß führt er sie morgen zurück."

Aber die Nacht und der andere Tag verging. Die Flüchtlinge aus dem Bärenloch kehrten heim; von des Pfarrers Kindern aber kam keine Kunde. Mit heißen Tränen flehte Gretchen die Männer an, in der Umgegend nach Martin zu suchen, der ja viel zu klein war, um allein den Rückweg zu finden. Es machten sich auch etliche auf und durchsuchten fruchtlos die nächsten Waldungen; doch wagte sich keiner in weitere Ferne. So mußte das Mägdlein allein an Christophs Hand hinter des Vaters Leiche hergehen, als man am Abend die Toten begrub. Bleich und tränenlos stand es am Grabe, denn Schmerz und Jammer hatten es ganz betäubt. Noch betete Christoph mit lauter Stimme ein Vaterunser, da hörte man vom Kirchturm die kleine Glocke in schnellen Schlägen erschallen; es war das Zeichen von nahender Gefahr. Ach, des Wächters scharfes Auge hatte wieder einen Haufen Kriegsvolk erspäht, der sich schnell dem Dorfe nahete! Diesmal entflohen auch die Männer, denn sie hatten fast nichts mehr zu verlieren und fürchteten das Schicksal derer teilen zu müssen, die sie eben zur Ruhe bestattet.

„Eile, mein Kind", sprach Christoph zu Gretchen,

„geh' mit den guten Müllersleuten, sie werden sich deiner annehmen."

„Wo bleibt Ihr, Vater Christoph?"

„Ich kann mein Weib nicht verlassen; du weißt, sie ist krank, und der Kummer um den Andreas hat ihr die letzte Kraft geraubt."

„Dann bleibe ich auch", sprach das Mädchen plötzlich belebt. „Mutter Anna ist immer so gut mit mir gewesen; vielleicht kann ich ihr's jetzt danken. Ich wag' mich nicht fort! Wenn eins von den Kindern heimkommt, muß ich ja da sein."

„So bleibe bei uns; Gott kann dich auch hier behüten. Vielleicht können wir die Kranke in das dichte Gebüsch hinter unseren Hof bringen, denn ich fürchte, daß diese Gottlosen noch einmal ihre Wut an ihr auslassen, wenn sie keinen Raub mehr finden."

Sobald Gretchen etwas zu helfen und zu dienen fand, vergaß sie ihr eigenes bitteres Leid und half auch jetzt mit geschickter Hand die arme Alte über die Trümmer des Hofes tragen und im Gebüsch niederlegen. Dort verbrachten die drei wachend und betend eine gar angstvolle Nacht. Sie hörten das wüste Lärmen der Soldaten, die nur leere Hütten und keinen Vorrat mehr fanden, und sahen Flammen aufsteigen aus mehreren Höfen. Dann ward für einige Stunden alles still, denn die Unbarmherzigen ruhten von ihrem Zerstörungswerk und zogen bei anbrechendem Morgen weiter, alles fortschleppend, was noch irgendwie des Mitnehmens wert war.

Groß war der Jammer der Heimkehrenden über die gänzliche Verwüstung des geliebten Dorfes; Gretel aber trauerte am meisten um das Kirchlein, das auch zerstört war. Angstvoll vergingen die nächsten Tage, denn immer

noch hörte man dann und wann in der Ferne schießen; immer noch sah der Wächter am Horizont den Feuerschein brennender Dörfer. Endlich war die Gegend wieder frei von Kriegsvolk, und nun rafften sich die Männer auf und berieten, was zu tun sei. Einige, deren Höfe ganz zerstört waren, entschlossen sich, den Wanderstab zu ergreifen, um in irgendeiner Stadt Arbeit und Brot zu suchen, Aber der Bauer hing damals gar sehr an seinem ererbten Stücklein Land; er kannte kaum etwas anderes und trennte sich nur in höchster Not davon. So besserten viele ihre zerstörten Hütten notdürftig aus, gruben ihre Gärten von neuem um und besäeten die verwüsteten Felder noch einmal mit dem Rest Saatkorn, den sie etwa in einem hohlen Baum oder einem Erdloch versteckt hatten. Unter ihnen war auch Vater Christoph. Der vom Feuer verschonte Stall war geräumig, und bot, nachdem er gereinigt und ausgebessert war, genügendes Obdach für die Sommermonate. Gar bitter schmerzte es Gretel, daß die arme Gichtkranke kein Bett mehr hatte; desto eifriger trug sie trockene Waldstreu zusammen zu einem weichen Lager. Unter den Trümmern des Hofes fand sich noch manches Stück Hausrat, das, obwohl verkohlt und zerbrochen, doch wiederherzustellen war; und der alte Mann und das zarte Mägdlein arbeiteten unermüdlich, den dürftigen Hausstand einzurichten. Am zweiten Tage stellte sich auch die Blesse wieder ein, die man längst verloren gegeben. Das kluge Tier war bei Annäherung der Soldaten erschreckt in den Wald gelaufen und nun auf gewohnten Wegen zurückgekehrt; aus etlichen halbverbrannten Brettern baute man ihr ein Obdach. Obwohl nun Gretels Hände gar fleißig arbeiteten, schauten ihre Augen oft spähend und sehnsüchtig ins Weite, ob wohl eins der

Geschwister zurückkehren würde. Aber Woche auf Woche verging und es kam keines. Da winkte eines Tages einer der Männer dem Vater Christoph und erzählte ihm leise, er habe in den Trümmern des Pfarrhofes gewühlt und sei auf einen verkohlten Leichnam gestoßen, habe sich aber sogleich entsetzt davon abgewandt. „Das Kind darf nichts davon wissen", sprach Christoph, „laß uns stille hingehen und sehen, ob der Tote noch zu erkennen ist." Sie taten es, und Christoph merkte alsbald, daß es Ursels Leiche war. Als sie nun ein Grab gegraben und unter Gebet die Ueberreste eingesenkt hatten, bat Christoph den Bauer, von dem traurigen Fund ganz zu schweigen. „Denn", sagte er, „bei der Alten war auch das kleine Gundel, und hat wohl mit ihr den Tod in den Flammen gefunden, die den zarten Leib des Kindes ganz verzehrt haben. Wenn das aber die treue Schwester erführe, würde sie sich schier zu Tode darüber grämen."

Traurig sah sich der Greis noch einmal in dem verödeten Pfarrhof um, wo er sonst so oft und gern geweilt. Da bemerkte er zwischen zwei geschwärzten Balken eingeklemmt ein großes Buch. Mit Mühe machte er es frei; es war eine Bibel mit vielen Bildern in festem Ledereinband, dessen Metallbeschläge der Feuersglut getrotzt hatten. Wohl war es beschmutzt und vielfach beschädigt, aber doch ein großer unbezahlbarer Schatz. Gretel freute sich unbeschreiblich darüber und trug es sogleich an Mutter Annas Lager.

„Ach, Gott sei gelobt", sprach diese, die Hände emporhebend, „daß wir sein liebes Wort wiederhaben. Ich verkürze mir wohl die langen Stunden damit, daß ich mir alle Sprüchlein und Psalmen vorsage, die ich weiß, aber seit dem großen Elend ist mein Gedächtnis

schwach. Nun mußt du mir fleißig vorlesen; gelt, mein gutes Gretel?"

„Ja gerne; und die Bilder hab' ich auch so lieb, denn aus ihnen lernte mein Martin am meisten. Sieh, dies Bild hab' ich ihm zuletzt gezeigt, wo Gott das Manna vom Himmel herabstreut. Da lachte er und sagte: ‚Semmel und Honig haben wir lang nicht mehr gehabt, vielleicht wirft uns der liebe Gott auch mal was 'runter.' Ach, mein Martin, mein lieber kleiner Martin; wo magst du wohl sein?"

Bisher hatte Christoph das Mägdlein noch immer damit getröstet, daß die Geschwister wiederkommen oder bei guten Leuten Aufnahme finden würden, von nun an aber suchte er es mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß sie Gott auch zu sich ins Himmelreich genommen haben könne. Wohl flossen die Tränen der guten Schwester darüber von neuem, aber bald war's ihr tröstlicher, die Kinder bei Gott und den seligen Eltern zu wissen, als draußen in der bösen, kriegserfüllten Welt. Denn damals erkannten auch schon junge Leute, daß die Erde ein Jammertal sei, und die ewige Heimat droben im Licht. Und doch, wie gern hätte sie die Geschwister gehütet und versorgt, wie sie's dem Vater versprochen! Nun konnte sie nur noch für sie beten, und tat es mit großem Fleiß; auch die armen Alten befahlen ihren Andreas täglich dem Schutze Gottes.

Der Sommer verging schnell unter angestrengtem Bemühen, die zerstörten Wohnungen notdürftig wieder aufzurichten und dem Boden ein wenig Frucht abzugewinnen für die Winterszeit. Aber noch manchmal zog die kleine Dorfgemeinde hinter einem schmucklosen Sarg hinauf zum Kirchhof, denn durch die schlechte Kost und

stete Angst und Sorge ward noch mancher aufs Totenbett geworfen. Besonders die zarten Kindlein starben dahin; und als der Herbst kam, waren nur noch wenige am Leben. Mutter Anna erlebte es noch, daß man sie in die Hütte trug, die aus den Ueberresten des stattlichen Hofes aufgerichtet worden war; dann aber erlöste sie Gott bald von ihrem langen Leiden. Ihr letztes Wort war ein Segen für ihren Andreas und für Gretel, die sie mit unermüdlicher Treue gepflegt.

Zwei Jahre lang wohnten nach dieser Zeit der alte Mann und das Mädchen zusammen in der entlegenen, von Gebüsch und Mauertrümmern umgebenen Hütte, ohne daß sich irgend etwas veränderte. Im Sommer bearbeiteten sie mit großer Anstrengung ein Stück Feld und etliche Gemüsebeete. Gern hätte Gretel auch ein Blumengärtchen angelegt, um die Umgebung der Hütte freundlicher zu machen; aber Christoph litt es nicht. „Laß nur den Schutt und die Steine liegen, Kind", sagte er, „und raufe das hohe Unkraut dazwischen nicht aus! Je unwirtlicher es aussieht, desto weniger haben wir von der Raubgier zu fürchten. Pflanze die Blümlein auf die Gräber deiner Eltern; dort muß nun dein Garten sein." Ach, wie oft saß das Mädchen dort oben und schaute ins Land hinaus, ob nicht eins der lieben Geschwister zurückkehre!

Im Winter saßen sie drinnen beim Herdfeuer, lasen fleißig im lieben Gotteswort, und Christoph erzählte dem Mägdlein gar viel aus seinem Leben, während es mit großer Mühe die dürftige Kleidung instand zu halten suchte. Die wenigen Kinder, die es noch im Dorfe gab, fanden bald den Weg in Christophs Hütte, denn sie hatten Gretel gar lieb. Dann durften sie die Bilder im Bibel-

buch sehen, bekamen die schönen Geschichten erzählt und lernten Gebete und Lieder, an denen sich manches von ihnen in schwerer Not und Todesangst noch tröstete. Indessen zogen immer mehr Leute weg, und die Zurückbleibenden hüteten ihr kleines Eigentum mit ängstlicher Sorge, wagten sich auch kaum mehr in die Stadt, so daß der Verkehr mit der Außenwelt nach und nach ganz aufhörte.

Vom Ueberfall feindlicher Soldaten blieben die Armen während dieser Zeit verschont, wohl aber stellten sich zuweilen Gäste ein, die kaum weniger zu fürchten waren, man nannte sie Marodeure. Das waren Kriegsleute, die sich von ihren Heerhaufen getrennt hatten, vielleicht krank oder verwundet zurückgeblieben waren, und nun zu drei oder vier, oder in noch größerer Zahl das Land durchzogen, Beute und Obdach suchend, wo sie es fanden. Nach jeder großen Schlacht vermehrte sich ihre Zahl, und bald gesellten sich rohe Burschen aus dem Landvolk zu ihnen, denen dies Räuberleben wohlgefiel. Auch in den verfallenen Höfen des Walddörfchens hausten oft solche Gesellen, und Gretchen fürchtete sich immer mehr vor ihnen, je älter sie ward, so daß sie sich in solchen Zeiten kaum mehr aus der Hütte wagte.

So kam der Herbst des Jahres 1633 heran. Eines Abends waren Christoph und Gretchen eifrig bemüht, in einem Winkel des Hofes ein tiefes Loch zu graben, groß genug, um etwas Wintervorrat an Feldfrüchten zu bergen. „Wenn wir dann noch große Steine ringsum aufhäufen", sagte der Alte, „so werden es die Herumläufer gewiß nicht finden. Gottes Güte ist doch noch groß bei allem Elend; wir haben gut geerntet und sind für die nächste Zeit vor dem Hunger geschützt. Du mußt nun etwas

reichlicher kochen, Töchterlein, denn du bist sehr gewachsen und bedarfst der Nahrung." Gretel sah ihn dankbar an, stieß aber dabei einen tiefen Seufzer aus. Ach ja, sie war gewachsen und blühte trotz des kümmerlichen Lebens schnell zur Jungfrau heran; aber das schuf ihr große Sorge! Ihr dürftiges Kleid war kurz und eng, kaum hielt es noch zusammen. Wenn sie beim Wasserholen ihr Bild in den klaren Wellen erblickte, fiel ihr schwer aufs Herz, was die liebe Mutter so oft gesagt: „Ein Mägdlein muß immer fein züchtig gekleidet einhergehen; wenn es auch kein Mensch sieht, so sehen es doch die heiligen Engel." Ach, was sollte sie tun? Die Lappen und Flicken, die sie hie und da geschenkt erhalten, waren längst verbraucht, und Christoph hatte gar kein Geld mehr, ein neues Kleid in der Stadt zu kaufen, selbst wenn sich jemand dorthin gewagt hätte. So oft hatte sie Gott mit Tränen gebeten, sie doch zu kleiden wie die Lilien auf dem Felde, da er sie ja bisher immer gespeist habe wie die Vögel unter dem Himmel. Aber nun kam der kalte Winter, und sie hatte kaum genug, um ihre Blöße zu decken. Von solchen Gedanken bewegt, half sie die Grube durch Steine und Gestrüpp verbergen; plötzlich aber schrak sie heftig zusammen, denn eine rauhe Stimme rief: „Holla, Gretel, wo steckst du denn?" Sie wandte sich und sah in der tiefen Dämmerung, die bereits herrschte, einen großen starken Mann vor der Hütte stehen. Christoph winkte ihr, hinter den Steinen verborgen zu bleiben, trat auf den Fremden zu und wechselte einige Worte mit ihm. „Komm nur hervor, Kind", rief er sogleich, „und fürchte dich nicht! Es ist Klaus, der gute alte Knecht von Gundels Pate."

Ei, wie flog Gretel aus ihrem Versteck auf den Alten

zu, zog ihn ins ärmliche Stübchen und entzündete mit zitternden Händen ein Feuer auf dem Herd, um sein Angesicht zu erkennen. Was mochte ihn wohl herführen? In früheren glücklichen Zeiten hatte Klaus stets nur Gutes gebracht, Obst und Kuchen für die Kinder, ein wenig Wein zur Stärkung für den Vater, und immer neue Einladungen für das bevorzugte Patchen. Schon manchmal hatte Gretel daran gedacht, daß Gundel an jenem Schreckenstage vielleicht zur Pate geflohen sein könne; aber warum kam sie dann gar nicht wieder? Ihr Herz klopfte, und ihre Wangen glühten. Jetzt mußte sich's aufklären; jetzt mußte die langersehnte Kunde vom Schwesterlein kommen. Klaus setzte sich ermüdet auf die Bank, um ein wenig zu verschnaufen, dann begann er:

„Ei, ihr Armen, bei euch hat das Kriegsvolk übel gehaust! Ich wollt' schon umkehren, da wies mich ein elendes Büblein hierher. Daß der Pfarrer tot ist, weiß ich; aber wo sind denn Hans und Martin?"

„Ach, sie sind verloren seit dem Tag, da all das Elend anfing", seufzte Gretel. „Aber Ihr wißt von Gundel; ich seh's Euch an! O, sagt mir alles; lebt sie denn noch?"

„So Gott will, ja; und ich denk', sie hat's besser als du. An jenem Tag wollt' ich eben aufsitzen und nach der Stadt reiten; die Pate war schon vorher dahin geflohen zu ihrem Herrn Vetter. Da kam auf einmal das Närrchen ganz lustig angelaufen und wollt' mit dem Puppenhaus spielen. Was konnt' ich machen, als sie vor mich aufs Pferd nehmen, daß ich sie zur Pate brächte? Aber unterwegs erwischte uns ein Trupp Reiter! Mich stießen sie braun und blau, aber die Kleine gefiel ihnen; die nahmen

sie mit. Vornehme Herren waren's, in feiner Kleidung. Sie haben gewiß längst ein Prinzeßlein aus ihr gemacht."

„Meint Ihr wirklich, daß sie ihr kein Leid getan haben?"

„Gewiß nicht! Wer weiß, auf welchem Schloß sie jetzt im seidenen Kleidchen einherschwänzelt; 's war ja immer ein kleines eitles Ding."

„Und wie geht's denn der Pate?" fragte Gretel, die nicht wußte, ob sie sich freuen oder weinen solle.

„Der ist's übel ergangen! Ihr wißt doch, daß das Städtchen damals auch geplündert ward. Zwei-, dreimal kamen die Grausamen, bis nichts mehr zu holen war. Da hat meine arme alte Herrin auch fast alles verloren. Das Schlößlein ist niedergebrannt, aber in der Nähe hatt' ich allerhand vergraben und versteckt an Geld und Gut. Das hab' ich dann geholt, und wir haben's redlich geteilt mit dem Herrn Vetter, dem sie auch alles genommen hatten. Mühselig haben wir uns damit hingefristet; aber zuletzt ward die alte Frau krank. Als die Verwandten merkten, daß es zum Sterben ging, griffen sie eilig nach dem bißchen Geld, denn alle Welt ist jetzt gierig und selbstsüchtig geworden. Ich hab' aber die Frau allein gepflegt, und da hieß sie mich eines Tages etliche Kleidungsstücke und allerlei Kram, den die Weibsleute gern haben, zusammenpacken und verbergen. ‚Bring's des Pfarrers Gretel, wenn ich tot bin', gebot sie. ‚Dort wird's wohl nötig sein; meine Leut' aber gönnen niemand einen Faden.' Wenig Tage hat sie noch gelebt, auch oft ihres Patchens im Gebet gedacht, und ist dann still und selig heimgegangen. Hier ist das Bündel; ich denk', es kommt dir recht, Mägdlein?"

Ach, Gretel kam sich gar hartherzig vor, als sie mit

Freudentränen das warme Wollenkleid auspackte, die zwei guten Hemden, etwas Leinenzeug, alte Schuhe und das so ersehnte Nähgerät. Wie schnell und zur rechten Zeit hatte Gott sie erhört!

„Was wollt Ihr denn nun anfangen, Klaus?“ fragte Christoph.

„Weiterziehen nach der großen Stadt, und dort allerlei Ware einkaufen, die die Soldaten gern haben. Euch darf ich's sagen“, fuhr er leise fort, „ich hab' seit Jahren einen güldnen Notpfennig im Futter meines Wamses eingenäht. Damit will ich dann durch die Welt ziehen und handeln, wo ich kann. Bescheid weiß ich, denn als junger Bursch bin ich weit herumgekommen.“

„Fürchtet Ihr Euch nicht vor dem Kriegsvolk?“ fragte Gretel.

„Ich denk' nicht. Die fahrenden Handelsleut' sind weder Freund noch Feind; ihnen tut so leicht niemand was. Und komme ich um, so weint keiner um mich; ich bin ja ganz allein auf der Welt.“

So schlief Klaus auf der Streu am Herdfeuer, und wanderte am anderen Morgen seinen einsamen Weg. Auf der Höhe blieb er noch einmal stehen und sah sich wehmütig nach dem Dorfe um. „Konnt' ich's doch nicht übers Herz bringen und dem Mädel gestehen, daß ich seines Vaters ehrlichen Namen verleugnet und das Jüngferchen als ein adlig Fräulein dem finstern Papstknecht überlassen hab'! Ei, Klaus, das hast du damals dumm gemacht; unser HErrgott mag's zum Guten wenden.“

„Vater Christoph“, bat Gretel indessen, „sagt mir's doch aufrichtig; glaubt Ihr wirklich, daß meinem Gundel kein Leid geschehen ist?“

„Von denen, die es wegführten, gewiß nicht. Edle Herren mißhandeln ja kein Kind! Es kann wohl sein, daß es äußerlich in Wohlstand lebt; wie es um seine Seele steht, wissen wir freilich nicht."

„Ach, lieber Vater, da bin ich gutes Mutes. Ihr glaubt nicht, wie schön Gundel den Katechismus aufsagen konnt', so ganz ohne einigen Anstoß, wenn ich so oft stecken blieb. Auch schöne Psalmen und Gebete konnt' es in Menge, und sang die geistlichen Lieder so lieblich wie ein Englein. Gott weiß, wie gern ich die Schwester hier hätte, aber sie wär' ja viel zu fein und zart für solch ein hartes Leben. Darum will ich getrost sein; wenn nun der Krieg bald zu End' ist, verlangt sie gewiß wieder heim; gelt, Vater?"

Christoph hütete sich wohl, der treuen Schwester zu sagen, wie bange es ihm war um das eitle, leichtsinnige Gundel, das zwar viel von Gottes Wort in sein kluges Köpfchen gefaßt hatte, aber leider nur wenig ins Herz.

Mit Freude und Dank gegen Gott richtete sich Gretel die warmen Kleider zu und ging dem Winter getrost entgegen. Doch sollte er recht schwer werden. Die Kräfte des alten Mannes fingen an zu schwinden; er litt an einem bösen Husten, und als strenge Kälte eintrat, konnte er kaum noch das Lager verlassen, das ihm Gretel am warmen Herd bereitet hatte. Um diese Zeit zogen wieder einige Dorfbewohner weg, um anderswo ihr Brot zu suchen, und was noch zurückblieb, war recht verwildertes Volk.

„Kind", sagte Christoph, als die letzten braven Leute fortzogen, „geh' mit ihnen und überlaß mich meinem Schicksal. Wenn meine letzten Tage auch einsam und elend sind; im Himmel werd' ich dann reichlich getröstet."

Aber Gretel klammerte sich fest an ihn und sprach: „Nein, Vater, ich verlasse Euch nicht. Ihr habt mich treu beschützt, solang Ihr konntet, nun will ich's Euch danken. Und wer weiß, ob nicht eins der Kinder noch wieder heimkommt; da muß ich doch da sein. Ist doch des Bachbauern Friedrich, den die Soldaten gefangen, wieder heimgekommen; warum sollte Gott nicht meine Buben zurückführen oder Euern Andreas?"

Dennoch war es dem treuen Mägdlein bange, als es allein war im Dorf mit einer kleinen Schar roher Männer und etlichen zerlumpten Frauen. Es waren eben diejenigen, die dem seligen Vater sein heiliges Amt recht schwer gemacht hatten. Wie still und einförmig schlichen nun die Tage dahin! Kein Kinderhändchen klopfte mehr an die Tür der Hütte, denn die letzten Kleinen waren im Anfang des Winters gestorben. Während Gretel sonst gewöhnt war, von früh bis abends die Hände fleißig zu regen, gab es jetzt oft weiter nichts zu tun, als das Feuer auf dem Herd zu unterhalten. Die elende Hütte war bald gereinigt, und die dürftige Mahlzeit nur allzu schnell bereitet. Friedliche und reichgesegnete Stunden verbrachten die Einsamen täglich mit der lieben Bibel, und der fromme Greis verlangte keinen anderen Zeitvertreib. Das Erdenleben lag hinter ihm; er hatte nur noch den stillen Wunsch, seinen Andreas wiederzusehen und dann heimzugehen zum ewigen Frieden. Gretel bewegte wohl auch gern das Gotteswort in ihrem Herzen, aber ihre Hände wollten auch etwas zu tun haben.

„Ach, Vater Christoph", klagte sie, „wenn ich doch mein liebes Spinnrad noch hätte, an dem mich die Mutter selbst den Faden drehen gelehrt. Und wenn ich denk', daß Hans und Martin vielleicht mit zerrissenen Höslein in der

Welt herumlaufen, und ich muß hier die Händ' in den Schoß legen und darf sie ihnen nicht flicken, dann muß ich weinen; ich kann gar nicht anders."

„Ja, Kind", sagte der Alte, „du hast ein hausmütterlich Herz und willst immer nur schaffen und sorgen. Harre nur des HErrn, er kann dir noch genug zu tun geben in deinem Leben. Ei, wie fröhlich wirst du dann arbeiten und nimmer klagen, wenn die Last auch schwer ist. Jetzt sei fein geduldig und laß Gott durch sein Wort an deinem Herzen arbeiten. Nun aber lösche das Feuer, denn es wird dunkel draußen, und sein Schein möchte ungebetene Gäste heranlocken."

Da saß nun das arme Mädchen die langen Abende hindurch, während der müde Greis schon schlief, und gedachte der friedlichen Zeit, wo es daheim mit den Geschwistern beim Oellämpchen die Aufgaben gelernt, mit Ursel um die Wette gesponnen und ihren Erzählungen gelauscht hatte, während die Bratäpfel in der Kachel zischten. An noch frühere glückliche Tage, da die Eltern zusammen auf der Ofenbank saßen und die Kinder fröhlich um sie her spielten, wagte es gar nicht zu denken, denn dann brach der Jammer unaufhaltsam aus! Und es wollte doch den Kranken nicht wecken und betrüben durch lautes Weinen und Schluchzen. Doch waren solche stille Abende noch die besten! Schrecklich war es, wenn etwa eine herumziehende Bande Nachtlager in den leeren Hütten gesucht hatte. Gretel merkte bald, daß die Dorfleute anfingen, mit solchen Herumläufern Freundschaft zu schließen; ja die Männer zogen selbst manchmal aus und kehrten nach einigen Tagen wieder mit allerlei Gut beladen, das gewiß nicht ehrlich erworben war. Dann schallte in der Nacht wilder Lärm und häßlicher Gesang der Trunkenen

zu Christophs Hütte herüber, und Gretel prüfte wohl zehnmal, ob der schwere Balken, der die kleine Tür verschloß, auch gut befestigt sei, ehe sie zitternd ihr Nachtlager aufsuchte. Wenn aber der feste Schlaf der Jugend das Mägdlein umfing, erwachte der Greis bald wieder und erhob die Hände zu heißem Flehen, daß Gott das einsame Kind schützen möge an Leib und Seele. Das half mehr als der Balken vor der Tür! Gottes Engel lagerten sich um die Hütte, so daß während des ganzen Winters keiner der wilden Gäste ihr nahen durfte. Dennoch bereiteten sie Gretel gar schweres Herzeleid, denn als sie eines Morgens die Blesse melken wollte, deren Milch des Kranken einzige Erquickung war, fand sie das gute Tier nicht mehr; es war geraubt und geschlachtet worden. Christoph hatte in der Nacht sein ängstliches Brüllen gehört.

Als das Mädchen nun am zweiten Morgen recht traurig vor die Tür trat, lag draußen ein großes Stück des geschlachteten Tieres und dabei ein halbes Brot. Von der Zeit an geschah es manchmal, daß Gott den Verlassenen auf diese Weise etwas bessere Nahrung schickte, und Gretel betrachtete nachdenklich das Bild in der Bibel, wo die Raben dem Elias Brot und Fleisch bringen.

„Meint Ihr wohl, Vater Christoph, daß es uns ebenso geht?“ fragte sie.

„Es ist derselbe Gott, der uns die Speise sendet“, sagte der Alte. „Laß uns nicht fragen, sondern sie dankbar aus seiner Hand nehmen.“

Endlich war der lange Winter zu Ende. Warme Frühlingssonne trocknete den Erdboden; Gras und Blümlein sproßten hie und da hervor, aber Gretel konnte sich nur wenig darüber freuen, denn schwere Sorge lastete

auf ihr. Sie hatte gehofft, die milde Luft werde dem Kranken wohltun, statt dessen ward er zusehends schwächer und litt oft Schmerzen und große Beängstigung. Der kleine Vorrat von Lebensmitteln, den sie im Herbst versteckt hatten, war fast aufgezehrt; nur noch ein Häuflein Rüben war übrig, die der Kranke nicht genießen konnte. Ein kleines Säckchen Mehl hatte man kürzlich vor die Tür gelegt, aber das konnte nicht lange reichen. Rings lagen die Felder wüste; niemand hatte mehr Lust sie zu bebauen, und hohes Unkraut schoß daraus hervor. Gern hätte Gretel das kleine Stück Land umgepflügt, das im vorigen Jahr so gute Ernte gebracht, aber sie hatte ja die Blesse nicht mehr, wer sollte ihr helfen? Doch eine schwerere Sorge als die um des Leibes Nahrung regte sich leise in des Mägdleins Herzen. Was sollte sie tun, wenn Christoph zu Gott gegangen war? Der Greis merkte wohl, daß sie täglich stiller und trauriger ward, und sprach eines Tages: „Kind, ich weiß, was dich quält. Du fürchtest, ich werde dich allein zwischen dem wilden Volk zurücklassen. Aber sei gewiß, es wird Hilfe kommen, ehe Gott mich wegnimmt. Ich habe ihn so darum gebeten, daß er mir's sicher gewährt; glaube du nur auch recht fest daran.“ Er sprach das so feierlich, daß es Gretel tief zu Herzen ging, und nun warteten beide auf die Erhörung ihres immer dringenderen Gebets.

Das schöne Frühlingswetter war von kurzer Dauer gewesen, Sturm und Regen peitschte gegen das kleine Fenster, und drinnen saß Gretel am Lager des schlafenden Kranken. Ach, wie bleich und abgezehrt sah er aus; sein Ende mußte ganz nahe sein! Es dämmerte schon, da nahten sich Schritte dem Häuschen, und bald klopfte es an die Tür; Gretel aber blieb ganz still und wagte nicht

zu öffnen. Wieder und wieder klopfte es; da erwachte der Greis, schlug freudig die Augen auf und rief:

„Eile, mein Kind, und öffne; es ist ja mein Andreas."

„Ach, lieber Vater, wie wißt Ihr das? Es kann ja einer der Soldaten sein, die seit gestern im Dorfe herbergen."

„Nein, meine Tochter; es ist Andreas. Ich sah ihn im Traum dem Hause zueilen, und als ich erwachte, hörte ich sein Klopfen. O geh' und öffne, ehe er weiter zieht!"

Nicht ohne Bangen hob das Mädchen den Balken von der Tür, da ward sie rasch geöffnet und ein Mann trat ein, dem das Wasser vom Hut und aus den Kleidern floß. Einen Augenblick sah er sich suchend um in dem kleinen düstern Raum; der Alte aber hatte sich aufgerichtet, breitete die abgezehrten Arme aus und rief: „Ich will nun gerne sterben, da meine Augen dich noch einmal gesehen haben, mein Sohn!" Da warf der Gast den nassen Hut und Mantel von sich, sank bei dem ärmlichen Lager nieder, und die beiden hielten sich lange fest umschlungen. Aber die aufflackernde Lebenskraft des Greises erlosch bald wieder; todesmatt lag er da, blickte aber glücklich lächelnd dem stattlichen Sohn in die treuen Augen.

Drei Tage lebte er noch, sprach aber sehr wenig, und das waren meist Worte des Gebets und der Sehnsucht nach dem Himmelreich. Er hatte es gern, wenn die beiden jungen Leute bei ihm saßen und einander die Schicksale der letzten Jahre erzählten. Dann hielt er die Hand seines Sohnes und weidete sich an dessen Anblick. Andreas berichtete nach und nach ungefähr folgendes:

„Zuerst will ich dir, Gretchen, Nachricht bringen von deinem Hans. Den haben die Kaiserlichen mit mir zusammen weggeführt, und ich hab' ihn am ersten Abend gesehen, als sie mich festgebunden hatten, er aber ein

schreiendes Soldatenkind in den Armen hielt und selbst bitterlich weinte."

„Ach, mein armer, armer Hans", seufzte Gretel; „er hat ein so weiches Herz und kann nicht viel ertragen. Taten sie ihm auch nichts zuleide?"

„Nein; ein wild aussehendes Weib reichte ihm zu essen und sprach ihm in ihrer Weise freundlich zu. Ich hoffte, es würde uns gelingen zusammen zu entfliehen, aber sie schleppten mich dieselbe Nacht noch weiter weg und steckten mich als Pikenier in ein Regiment. Mit wehem Herzen mußt' ich unter dem rohen Volk marschieren, aber mir war einerlei, was aus mir wurde, denn der böse Bube, den ich hier niederwarf, hatte mir hohnlachend erzählt, daß er die lieben Eltern in ihrem eigenen Haus verbrannt habe. — Bei Breitenfeld, wo so viele Tausende umkamen, wär' ich auch gern gestorben; was sollt' ich noch auf der Welt? Als aber das Regiment in wilder Flucht sich zerstreute, lief ich doch mit, so schnell ich konnte, bis mich eine Kugel in die Seite traf. Eine Weile schleppt' ich mich noch fort, dann stürzt' ich zusammen und lag wohl lange bewußtlos. Als ich erwachte, trieb mich brennender Durst, vorwärts zu kriechen nach einem Wässerlein, das in der Nähe rauschte. Dort saß schon einer, trinkend und seine Wunden kühlend. Ich erkannt' ihn gleich, es war der Bösewicht, der die Mutter vom Lager gezerrt hatte. Da brachen plötzlich etliche junge Bauern aus dem Gebüsch, packten uns beide und schleppten uns unbarmherzig fort bis ins nahe Dorf. Ach, sie waren zur höchsten Wut gereizt durch die Greueltaten, die die Kaiserlichen vor kurzem dort verübt, und wer in ihre Hände fiel, war verloren. Ich schrie um Erbarmen und sagte, ich sei ein Sachse und nur mit Gewalt ins Heer

gesteckt, habe auch nie jemand etwas zuleid getan. Aber sie glaubten mir nicht! Im Dorfe brannte es hie und da, und ich sah mit Entsetzen, wie die Grausamen den jungen Burschen, der wild um sich schlug, mit wütendem Geschrei in die lodernde Flamme schleuderten. ‚O Gott, wie bist du so gerecht', rief ich unwillkürlich; ‚er hat meine alten Eltern verbrannt!' Das machte meine Quäler einen Augenblick stutzig, sonst hätte mich wohl dasselbe Schicksal ereilt. Da trat ein alter Mann hinzu und sprach: ‚Schämt euch, ihr Buben, die Wehrlosen noch zu martern. Spricht nicht Gott, die Rache ist mein, ich will vergelten?' ‚Erbarmt euch mein', schrie ich, ‚ich gehöre nicht zu den Kaiserlichen, sie haben mich entführt.' Dann ward ich ohnmächtig vor Schmerz und Blutverlust. Als ich erwachte, lag ich in dem übel zerstörten Hause des Alten, der ein Müller war. Er und seine Frau pflegten mich wie einen Sohn. Ich erzählte ihm alles, und er schlug mir vor, bei ihm zu bleiben; er wollte fortziehen nach Thüringen, wo seine Tochter verheiratet sei. Sie hatten noch Geld sicher vergraben, und als ich nach einigen Wochen wieder gesund war, zogen wir in den schönen Thüringer Wald. Dort kaufte der Mann eine Mühle in einem ganz einsamen Grunde, eine Stunde weit von dem Dorfe, wo die Tochter wohnte. Dort hab' ich friedlich als Mühlknecht gearbeitet und den guten Leuten zulieb getan, was ich nur konnte. Still und traurig blieb ich aber immer, denn ich meinte ja, meine lieben Eltern seien jämmerlich verbrannt. Von Kriegsnot merkten wir in unserem Grunde gar nichts, und im Dorfe nur wenig, denn es ist dort ein versteckes und reiches Stücklein Land. Vor etlichen Wochen kam ich mit einem Auftrag ins Haus der Tochter; da stand sie samt ihrer Magd am Tische und betrachtete allerhand

Putzwaren, die ein Handelsmann dort ausgebreitet hatte. Er tat sich indessen gütlich am fetten Hirsebrei, und ich sollte mitessen. Wie wir nun zusammen löffelten, kamen wir einander so bekannt vor, und endlich nannt' er mich beim Namen. Es war Klaus, der das Gundel zur Pate abzuholen pflegte und im Dorfe wohl bekannt war. Der erzählte mir, daß er im Herbst bei euch gewesen sei, daß die Mutter selig heimgegangen, der Vater aber noch lebe, und du, mein gutes Gretel, ihn pflegtest in großer Armut. Nun war mein Herz voll Lob und Dank, trotz des Schmerzes um die liebe Mutter. Aber Ruhe hatt' ich nimmer, und als das Feld bestellt war, macht' ich mich auf den Weg zu euch. Beim Abschied sagte der Müller, ich könne jederzeit wiederkommen; er habe mich herzlich lieb gewonnen. Nun sagt mir doch, lieber Vater, soll ich zurückkehren nach Eurem Heimgang, oder ist's Euer Wunsch, daß ich den Hof unserer Väter wieder aufbaue?"

„Nein, mein Sohn", sprach Christoph mit matter Stimme, „mit unserem Dorf ist's aus; es ist nur noch eine Räuberhöhle. Kehre zurück zu den guten Leuten, und diene ihnen mit Treue."

„Ach, lieber Vater", schluchzte Gretel, „was soll ich denn tun? Gott kann Euch ja auch wieder gesund machen! Dann will ich mit dem Andreas das Feld bestellen, und wir können in Frieden zusammenleben."

„O Kind", sprach der Alte feierlich, „siehst du nicht, daß meine irdische Hülle schon zerbricht, und mein Geist im Begriff ist aufzuschweben zu Gott? Kniet nieder, meine Kinder, daß ich noch einmal zu euch rede. Andreas, dir übergeb' ich jetzt dies Mägdlein, das deine Eltern in diesen jammervollen Jahren gepflegt hat wie eine treue Tochter. Nimm es mit in deine neue Heimat, man wird es dort

gerne aufnehmen. Behüte es an Leib und Seele wie deinen Augapfel! Willst du das?"

„So wahr mir Gott helfe; ich will, mein Vater!"

„Und du, Gretchen, willst du dem Andreas vertrauen und folgen, als ob er dein älterer Bruder wäre, und getrost mit ihm ziehen?"

„Ich will!" sagte das Mädchen leise.

„Und wollt ihr beide in dieser bösen, gottlosen Zeit in Lust und Leid euch zu Gott halten, und mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben?"

„Ja, mein Vater!"

„Nun, so segne euch Gott, geliebte Kinder, und erfülle an euch die Verheißung des vierten Gebotes, daß es euch wohlgehe und ihr lange lebet auf Erden, und den Frieden mitfeiert nach diesem schrecklichen Krieg!"

Nun sank der fromme Greis aufs Lager zurück, faltete die Hände und bewegte die Lippen in stillem Gebet. Dann umfing ihn sanfter Schlaf, und nach einigen Stunden merkten die lauschenden Kinder, daß sein Atem leiser wurde; das treue Herz stand still, und ohne Schmerz und Kampf entfloh seine Seele.

Heiße Tränen weinten Andreas und Gretchen um den Entschlafenen, doch blieben ihre Herzen still und in Frieden, denn in jener Zeit galt doppelt das Wort: „Wir preisen selig, die erduldet haben." Andreas suchte Bretter zusammen und zimmerte einen schlichten Sarg; Gretchen pflückte die Frühlingsblumen, die hie und da zwischen dem Unkraut hervorsprießten, und flocht zwei Kränze.

Am anderen Morgen ging Andreas ins Dorf und überredete zwei Männer, daß sie ihm halfen den Vater zur letzten Ruhe zu bringen. Gretel legte weinend einen Kranz auf den frischen Hügel, den anderen trug sie zum Grabe

der Eltern. Nun ging es ans Scheiden von der Heimat, die ihr bis jetzt die ganze Welt gewesen war. Ach, das war doch gar zu schwer! Aber es war nicht des Mädchens Art, sich lange der Trauer zu überlassen; bald raffte sie sich auf und gedachte der letzten Worte des Vaters. „Vielleicht führt mich Gott jetzt in die weite Welt, daß ich die Kinder finde und für sie sorgen kann. O, wenn ich nur eins von ihnen wieder hätte! Wenn jetzt mein Martin gesprungen käme mit Blumen für der Mutter Grab, wie er sonst so gern tat, wie fröhlich und getrost wollt' ich ihn an die Hand nehmen, und ziehen, wohin der Andreas will."

Am nächsten Tage rüsteten sie sich zur Reise. Gretels Bündel war sehr klein, denn ihren einzigen Schatz, die Bilderbibel, konnte sie nicht mitnehmen, sie war viel zu groß und schwer.

„Laß dich's nicht zu sehr dauern, Kind", tröstete Andreas, „in der Waldmühle findest du Gottes Wort auch; es sind gar fromme Leute."

„Ich glaub's wohl, aber ich möchte das liebe Buch gern jemand lassen, dem es ein Segen ist, und 's gibt doch keinen solchen mehr im Dorfe."

Da ward leise die Tür geöffnet, und ein bleiches junges Weib huschte ängstlich herein.

„Gretel", sagte sie, „ich muß dir noch Lebewohl sagen; gelt, du gehst mit dem Andreas?"

„Ja, wir gehen noch heute."

„Du kennst mich doch?"

„Freilich, du bist Martha, des roten Kaspars Weib."

„Ach Gretel, du weißt auch, daß wir ein gottlos Leben geführt und deinem Vater viel Herzeleid gemacht

haben. Jetzt ist der Kaspar vollends wild geworden, ach, du glaubst nicht, wie bös und wild! Ich hab's auch arg getrieben, bis mir zu Anfang des Winters meine zwei Kindlein schnell hintereinander starben. Da ist mein Herz gebrochen; ich bin aufgewacht vom Sündenschlaf und möcht' so gern, ach, so gern noch ins Himmelreich. Ach, wenn dein Vater noch da wär', wie wollt' ich jetzt sein Wort aufnehmen! Ich wär' so gern zu dir gekommen, aber ich wagt's nicht, denn der Kaspar ist dir und dem alten Christoph gar zu feind gewesen; er hat euch auch die Blesse gestohlen. Das Essen hab' ich vor eure Türe gelegt, weil du so blaß und mager einhergingst. Ich hab's heimlich weggebracht, wenn die Wilden toll und voll waren. Nun leb' wohl, Gretel; deines Vaters Segen sei mit dir. Bet' auch für mich, daß mich der Heiland noch zu Gnaden annimmt."

„O Martha, er stößt keinen hinaus, der zu ihm kommt! Glaub's nur; die Engel im Himmel freuen sich jetzt über dich. Sieh, ich kann unsere Bibel nicht mitnehmen. Behalt du sie; da kannst du immer lesen, wie JEsus die Sünder annimmt. Hier, nimm sie mit."

„Ach, du gutes Kind, das darf ich nicht; sie möchten ihren Spott damit treiben. Aber ich will sie an einem sicheren Ort verbergen und mich hinschleichen und lesen, so oft ich kann. O Gott, wie gnädig bist du, daß du mir dein Wort noch einmal gibst, das ich solange verachtet!"

„Hol' dir doch auch die Bank und den Schemel und das wenige Kochgerät; wir können nur das Krüglein mitnehmen, um unterwegs Wasser zu schöpfen."

„So mag dir's Gott vergelten und dir's reichlich wiedergeben."

„Aber gelt, Martha, du gibst acht, ob eins von

unseren Kindern wiederkommt, und sagst ihnen, ich sei ins Thüringerland gezogen mit dem Andreas?"

„Alle Tage will ich nach ihnen ausschauen, aber sie werden wohl nimmer kommen! Vielleicht sind sie schon dort oben, wo's besser ist als hier." Damit umschlang die Arme das Mägdlein, küßte es unter Tränen und eilte hinweg.

Unbemerkt traten Andreas und Gretchen bald darauf ihre Wanderung an. Zuerst zogen sie still und traurig dahin, und blickten oft zurück nach der lieben Heimat; als sie aber in den Schatten des Waldes traten, fing Gretchen an leise zu singen:

„In Gottes Namen reisen wir,
Sein heil'ger Engel geh' uns für,
Wie dem Volk aus Aegyptenland,
Das entging Pharaonis Hand. Kyrieleis.

HErr, du wollst unser Geleitsmann sein,
Und mit uns gehen aus und ein.
Uns zeigen alle Steig und Steg,
Wehren dem Unfall auf dem Weg. Kyrieleis."

---

5. Wie's dem kleinen Martin erging.

Wohl eine Stunde lang war der arme kleine Martin an jenem Schreckenstage durch dichten Hochwald gelaufen, immer in der Hoffnung, den Rand der Schlucht und seine liebe Schwester wiederzufinden. Müde vom Laufen und auch vom Weinen und Schreien setzte er sich oft ein Weilchen nieder, raffte sich aber immer bald wieder auf, denn er war kräftig und mutig für sein Alter. Rehe und Häslein liefen an ihm vorbei; Eichkätzchen guckten

neugierig aus sicherer Höhe auf ihn herab, aber Menschen begegnete er nicht. Endlich ward der Wald etwas lichter; ein schmaler betretener Pfad zeigte sich, und bald stand der Junge an einem grasigen Abhang, an dessen Fuße ein klarer Bach dahinfloß. „Ei, da ist unser Bach", dachte er, „nun bin ich bald daheim! Aber erst will ich trinken." Er rutschte hinab, badete das erhitzte Gesicht und labte sich aus der hohlen Hand an dem frischen Wasser. Da hörte er plötzlich das Wiehern eines Pferdes, und lief in dem feuchten, mit Vergißmeinnicht durchwachsenen Ufergras neugierig dem Klange nach. Um eine Baumgruppe biegend, sah er zwei gesattelte Pferde am Wasser stehen, ein Stück weiterhin lagerten am anderen Ufer zwei Soldaten. Sie ließen sich Brot und Fleisch gut schmecken, und tranken abwechselnd aus einer Lederflasche. Große Bündel und gefüllte Säcke lagen neben ihnen im Grase. Schon hatten sie den Kleinen erblickt.

„Was willst du hier?" rief ihm einer, ein alter Mann mit grauem Haar, mit barscher Stimme zu.

„Ich suche mein Gretel", antwortete das Kind furchtlos. „Seid ihr gute Soldaten?"

„Ei freilich."

„Kann ich mitessen?"

„Ja, komm nur herüber."

Getrost watete Martin durch den Bach und reichte dem Alten sein Händchen.

„Bist du allein?" fragte der andere, ein jüngerer wild aussehender Mann.

„Ja, ganz allein; ich lauf' schon solange herum; aber nun bin ich gleich daheim, denn hier ist der Bach. Da kommt auch bald das Dorf."

„Welches Dorf?"

„Ei unseres, wo der Vater wohnt und Gretel und wir alle. Die bösen Soldaten werden schon wieder fort sein. Wollt ihr mir nicht den Weg zeigen?"

„Jetzt iß, dann bringen wir dich zum Dorf", sagte der Alte, ihm ein Stück Brot reichend.

Während nun das Kind hungrig hineinbiß, zog der Jüngere ein Dolchmesser aus dem Gürtel, zeigte es dem Alten und flüsterte:

„'s ist Ketzerbrut, wir wollen's kurz mit ihm machen."

„Nein, nimmermehr", erwiderte der andere, „daran hab' ich genug seit Magdeburg. Das kleine Volk ist gut angeschrieben bei allen Heiligen; ich mag keins mehr auf dem Gewissen haben. Wir nehmen ihn mit auf die Höhe; wenn er dann sein Dorf sieht, mag er laufen, wohin er will."

Das Mahl war beendet. Die Pferde wurden wieder beladen, Martin vor dem Alten in den Sattel gesetzt, und gemächlich ritt man auf weichem Grasboden zwischen Buschwerk dahin. Nach einer Stunde begann der Pfad zu steigen, bis man plötzlich, auf freier Höhe angelangt, weit hinaus ins Land schaute. Martin, der noch nie über seine Dorfflur hinausgekommen war, schlug erstaunt die Hände zusammen und rief:

„O seht nur, seht! Wie groß ist doch die Welt!"

„Na, welch's ist denn dein Dorf?" fragte der Alte. „Ist's das große gleich hier unten, oder ist's das da drüben, wo die Kirche in der Mitte steht?"

„Nein, das ist's nicht, und auch nicht das andere. Meins sieht anders aus; da ist Wald ringsum, und die Kirche steht allein auf einem kleinen Berg gleich bei unserem Haus, und dazwischen fließt der Bach."

„Da hast du's", brummte der Jüngere; „wer weiß, wo der Bengel her ist."

„Ach, bringt mich doch in mein Dorf", bat Martin ängstlich, „oder ins Bärenloch zu meiner Gretel."

Ohne auf ihn zu hören, betrachteten die beiden die Gegend. Es war ein weites fruchtbares Tal, aber Felder und Dörfer zeigten schon Spuren von Verwüstung. Hie und da stieg Rauch auf; kleine Abteilungen von Kriegsleuten ritten durch die Fluren, und ihre Pferde zertraten das halbreife Korn. Ein breiter Fluß nahm seinen Lauf durch die Landschaft; in nicht zu weiter Ferne wurden seine Ufer steil und er floß zwischen Felsen und dichtbewaldeten Bergen dahin. Dorthin zeigte der Alte: „Wir wollen noch nicht zu den anderen, wollen lieber noch ein Stück weiter sehen, ob's was zu holen gibt. Hier links ab zum Flußufer hinunter sind wir bald von Bäumen gedeckt." Eilig ging's nun bergab. Martin aber begann laut zu weinen:

„Dahin will ich nicht, bei dem großen Wasser ist mein Dorf nicht! O, ich will zu meiner Gretel!"

„Halt's Maul, Bub!" mahnte sein Beschützer, „sonst sticht dich der dahinten tot."

„Ist er uns feind?" fragte Martin entsetzt, an Gretchens Worte denkend.

„Freilich!" lachte der Alte.

Schweigend und zitternd lehnte sich das Kind an die breite Brust des Kriegsmannes, während man sich schnell dem Flusse näherte. Felder und Dörfer hinter sich lassend, schlugen die Reiter einen schmalen steinigen Pfad ein, der sich zwischen dem Flusse und den jäh aufsteigenden Bergen hinzog.

„Ich kehr' um", brummte der Jüngere nach einer Weile, „hier gibt's nichts zu holen."

„Kann man nicht wissen", war die Antwort. „Eh' du dich's versiehst, kann da oben ein Schlößlein sichtbar werden oder eine Mühle am Wasser, wo noch niemand ausgeräumt hat; dann haben wir einmal den Vorsprung."

Es zeigte sich jedoch nichts dergleichen; wohl aber neigte sich die Sonne zum Untergang.

Da streckte Martin seine Hand aus und rief: „Dort ist ein Haus und auch ein Mann!"

Wirklich erspähten die Soldaten eine ärmliche Fischerhütte, halb verdeckt von vorstehender Felswand, aber ein Mann war nicht dabei.

„Ich sah ihn", versicherte Martin, „er ist gewiß hineingegangen."

„Ein schönes Schloß", brummte der Unzufriedene; „wird viel Gold drin versteckt sein."

Wirklich fand sich in der Hütte nichts als ein hochaufgeschüttetes Streulager, ein wackliger Tisch, ein Schemel und ein alter leerer Kasten. Auf dem kleinen Herd aber brannte ein lustiges Feuer, ein Kessel hing darüber, in dem ein großer Fisch kochte; ein Krug Milch stand nebenan. „Na, so hab' ich's selten gefunden", sagte der Alte, „das Bett aufgeschüttet und die Mahlzeit bereit; wo mag der gute Wirt sein?" Man suchte und stöberte in dem kleinen Bodenraum, in dem engen Ställchen, im niederen Gebüsch ringsum; alles vergebens. „Er ist weg", hieß es endlich; „vielleicht ist's ein Kobold gewesen oder ein Erdmännlein. Wir wollen's uns schmecken lassen, aber draußen, denn in dem Loch ist's zum Ersticken heiß." So schafften sie den Fischkessel hinaus auf den kleinen Grasfleck vor der Hütte, legten sich dazu und begannen den Schmaus. Martin waren während des Rittes die Augen schon mehrmals zugefallen, jetzt war er so müde, daß er kaum einen

Andreas und Gretchen auf der Wanderung.

Schluck Milch trinken und einen Bissen Brot essen konnte. Der Alte nahm ihn auf und trug ihn hinein aufs Streulager. „Das ist nicht mein Bett", murmelte das Kind schlaftrunken, „zu meiner Gretel will ich!" Dann war es gleich fest eingeschlafen.

Als der Fisch aufgezehrt und die große Branntweinflasche ausgetrunken war, streckten sich die beiden Kriegskameraden ins weiche Gras, plauderten noch eine Weile und sanken dann auch in tiefen Schlaf. Es war eine von den Sommernächten, in denen es kaum ganz dunkel wird; aber die Hütte lag in tiefen Schatten der überhängenden Felsen, und dichtes Buschwerk umgab den kleinen Rasenplatz. Da stand plötzlich, als wäre er aus dem Boden gewachsen, ein Mann vor den beiden Schläfern; eine große kräftige Gestalt mit langem Haar und herabwallendem Bart, gekleidet in einen groben bis zum Knie reichenden Kittel. Lange betrachtete er die beiden und zog langsam ein großes blankes Messer aus dem Ledergurt. „Ihr wart wohl auch dabei, als man meinen Martin würgte?" flüsterte er. „Soll ich sein unschuldiges Blut an euch rächen?" Er hob das Messer, ließ es aber gleich wieder sinken und fuhr fort: „Nein, nicht durch feigen Mord, in offenem, ehrlichen Kampf will ich's euch heimzahlen, wie's einem deutschen Manne ziemt." Damit trat er in den tiefen Schatten zurück und war verschwunden.

Mit Sonnenaufgang wurden die Schläfer durch Pferdegetrappel geweckt; in langer Reihe kam eine Abteilung Soldaten den Fluß entlang gezogen.

„Holla, ihr Bärenhäuter", schrie ihnen der Anführer zu, „macht hurtig, daß ihr zum Fähnlein kommt! Der Hauptmann hat strenge Musterung angesagt für heute früh!"

„Potz Blitz, da wird's Zeit, sonst geht's uns an den Kragen!“ rief der Jüngere aufspringend, und bald folgten beide in schnellem Trab dem Zuge.

„Ach, der Bub“, brummte der Alte; „na, er mag schlafen. Ist der Hüttenwirt ein Mensch, so tut er ihm nichts; ist er ein Kobold, so nimmt er ihn vielleicht mit in den Berg, wo's Gold und Edelstein gibt in Fülle.“

Die Vöglein sangen in den Büschen ihr Morgenlied, schimmernde Tautropfen blinkten an jedem Grashalm, und auf den Wellen des Flusses glänzte der Morgensonnenschein. Da trat Martin aus der Hütte, reckte gähnend die Glieder und hielt die Hand vor die Augen, denn die breite Wasserfläche blendete den Schlaftrunkenen. Bald aber sah er munter um sich, erfrischt und gestärkt durch die lange Nachtruhe. „Wo bist du denn, guter Soldat?“ rief er; „bring' mich nun heim!“ Alles blieb still. „Na, er wird schon kommen; indes will ich mal Steine ins Wasser werfen, daheim zankt Ursel, wenn ich's tue.“ Eifrig las er von den glatten Kieseln auf, mit denen das Ufer bestreut war, und schleuderte sie kräftig in den Fluß hinaus, hüpfend und jubelnd, wenn das Wasser hochaufspritzte. Da er aber am Tag zuvor nur einige Stücklein Brot gegessen hatte, meldete sich bald der Hunger, das schlimmste Leiden, das er bis jetzt kannte. „Ich habe ja noch nichts gegessen“, sagte er weinerlich, indem er sich auf einen Stein setzte. „Kommt doch, Soldaten, und gebt mir Brot!“ Aber es kam niemand; er fing an zu weinen, endlich laut und kläglich zu schreien. Umsonst! Plötzlich ward er still und nachdenklich. „Ich habe ja noch nicht gebetet heute früh, und gestern abend auch nicht. Erst beten, dann essen, sagte Gretel immer.“ So kniete er im Ufersand, faltete die Hände und betete laut und

langsam das Vaterunser, wie er zu Hause täglich tun mußte, ehe er seine Morgensuppe bekam. Eine Weile besann er sich, dann fuhr er fort: „Lieber Gott, ich hab' noch kein Frühstück und 's ist niemand da; gib mir doch was! So was, wie du den Leuten in der Wüste 'runtergeworfen hast. Ich hab's daheim auf dem Bilde gesehen; Gretel sagt, es schmeckt wie Semmel und Honig. Bitte, lieber Gott, wirf mir was 'runter!" Erwartungsvoll schaute er empor; da fiel wirklich etwas zu seinen Füßen nieder, aber es war nicht weiß und rund und klein, sondern ein derbes Stück grobes Brot. „Danke schön!" rief der Junge, herzhaft hineinbeißend, guckte aber doch dabei neugierig empor, um vielleicht noch die spendende Gotteshand zu erblicken, die in der Bilderbibel das Manna aus den Wolken streute. Aber o Wunder, er sah noch mehr! Hoch oben am Felsen sah zwischen Tannenwuchs und Moos ein Gesicht hervor, ein gutes, freundliches Gesicht, umgeben von grauen Locken und einem langen, fast ganz weißen Bart. Das war dem Kleinen fast zu viel; er legte das Brot auf die Erde, faltete ehrfurchtsvoll die Hände und rief mit leisem Zittern:

„Bist du der liebe Gott?"

Da lachte das Gesicht und eine rauhe Stimme rief herab:

„Nein, gewiß nicht; aber Gott schickt dir das Brot durch mich. Wart', ich komme zu dir."

Gespannt blickte Martin an der Felswand hinauf, wer wohl da herunterklettern würde; plötzlich aber fuhr er erschreckt zusammen, denn eine Hand legte sich auf seinen Kopf, und derselbe Mann, der des Nachts die Soldaten betrachtet hatte, stand bei ihm. Seine bloßen Füße waren ganz geräuschlos über den Sand gegangen. Wie konnte er nur heruntergekommen sein?

„Fürchte dich nicht, Kind", sprach er, „bei mir bist du sicher. Sag', wie heißt du?"

„Martin."

„O süßer Name!" sprach der Mann leise. „Großer Gott, wenn dies Kind Schutz bedarf, soll es ihn bei mir finden um seines Namens willen. Sag', woher kommst du, und wie gerietest du unter die Kriegsleute? Ich sah dich gestern mit ihnen essen, sah dich in der Hütte schlafen und hörte dich vorhin beten."

„So bist du doch der liebe Gott", meinte das Kind. „Gretel sagt, Gott sieht alles, Gott hört alles."

„Ich bin ein Mensch wie du. Erzähl' mir jetzt, was du gestern erlebt hast; dann zeig' ich dir mein Haus im Felsen, von wo aus ich dich sah."

Der Mann hatte sich indessen auf den Stein gesetzt und Martin auf den Schoß genommen; in seinem gebräunten Gesicht und den großen, ernsten, klaren Augen lag so viel Zutrauenerweckendes, daß der Knabe bald munter plauderte und furchtlos auf alle Fragen antwortete. Leider kannte er den Namen seines Heimatdorfes nicht, zeigte auch bald da, bald dorthin, als der Mann fragte, nach welcher Gegend zu es liege. Den Schluß seiner Rede bildete immer die Bitte:

„Gelt, du bringst mich wieder zum Vater und zu meiner Gretel?"

„Gewiß, Kind, wenn's möglich ist. Aber wer weiß, ob wir dein Dorf finden und wie es dort steht. Viel friedliche Hütten sind verbrannt und verwüstet, und jeder Tag vermehrt ihre Zahl. Ich fürchte, die deine wird auch darunter sein. Für jetzt bleibst du bei mir, denn die Gegend umher ist voll von feindlichem Kriegsvolk." Damit stand er auf und befahl dem Knaben, ihm zu folgen.

Zwischen der Hütte und dem Felsen war nur so viel Raum, daß man hindurchschlüpfen konnte; im äußersten Winkel zeigte sich eine enge Oeffnung. Dahinein ging der Mann tief gebückt und Martin folgte ihm etwas ängstlich. Bald erweiterte sich der Gang; auf rauhen in den Fels gehauenen Stufen stieg man empor, von oben fiel ein Lichtschein in die Spalte. Dann ging's noch einmal durch einen dunkeln Gang. Der Mann wälzte einige Steine weg, und plötzlich öffnete sich eine geräumige Höhle, die Licht und Luft durch zahlreiche Löcher in den Felswänden bekam. Ein Lager von dürrem Laub war aufgeschichtet wie in der Hütte, ein Schemel und allerlei Handwerkszeug stand umher. Zu den Löchern nickten Tannen- und Buchenzweige herein; einzelne Sonnenstrahlen vergoldeten langes Waldgras und etliche Blumen, die in den Spalten wuchsen.

„Hier ist's hübsch", sagte Martin; „aber ich wollte, ich hätte unten erst Wasser getrunken, mich durstet so sehr."

„Du sollst Milch haben. Komm nur mit; ich hab' auch noch nicht gefrühstückt." Damit legte der seltsame Mann eine Leiter an eins der Felslöcher, stieg hinauf und half dem Kleinen empor; dann krochen sie durch das Loch ins Freie und standen auf einem grünen Platz zwischen himmelhohen uralten Waldbäumen, von deren Aesten lange Moosbärte herabhingen.

Zwischen den Felsblöcken sprangen zwei schöne Ziegen umher, kamen aber auf einen Lockruf gehorsam herbeigesprungen. Der Mann löste den kleinen Eimer, den er vor dem Hinaufsteigen am Gürtel befestigt und molk ihn voll schaumige Milch.

„Sie sind abgerichtet", sagte er; „morgens melk' ich sie hier oben, abends unten bei der Hütte."

„Wie kommen sie dahin?" fragte Martin. „Durch die Löcher können sie doch nicht."

„Es gibt noch einen anderen Weg außen über die Felsen. Er ist weit, aber sie fehlen nie zur bestimmten Stunde."

Er zog Brot aus der Tasche, und auf dem frischen Grün gelagert, schmeckte das Frühstück gar herrlich.

Da dröhnten plötzlich die Felsen von lautem Krachen, daß das Echo wohl zehnfach wiederhallte. Laut aufschreiend vor Schreck barg der Knabe sein Gesicht an der Brust des Mannes. Wieder und wieder krachte und donnerte es entsetzlich, und doch schien die Sonne so heiter am blauen Himmel; es konnte kein Gewitter sein.

„Das sind Kanonen", sagte der Mann; „Gott sei dir gnädig, du armes unglückliches Land!"

Sie kehrten zurück in die Höhle. Die Leiter ward an ein anderes Loch gelegt; der Mann ließ den Kleinen vor sich hinaufsteigen und hielt ihn umschlungen, während sie aus der weiten Oeffnung schauten, die von außen durch niederen Tannenwuchs geschützt war. Dort hatte Martin das Gesicht seines Beschützers zuerst gesehen. Steil fiel die Felswand nach unten ab; man sah die Hütte, den Grasfleck davor, das Ufer und den Fluß, aber man sah auch zwischen zwei gegenüberliegenden Hügeln einen Teil des weiten Tales, das die Soldaten dem Knaben gestern von der Höhe gezeigt. Von dorther kam das entsetzliche Krachen! Dichte Rauchwolken stiegen auf, und hie und da Feuerflammen. Scharen von Soldaten erkannte des Knaben scharfes Auge, teils gegeneinander reitend und laufend, teils dicht zusammengedrängt in wütendem Kampf. Hell blitzten die Spieße im Sonnenlicht, dann krachten Schüsse, und alles ward für eine Weile von dichtem Pulverdampf

verdeckt. Hie und da stürzte Mann und Roß zu Boden; ungestüm ging der Kampf darüber hinweg. Durch die Fluren sah man die Landleute flüchten; Jammergeschrei trug der Wind dann und wann über den Fluß.

„Was ist das?" fragte das Kind, sich entsetzt abwendend.

„Der Krieg ist's; komm herab!"

Eingeschüchtert saß Martin noch lange auf dem Streulager und lauschte dem fernen Schießen. Endlich schwieg es, aber drei Tage lang blieben sie versteckt in der Höhle, auch die Ziegen wurden auf der Waldwiese angebunden, damit sie nicht zur Hütte herabsprängen. Von Zeit zu Zeit hielt der Mann Ausschau am Felsenloch, aber den Knaben ließ er nicht wieder hinauf. „O, daß doch der Retter bald käme!" seufzte er dann mit gefalteten Händen. „O, daß doch der Stern im Norden aufginge, den ich im Traum gesehen!"

Am vierten Tage weckte er Martin, als die Morgendämmerung anbrach. „Sie sind weg", sagte er. „Ich war diese Nacht unten und habe das große Netz gestellt. Komm, wir wollen sehen, ob es Fische gibt. Hier, trinke Milch; Brot kann ich dir nicht geben; das letzte Stück ist aufgezehrt."

Martin, der in den letzten Tagen viel geweint und oft ängstlich heim verlangt hatte, atmete hoch auf und bekam neues Leben, als er in den frischen Sommermorgen hinaustrat. Er durfte mit ins Wasser waten und an dem Netz ziehen helfen, das eine Anzahl große und kleine glänzende Fische enthielt. Einer davon wurde sogleich in der Hütte gebraten und verzehrt, die anderen wurden in eine tiefe mit Wasser gefüllte Mulde getan und in einen Kahn gebracht, der bisher im dichten Gebüsch des Ufers

versteckt gelegen hatte. Beide sprangen hinein, und schnell glitt das leichte Fahrzeug den Fluß hinab, bis es die Felsen hinter sich ließ und an den grünen Fluren des neulich noch so belebten Tales landete. Aber ach, welch jammervolles Bild bot es jetzt! Oede Brandstätten waren die friedlichen Dörfer; zertreten und blutgetränkt die schon der Ernte entgegenreifenden Kornfelder.

Nachdem der Kahn sicher versteckt war, wanderte Martin an der Hand des Fischers durch das verwüstete Land. Neugierig betrachtete er die zerbrochenen Waffen und Munitionsstücke, die hie und da im Felde lagen; faßte aber die Hand fester, wenn er an dem toten Körper eines Rosses oder gar an der Leiche eines Kriegers vorbeigehen mußte. Es war fast totenstill ringsum; nur selten zeigte sich ein schreckenbleiches Gesicht an der Tür einer Hütte, aber niemand konnte des Fischers Frage über Martins Herkunft beantworten. Endlich trafen sie einen Bauern, der traurig bei den Trümmern seines Hofes stand. Er erzählte, es seien hier kaiserliche und sächsische Truppen zusammengetroffen, und es habe ein blutiges Gefecht gegeben. Die Bauern hätten ihren Landsleuten tapfer beigestanden im Kampfe, aber die große Uebermacht der Feinde hatte doch den Sieg behalten und die Sachsen in die Flucht geschlagen. „Als sie nun das Feld allein hatten", fuhr er fort, „fielen sie wie die Teufel über unsere Hütten her, verwüsteten alles und begingen gar schreckliche Grausamkeiten. Mein lieber Sohn ist auch im Kampf gefallen und manch anderer. Gestern haben wir unsere Toten begraben, als die Wüteriche abgezogen waren. Unseren lieben Pfarrherrn, der ihnen wehren wollte, haben sie gefesselt mitgeschleppt, wer weiß wohin. Ach, wenn sie ihn nur nicht umbringen! Ein Bursche, der auf der Flucht

hier vorüberkam, erzählte, daß drüben über den Bergen ein Pfarrer erschossen sei, auch eine alte Frau und ein oder zwei Mägdlein im Pfarrhause mit verbrannt. O, daß sich Gott bald unser erbarmen wollte!"

Martin machte sich während dieses Gesprächs mit einem Kätzchen zu schaffen, das in komischen Sprüngen zwischen den verkohlten Brettern umherhüpfte. Eine Weile sprachen die beiden Männer leiser und schauten dabei nach dem spielenden Kinde. „Es ist kein Zweifel", schloß der Bauer, „der Kleine ist des erschossenen Pfarrers Sohn, und das arme verbrannte Mägdlein wird wohl das Gretchen sein, nach dem er so verlangt, wie Ihr sagt. Behaltet ihn doch bei Euch! Daheim wird er ja nichts finden als eine öde Brandstätte. Unbewaffnet und allein könnt Ihr doch nicht im Lande umherziehen, um des Kindes Heimat zu suchen, die wahrscheinlich nicht mehr vorhanden ist. Manch verlassenes Würmlein mag jetzt umherirren; der Junge kann froh sein, wenn Ihr Brot und Obdach für ihn habt."

Dennoch erstieg der Fischer mit dem Knaben noch die nächsten Höhen, um sein Dorf zu suchen; dieser aber ward immer unsicherer in seinen Aussagen und ward es zuletzt selbst müde. „Ach, es ist ja alles verbrannt", klagte er, „die bösen Soldaten haben unser Dorf ganz weggemacht. Wir wollen lieber wieder in den Kahn gehen."

So fuhren sie ein gutes Stück den Fluß hinab, und kamen endlich zu einem Städtlein, das noch unversehrt stand, wenn auch in großer Armut. Dort verhandelte Martins Freund seine Fische gegen zwei große Brote, ein Säcklein Mehl und etwas Salz; dann ward der Heimweg angetreten. Die freundliche Bäckersfrau hatte dem Kleinen einen Wecken geschenkt, der Krämer eine Hand voll Kirschen, so daß er lustig und guter Dinge war.

„Gelt, ich darf bei dir bleiben", fragte er den Fischer, „bis der Krieg aus ist, dann suchen wir meine Gretel?"

„In Gottes Namen!" erwiderte dieser, die Hand auf den blonden Kopf legend.

Wohl weinte Martin noch manchmal, daß der Krieg gar so lange dauere, aber immer seltener gedachte er der Heimat, und sein Vertrauen zu dem stillen, stets freundlichen Fischer wuchs täglich. Die Zeit ward ihm nicht lang; auf der Waldwiese haschte er Schmetterlinge und spielte mit den Ziegen, kletterte unermüdlich die Felsspalte auf und nieder, warf nach Herzenslust Steine ins Wasser, badete und plätscherte in den klaren Wellen soviel er wollte, und half dem Fischer bei allen seinen Geschäften. Die Kahnfahrten, die man oft unternahm, waren seine größte Lust. Nur manchmal, wenn das Schifflein vom Strome getrieben dahinglitt, sank eine tiefe Traurigkeit über den Fischer. Er schaute den Fluß hinab, streckte die Arme aus, als ob ihn nach etwas verlange, und saß dann wieder mit gebeugtem Haupt, während Tränen in seinen Bart flossen. Dann fühlte sich Martin unbehaglich und eingeschüchtert, denn er war ein lustiges, leichtherziges Büblein und konnte nie lange ernst und traurig sein. Auch an Regentagen gefiel es ihm nicht; dann saß der Fischer oft lange über einem großen Buch und las darin so eifrig, daß Martin nicht wagte, ihn zu stören. Einmal zupfte er ihn aber doch am Aermel und bat:

„Zeig' mir doch das Buch; mir wird die Zeit gar so lang."

„Kannst du denn lesen?"

„Noch nicht ganz, aber das a und das e kann ich, auch noch das i."

„Das ist nicht viel! Komm, ich will dir die anderen Buchstaben zeigen; du bist alt genug."

Fünf Minuten lang war der Junge ganz aufmerksam, dann aber sprang er plötzlich auf, schüttelte sich und rief: „Das ist ein schlechtes Buch, 's sind ja keine Bilder drin. Ich will lieber warten, bis ich bei meiner Gretel bin, die zeigt mir schöne Bilder, wenn's regnet, und erzählt mir Geschichten dazu. Jetzt will ich ein Haus bauen aus den Steinen, die ich mir gestern gesucht hab'!"

„Er ist nicht wie mein Martin", sagte der Fischer bei sich selbst, „er ist flüchtig und wild, aber doch gewinn' ich ihn täglich lieber, denn sein Herz ist freundlich und liebreich."

Ungestört wohnten sie einige Wochen in der Hütte, bis der Fischer eines Tages herumziehendes Kriegsvolk erspähte, und sich schnell mit dem Knaben in die Höhle zurückzog. Als sie wieder herabstiegen, fanden sie die Hütte zerstört. „Ich werde sie nicht wieder aufbauen", sagte der Fischer, „der Retter ist nahe; ich hab' es neulich im Städtchen vernommen."

Von da an schlich er oft abends, wenn Martin sanft eingeschlafen war, aus der Höhle, verwahrte den Zugang sicher mit großen Steinen, stieg in seinen Kahn und fuhr die ganze Nacht spähend den Fluß auf und nieder, kehrte aber stets zurück, ehe der Knabe erwachte. Eines Morgens weckte er ihn sehr frühe, hieß ihn sich rein waschen, glättete sein Haar und zog ihm den hübschen Leinenkittel an, den er ihm kürzlich im Städtchen gekauft. Auch für sich selbst hatte er in der letzten Zeit ein neues Gewand bereitet, ähnlich dem alten, aber sauber und rein.

„Steige hinauf zur Waldwiese", gebot er, „und nimm Abschied von den Ziegen; du wirst sie nicht wiedersehen.

Pflücke auch rote Nelken, Sternblumen und blaue Glocken zu einem schönen Strauß, soviel du nur fassen kannst."

„Wo gehen wir hin?" fragte Martin.

„Zu einem König!" war die ernste Antwort.

Der Knabe gehorchte schweigend, denn seines Beschützers Stimme war ernst und feierlich.

Noch einen langen Blick warf der Fischer auf seinen heimischen Zufluchtsort, dann stiegen sie hinab. Wenige Habseligkeiten trug der Mann im leichten Bündel auf dem Rücken; Martin trug die Blumen zierlich geordnet in einem Körblein aus Weidenruten, das der Fischer am Tage zuvor geflochten hatte. Nun fuhren sie den Fluß hinab, viel weiter als Martin bisher gekommen war, und fingen unterwegs noch drei schöne Fische in dem kleinen Netze, das sie mit sich führten. Es war Sonntag, und in den Dörfern läuteten die Kirchenglocken. Plötzlich horchte der Knabe auf! Mächtiger, vielhundertstimmiger Gesang klang durch die Luft, begleitet von feierlichen Trompetentönen. „Was ist das?" fragte er. Der Fischer antwortete nicht, sondern sah gespannt in die Ferne. Endlich glitt der Kahn um eine scharfe Biegung des Ufers, und siehe, da erblickte man auf weitem Plan ein großes Heerlager; Zelt an Zelt in unabsehbaren Reihen; und aus der Mitte schallte der erhebende Gesang. Jetzt schwieg er, und man hörte eine Männerstimme ernst und feierlich sprechen; Martin sah auch in der Ferne einen Mann in langem, schwarzen Rock etwas erhöht stehen. Einen Augenblick gedachte er an den Vater, aber die vielen, vielen Soldaten, die dort still im Halbkreis standen, und die große Menge Pferde, die ringsum angebunden waren, zerstreuten ihn gleich wieder.

Der Mann sprach gar lange, aber es gab so viel zu sehen, daß dem Kleinen die Zeit schnell verstrich, und endlich stiegen sie aus dem Kahn. „Nimm den Blumenkorb", gebot der Fischer, „und wenn ich niederfalle, so knie neben mir und reiche ihn dem, dem ich die Fische gebe." Damit nahm er das Netz auf die Schulter, stieß mit dem Fuße den Kahn kräftig in die Wellen hinaus und schritt dem Lager zu, wo jetzt alles in geschäftiger Bewegung war.

Lange mußte er mit den ausgestellten Wachen reden, ehe man ihn durchließ; endlich nahm sich ein Offizier seiner an und führte ihn durch die Lagergassen, wo die Soldaten erstaunt auf die seltsamen Gäste blickten, bis vor ein einfaches großes Zelt auf freiem Raum. Da stand ein schöner, kräftig und hochgewachsener Mann mit reichem blondem Haar und spitzem Bart. Sein Antlitz war klar und weiß, und unter der hohen Stirn leuchteten ein paar wunderbare Augen voll Geist und Leben, voll Liebe und doch voll heiligem Ernst. Er trug einen dunkeln Waffenrock, darüber einen kurzen Lederkoller, um den Hals einen weißen feingestickten Kragen. Eine grünseidene Binde war um den Leib geschlungen; den großen grauen Filzhut mit weißen Federn hielt er in der Hand, die Beine steckten in hohen, am Rande zierlich besetzten Reiterstiefeln. Es war Gustav Adolf, König von Schweden. Ehrerbietig wartete der Offizier, bis der hohe Herr sein Gespräch mit dem Feldprediger, der neben ihm stand, beendet hatte, dann trat er hinzu:

„Mein Herr und König, ein armer Fischer begehrt Euch zu sprechen und will sich durchaus nicht abweisen lassen. Ist's Euer Wille, ihn zu hören?"

„Gewiß", sprach der König; „tritt näher, Fremdling, und fürchte nichts."

„Was sollte ich fürchten!“ erwiderte der Fischer begeistert. „Heil sei dir, du langersehnter, gottgesandter Retter!“ Damit warf er sich vor dem Gewaltigen nieder, legte das Netz zu seinen Füßen und küßte den Saum des Waffenrockes. Martin kniete neben ihm, hob den Blumenkorb hoch empor und schaute mit den hellen Kinderaugen neugierig und verwundert in des Königs Gesicht.

„Knie nicht vor mir, alter Mann“, sagte dieser mit freundlichem Ernst; „wer bist du und was suchst du bei mir?“

„Ein armer Elbfischer bin ich, ein einsamer Mann ohne Weib und Kind. Aber mein Kahn treibt frei den Strom hinab, denn ich bedarf seiner nicht mehr. In deinem Heere will ich kämpfen gegen die Feinde meines Vaterlandes und meines Glaubens.“

„Wie? Mit diesem weißen Haar willst du noch das rauhe Kriegshandwerk lernen?“ fragte Gustav Adolf erstaunt.

„O König, mein Haar bleichte vor Herzeleid in einer Nacht! Nur fünfzig Jahre ist das Alter deines Knechtes, noch ist mein Arm stark genug, die Waffen kräftig zu führen.“

„Wohl; aber warum willst du im fremden Heere kämpfen und nicht in den Scharen deines Kurfürsten, die sich bald mit den meinen vereinigen werden?“

„Ich will ihm nicht dienen!“ rief der Fischer mit flammendem Auge. „Hätte er dir willig sein Land geöffnet, so stände Magdeburg noch, und mein herzlieber Martin wäre meines Herzens Freude und Wonne.“

„Trauerst du um einen Sohn, armer Mann?“ sagte der König mild. „Nun, tausende teilen dein Schicksal. Tröste dich des Wiedersehens bei Gott.“

„Du sprichst wahr, großer König. Aber es gab nur einen Knaben so lieb und fromm und schön wie mein Martin, und ich liebte ihn mit der ganzen Kraft meines Herzens. Die Mutter starb bei seiner Geburt, und ich erzog ihn ganz allein. Der Kahn war seine Wiege, im Ufersand lernte er die Glieder regen, in den Wellen holte er sich frischen Mut und ward ein gar schöner Knabe. Bald merkte ich, daß Gott in den lieblichen Körper einen lebendigen, kräftigen Geist gegeben hatte. Er lernte mit heißer Begierde das wenige, das ich ihn lehren konnte, und wollte immer mehr wissen. Sehnsüchtig schaute er von unserem Felsen ins Land hinaus; staunend betrachtete er des Nachts den Sternenhimmel, und fragte immer wieder nach dem Ursprung, den Kräften und dem Zweck von allem, was er sah. Da holte ich aus sicherem Versteck das Säcklein mit Geld, das ich von Jugend auf mühsam zusammengespart, und fuhr mit dem Knaben den Fluß hinab gen Magdeburg. Dort bracht' ich ihn auf eine gelehrte Schule und schüttete das Säcklein vor dem Lehrer aus. Es war nicht viel drin, dennoch versprach der gute Mann, ihn dafür zu lehren und zu herbergen; und er ward sehr glücklich. Bitter war meine Einsamkeit, aber wenn ich ihn zur Vakanzzeit heimholte, lebten wir in unserer armen Hütte wie im Himmel. Kennst du, o König, die Geschichte von dem Manne, der nur ein einziges Schäflein hatte und sonst nichts auf dieser Welt? Und nun haben ihn die Grausamen gewürgt mitsamt seinem frommen Lehrer. Ehe ich es ahnte, war die Stadt umlagert, so daß ich ihn nicht mehr heimholen konnte; unter Trümmern hab' ich seinen blutigen Leichnam gefunden!"

Händeringend schwieg der Mann, und in des Königs klaren Augen glänzten Tränen. Bald aber fuhr jener fort:

„Sehnlich hatte ich auf deine Ankunft gewartet, großer König, denn ich hoffte sicher, du würdest die bedrängte Stadt erretten. Nun aber wirst du das Blut der viel tausend Unschuldigen rächen, und auch meines Sohnes Blut! Da will ich dabei sein! Da will ich helfen die Grausamen niedermähen, die auch der harmlosen Jugend nicht verschonten. Ich weiß, es wird dir gelingen, denn Gott ist mit dir."

„Wer ist aber der Knabe, den du mit dir führst?" fragte der König.

„Ein umherirrendes Kind, dessen Heimatsdorf die Wütenden zerstört haben. Ich forschte bis gestern, ohne daß er's wußte, nach seinem Vater, fand aber keine Spur von ihm; die Mutter ist schon lange tot, wie das Kind sagt. Ich erbarmte mich seiner, denn er trägt meines Sohnes Namen, und obgleich er anderen Sinnes ist, hab' ich ihn doch herzlich liebgewonnen und kann mich nicht mehr von ihm trennen. Gewähre ihm Schutz, guter König, denn in deinem Heere ist er besser aufgehoben als in dem verwüsteten Lande."

„Nun wohl!" sprach der freundliche Held zu dem Offizier gewendet. „Ordnet diesen Mann in das Regiment, das meiner Person zu folgen pflegt, und versorgt ihn mit allem, was er braucht. Den Knaben mag eine ehrsame Soldatenfrau in ihre Obhut nehmen. Sei fromm und folgsam, mein Kind", fuhr er fort, die Hand auf Martins blonden Kopf legend, „und du, armer Freund, kämpfe tapfer, wenn es Zeit ist; aber reiße aus deinem Herzen den wilden Durst nach Rache, der Gott nicht gefällt. Befiehl ihm deine Seele, damit du dein Kind selig wiederfindest, wenn das Schwert der Feinde dich hinraffen

sollte. Deine Fische soll man mir heute mittag zubereiten, und die Blumen sollen den Tisch zieren."

Als nun am anderen Tage das Lager aufgehoben wurde, marschierte der Fischer unter den Musketieren in Reih' und Glied, und nahm sich stattlich aus in der kleidsamen schwedischen Tracht. Auf einem der vielen hundert Troßwagen, die dem Heere folgten, saß Martin zwischen Sack und Pack neben Frauen und Kindern. Er weinte und jammerte aber nicht wie sein Bruder Hans, sondern war lustig und guter Dinge, denn er hatte die Heimat fast vergessen. Die Soldatenfrau, der man ihn übergeben, war freundlich, und ihr Bube namens Niels nur wenig älter als Martin. Als nun beim Abmarsch die Trompeten so lustig bliesen, jauchzte der Knabe laut auf und klatschte vor Lust in die Hände.

---

6. Hans unter dem Kriegsvolk.

Während der leichtherzige Martin in des freundlichen Fischers Obhut sicher wohnte, und im Gefolge des großen Königs mit lustigen Spielkameraden auf dem Troßwagen fuhr, durchlebte der arme Hans gar schwere Zeit unter dem wilden Heerhaufen der Kaiserlichen. Er war von zartem, etwas schüchternem Gemüt, hatte auch nie viel Freude gehabt an Waffenwerk und Soldatenspiel, denn er verstand schon ein wenig das große Elend, das der Krieg über Land und Volk brachte. Seine liebste Arbeit war das Lesen und Lernen beim Vater, seine größte Freude das trauliche Familienleben mit den Geschwistern gewesen. Nun mußte er dem Janos, Walpurgs Mann, als Reitersbube dienen, und auch den drei anderen Soldaten, die mit

ihm in der Lagerhütte hausten. Er mußte die Rosse putzen und füttern, Holz zum Feuer schleppen, den Bratspieß drehen und täglich die schmutzigen Lagergassen fegen helfen. Dabei gab's im Anfang Scheltworte und Püffe genug, aber dank Ursels Erziehung lernte er schnell die nötigen Handgriffe und erwies sich so brauchbar, willig und gehorsam, daß selbst seine rohen Herren bald mit ihm zufrieden waren. Bei all diesen Arbeiten krabbelten der Mukl und der Franzl, Walpurgs kleine Buben, fast immer um ihn herum. Sie merkten bald, daß sie von ihm nicht heimliche Kniffe und Rippenstöße zu fürchten hatten wie von den vorigen Buben, ja daß er viel geduldiger war als die Mutter. Darum liefen und krochen sie ihm auf Schritt und Tritt nach, und er hatte genug zu tun, sie vor den Hufen der Rosse und den Fußtritten der Soldaten zu behüten. Wohlgefallen fand er freilich nicht an den kleinen schmutzigen, struppigen, schwarzäugigen Gesellen und hätte sie oft gern abgeschüttelt, denn er sehnte sich nach Ruhe und Stille, die nirgends, ach, nirgends zu finden war. Sehnsüchtig sah er nach den schattigen grünen Wäldern in der Umgegend und schmiedete vom ersten Tage an Fluchtpläne, aber man erlaubte ihm nie, das Lager zu verlassen. Mehrmals versuchte er es, doch ward er jedesmal von den Wachen erspäht und mit wilden Drohungen zurückgeschickt, bis er sich endlich in sein Schicksal ergab. Wo hätte er sich auch hinwenden, wie hätte er durch das verwüstete, vom Kriegsvolk wimmelnde Land den Weg in die Heimat finden sollen? Aber er fühlte sich sehr unglücklich und verlassen im Gewühl des Lagers.

So saß er einmal nicht weit von der Hütte unter einem Busch, während die Kinder neben ihm im Schmutz

wühlten. Walpurg sah eifrig dem Würfelspiel einiger Soldaten zu, sonst hätte sie wohl schnell irgendeine Arbeit für ihn gefunden. Da zog er seinen größten Schatz aus der Tasche, das Psalmbüchlein, das man ihm nicht weggenommen hatte. Ach, was war es ihm für ein Trost, und wie hatte er in den letzten Tagen die Klagen und Bitten des heiligen Sängers David verstehen gelernt! Ja, Gott war seine Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die ihn betroffen hatten! „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist.“ Ganz laut und so recht von Herzensgrund hatte er den Vers gelesen, als plötzlich eine lange schmale Hand über seine Schulter griff und ihm das Buch entriß. Erschrocken fuhr er auf; ein Mönch in langem, schwarzen Gewand stand vor ihm und sah ihn mit stechenden Augen an.

„Woher hast du das Buch?“ fragte er.

„Von meinem Vater.“

„Weißt du auch, wes dies Bild ist?“ fragte er weiter, auf ein Bildnis Luthers zeigend, das vorn im Büchlein war.

„Das ist der liebe Doktor Luther, der die Psalmen so schön ins Deutsche übersetzt hat“, sagte Hans harmlos.

„Ein verdammter Ketzer ist's“, schrie der Mönch, „und du bist eines Ketzers Sohn! Ich habe dich schon lang im Auge; du stimmst nicht ein, wenn man das Ave Maria betet, du fielst nicht nieder, als ich neulich das Heiligtum in das Zelt des sterbenden Offiziers brachte.“

„Aber ich bete zu Gott und knie vor ihm morgens und abends, wie mich der Vater gelehrt.“

„So sollst du doch das Buch nicht haben! So soll doch das Bild des Ketzers brennen!“ rief der Mönch, trat ein paar Schritte vor und schleuderte das Büchlein in ein Kochfeuer, das eben angezündet wurde. Dann ging er mit drohender Gebärde davon.

Hans aber warf sich auf den Boden und schluchzte, als wolle ihm das Herz brechen. All der mühsam zurückgedrängte Jammer um des Vaters Tod, um die Geschwister und die liebe Heimat brach mit ganzer Gewalt aus, und des Knaben zarter Leib bebte in der Gewalt des Schmerzes. Nun war ihm seine letzte Freude, sein letztes Andenken an den Vater, die letzte Quelle, aus der sein schwaches Kindesherz Lehre und Trost schöpfen konnte, genommen! „O, mein Buch, mein liebes Buch!“ wehklagte er. „O Gott, nimm mich doch zu dir; ich bin ja so ganz verlassen!“ Da schlangen sich zwei rauhe, dicke Aermchen um seinen Hals. Der kleine Mukl hatte sich neben ihn gelegt und küßte ihm die Tränen vom Gesicht.

„Mußt nit weinen, Hansel, nit weinen, der Mukl hat dich ja lieb!“

Ach, wie süß klangen die Worte ins Herz des verlassenen Knaben; wie lieblich erschien ihm plötzlich das gar nicht schöne Gesicht des kleinen Soldatenjungen. Er setzte sich auf, zog ihn an sich und sagte aus vollem Herzen:

„Und ich hab' dich auch lieb, Mukl, sehr, sehr lieb.“

Er fühlte, daß ihm Gott zum Ersatz für sein Buch etwas Köstliches geschenkt hatte, ein warmes Kinderherz, von dem er Liebe nehmen, und das er wieder lieben durfte. Von nun an war er nicht mehr so ganz unglücklich; mit fast mütterlicher Zärtlichkeit sorgte er für den Kleinen, und dieser vergalt es ihm durch täglich wachsende Zuneigung. Geduldig ließ er sich an dem

durch das Lager fließenden Bache von seinem Schmutz reinigen, und das frische Gesichtchen sah nun viel hübscher aus. Soviel die kleinen Hände es vermochten, half er Hans bei allen seinen Geschäften, und dieser schnitzte und baute ihm aus umherliegenden Holzstückchen allerlei Spielzeug. Hatte er am Abend den unruhigen Franzl in den Schlaf gebracht, so erzählte er dem Mukl mit leiser Stimme von daheim, vom lieben Vater, von den Geschwistern, von den Tieren im Stall und den Blumen im Garten, und von den fröhlichen Spielen, die die Dorfkinder auf der Wiese getrieben hatten.

Mit glänzenden Augen hörte der Kleine zu, wenn er sich auch keinen Begriff machen konnte von einem so stillen, friedlichen Leben. Die Lagerhütte und der Troßwagen war ja die einzige Heimat, die er kannte! Fielen ihm endlich die Augen zu, so betete ihm Hans das Vaterunser vor und freute sich, daß er die heiligen Worte so deutlich und andächtig nachsprach.

In wenig Tagen konnte er es, und hatte es viel schneller gelernt als das Brüderlein daheim. Wie mochte es dem wohl gehen? Ach, nun konnte er es nicht mehr hüten, ihm nichts mehr zulieb tun; nur in Gottes Schutz konnte er es befehlen samt den anderen Geschwistern. Das tat er auch fleißig jeden Morgen und Abend, denn er gedachte der letzten Ermahnung des Vaters auf dem Kirchhof.

Bald nach dem Abend, wo der Mönch das Buch verbrannte, war das Lager aufgehoben worden; der Heerhaufe zog weiter, und es kam eine gar schwere Zeit für den gefangenen Knaben. Nur selten glückte es ihm, einen Platz auf einem Wagen zu erlangen, denn Weiber, Dirnen und Kinder, alle viel kecker und flinker als er, zankten und

balgten sich um den kleinsten Raum auf den hochbepackten Fuhrwerken. So mußte er durch Sonnenglut und Staub, durch Regen und Sturm nebenher laufen, und wäre wohl der Anstrengung erlegen, wenn ihn nicht manchmal ein Fuhrknecht mit aufs Pferd genommen hätte. Aber viel schwerer als diese Wanderungen war für ihn der Aufenthalt in den Dörfern, durch die der Marsch führte. Da ward meist ebenso gewütet als an jenem Schreckenstag daheim; und der arme Knabe mußte Greueltaten mit ansehen, die ihn wachend und schlafend ängstigten und die er sein Lebtag nicht vergessen konnte.

Freilich fand man auch oft die Dörfer ganz leer, und nirgends eine Spur von den Bewohnern, die alles verlassen hatten und ihr Leben in Höhlen, Schluchten und Walddickichten elend fristeten, um nur den Grausamkeiten zu entgehen. Dann ward erst recht nach Herzenslust geraubt und zerstört; was die Soldaten nicht fanden, das stöberten die Buben aus, die man ordentlich dazu abrichtete und ihnen oft Essen und Trinken vorenthielt, bis sie den Sack voll geraubter Ware eingebracht hatten. Da sollte nun Hans auch mithelfen und er konnte doch nicht. „Du sollst nicht stehlen", dies Wort hatte ihm der Vater eingeprägt, als er noch ein kleines Kind war; nimmer hätte er dawider handeln mögen! Da gab es Spottreden genug von den anderen Buben und reichlich Schläge von den groben Fäusten der Soldaten, die ihn oft hungrig auf sein elendes Nachtlager stießen, während sie sich selbst an überreichlicher Mahlzeit labten.

Eines Abends hatte man ihn besonders hart behandelt, und er kühlte, am Dorfbache kniend, eine Wunde an der Stirn, die ihm der wilde Janos geschlagen; da trat der Mönch, der ihm das Buch genommen, wieder zu ihm.

„Knabe", sagte er, diesmal in ganz freundlichem Ton, „ich habe dich beobachtet und du gefällst mir, denn du bist feiner als die anderen Buben, und aus deinen Augen spricht ein guter Verstand. Auch hab' ich dich oft bei deiner Arbeit singen hören. Es waren ja leider ketzerische Lieder; aber deine Stimme ist schön. Du tust mir leid, denn ich weiß, daß sie dich schlagen und hungern lassen, weil du nicht stehlen willst. Möchtest du nicht in meinen Dienst treten? Ich ziehe als Kaplan mit dem Heere; bald aber ist meine Zeit aus. Dann kehre ich in mein Kloster zurück und bringe dich auf eine Schule, wo du in aller Wissenschaft und auch in der Musik wohl unterrichtet wirst, um einst ein tüchtiger Mann zu werden. Merke wohl, du sollst weder Mönch noch Priester werden, sondern darfst jedes andere Studium erwählen, das dir gefällt."

Hans war aufgestanden und preßte die Hand gegen die geschwollene blutende Stirn. Frei von dem schrecklichen Soldatenleben sollte er werden, auf eine Schule kommen und nach Herzenslust studieren! Aber nur einen Augenblick war ihm die Aussicht verlockend, dann fiel ihm des Vaters Ermahnung ein, sich ja nicht, weder durch Lust noch Leid, von der reinen Lehre des Evangeliums abbringen zu lassen.

„Ich dank' Euch für Euren guten Willen, Herr", sagte er fest, „aber ich kann Euch nicht dienen, denn Ihr habt meinen Vater einen Ketzer genannt und den guten Doktor Luther auch. Ich kann auch nicht in Eure Schule gehen, denn Ihr habt das schöne Psalmbüchlein ins Feuer geworfen. Daraus seh' ich, daß Ihr Gottes Wort nicht lieb habt."

Den Mönch verdroß es gar sehr, daß er sich durch seine Heftigkeit selbst das Spiel verdorben hatte. Er hätte es gern wieder gut gemacht und fuhr fort:

„Ich tat es nur, weil Kinder dieses Buch noch nicht verstehen können. Komm nur in die Schule, da wirst du in wenig Jahren gelehrt genug sein, daß man dir die Bibel zu lesen erlaubt."

„Ei", entgegnete Hans, „ich hab' einen Spruch gelernt, der heißt: ‚Weil du von Kind auf die Heilige Schrift weißt, kann dich dieselbe unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Christum JEsum.' Ich hab' auch gar wohl verstanden, was ich las; besonders seit ich in so großer Not bin."

„Und die Not wird immer größer werden, wenn du mir nicht folgst, törichter Knabe. Du wirst bald genug alles vergessen, was du gelernt hast, und an Leib und Seele verderben unter dem rohen Soldatenvolk. Wie willst du schwaches Kind auf die Länge den greulichen Sünden widerstehen, von denen du täglich Zeuge bist?"

„Gott wird mir helfen!" sagte Hans zuversichtlich. „Ich will lieber ein Troßbube bleiben, als in eine Papstschule gehen, denn mein lieber Vater würde es nicht leiden, das weiß ich gewiß. Ihr würdet mich zwingen, zu Maria zu beten und die Heiligen anzurufen, und das hat Gott verboten. Ich würde auch nicht glücklich werden! Der Vater hat mir wohl erzählt, wie sich der gute Doktor Luther gequält hat, als er noch im Kloster war, und sich die Seligkeit durch gute Werke verdienen wollte. So würde mir's dann auch gehen."

„Nun, ich kann warten", sagte der Mönch; „vielleicht nimmst du noch mit Freuden die Wohltat an, die ich dir biete."

Der nächste Tag war sehr heiß, und man hatte einen weiten Marsch zu machen, denn die Heeresabteilung, die bisher, in kleine Haufen geteilt, plündernd und Beute

suchend im Lande umhergezogen war, sollte sich nun wieder zusammenziehen. Gegen Abend entlud sich, ehe man Obdach erreichen konnte, ein schweres Gewitter, und wer nicht durch sehr dichte Kleidung geschützt war, ward bis auf die Haut durchnäßt. Den kleinen Franzl wickelte Walpurg in eine Decke, um Mukl aber war sie weniger besorgt, denn sie meinte, so was müßten die Rangen gewöhnt werden, sie taugten sonst nicht zum Kriege. Schon oft war der Kleine allem Wetter ausgesetzt gewesen, und nie hatte es ihm geschadet. An diesem Abend aber konnte er im Nachtquartier nicht zur Ruhe kommen, warf sich stöhnend auf dem Stroh umher und lag am Morgen in starkem Fieber. Das Tränklein, das ihm der Feldscher gab, half nur wenig, und es zeigte sich bald, daß das sonst so muntere Kind an einer zehrenden Krankheit dahinsiechte. Es ward von Tag zu Tag schwächer, aber in demselben Maße wuchs seine Liebe zu Hans, und das brachte für diesen manche Erleichterung. Walpurg verschaffte ihm nun stets einen Platz auf dem Wagen, wo der kleine Kranke lag und scheute sich gar nicht, andere Eindringlinge einfach herunterzuwerfen mit dem Rufe: „Packt euch fort, ihr Gesindel, und laßt's Hansel her, sonst brüllt sich der Mukl noch vollends zu Tod nach ihm.“ Freilich entstand bei solchen Gelegenheiten manch lebhafter Kampf, doch blieb sie stets Siegerin, denn sie war wie Janos von allen gefürchtet wegen ihrer Stärke und Wildheit.

Nach und nach wurden dem Knaben alle anderen Geschäfte abgenommen; er durfte nur noch das Kind pflegen, das ihn keine Minute mehr missen wollte. Brummte einer der Soldaten darüber, so fertigte ihn Walpurg kurz ab. „Rühr' die Hände selber, alter Faulpelz“, hieß es dann; „der Bub ist mein, euch geht er gar nichts an! Ihr habt

ihn ja totstechen wollen, da wär' er schon lang nit mehr da. Ich hab' ihn gefüttert, hab' ihm auch das neue Wämslein gemacht, das Zeug dazu selber gestohlen und die blanken Nesteln aus des Juden Kasten stibitzt. Drum soll er auch mein Mukl abwarten; ich taug' ja nit dazu." Das letztere war leider wahr. Manchmal warf sie sich wohl heulend bei dem Kranken nieder und überschüttete ihn mit Liebkosungen, daß ihm ganz bange wurde; dann aber scherzte und lachte sie wieder leichtsinnig mit den Soldaten, und klagte oft genug über die Last mit dem kranken Kinde.

So hatte Hans viel Zeit zum stillen Nachdenken; denn auch des Nachts, wenn alles schlief, hielt Mukl oft seine Hand fest, und weinte, wenn er sich losmachen wollte. Ach, wie erwachte da das Heimweh und die Angst vor der Zukunft! Was würde aus ihm werden, wenn er in dieser Umgebung bleiben mußte? War's da ein Wunder, daß ihm die Vorspiegelungen des Mönches nach und nach lockender erschienen? Wohl dachte er an Hus, der sich lieber verbrennen ließ, als von der Wahrheit zu weichen, an Luther, der so tapfer und treu dafür gekämpft. Aber der Mönch war gar listig und machte alle seine Einwendungen zuschanden.

„Sieh", sagte er eines Tages, als man Mittagsrast hielt, und Hans seinen Schützling etwas entfernt vom Gewühl unter einen Baum gelegt hatte, „du verstehst mich falsch. Die Männer, auf die du dich berufst, lebten vor langer Zeit. Jetzt sind wir auch vorgeschritten und nicht mehr so engherzig als damals. Du bist noch ein Kind, darum verlange ich gar nicht von dir, daß du etwa deinen Glauben abschwörst, und dich für die römische Kirche erklärst. Nein; ganz so, wie du bist, wird man dich in die

Schule aufnehmen. Da wirst du bald selbst sehen, wo wahre Frömmigkeit wohnt. O, wie wird's dir gefallen in den stillen Klostergängen, in den schattigen Gärten, in der herrlichen Kirche! Da sollst du kein rauhes Wort hören, und leben wie im Himmel."

„Ich kann ja nicht mit Euch gehen", entgegnete Hans endlich, „ich darf ja den Mukl nicht verlassen."

Da beugte sich der Mönch über den kleinen Kranken und sagte kalt:

„Aber der Mukl wird dich verlassen; er kann kaum noch ein paar Wochen leben."

„O nein, nein", rief Hans erschrocken, „mein Mukl darf nicht sterben! O, wie soll ich das wilde Leben ertragen, wenn er nicht mehr da ist!"

„Nun", schloß der Mönch, „so will ich wiederkommen, wenn das Kind tot ist; dann wird's auch für mich Zeit zur Heimkehr sein, und ich weiß, du wirst mich begleiten."

Indessen vereinigten sich immer mehr Heerhaufen zu einem geordneten Ganzen, und zogen auf Leipzig zu, wo Tilly seine ganze Macht versammelte, um dem Schneekönig, wie man Gustav Adolf spöttisch nannte, entgegenzutreten. Endlich bezog man ein großes wohlbefestigtes Lager; und in einer der unzähligen Hütten lag der arme Mukl ganz bleich und abgezehrt und schaute mit großen glänzenden Augen seinen treuen Pfleger an, der nie mehr von ihm wich. Hans sah jetzt selbst ein, daß das Kind nur noch kurze Zeit leben könne. Es machte ihn sehr traurig, aber es erhob sein Herz über das Elend des irdischen Lebens, und ließ ihn in den Himmel schauen, wo nichts als Freude und Wonne ist. Gott führte das arme Kind jetzt dahin; wie bald konnte er dasselbe auch mit ihm tun! Dann kam er ja wieder zum Vater, nach

dem er sich so bitter sehnte. O, so wollte er auch nicht mit einem Wort von dem weichen, was er beim Vater gelernt! Er wollte nicht mit dem Mönch gehen, nein, gewiß nicht! Lieber auf Erden elend; nur im Himmel selig! So oft er mit dem Kranken allein war, sang er ihm mit leiser Stimme die Verslein vor, die er selbst als kleines Kind gelernt, und erzählte ihm von dem schönen Himmelsgarten, wo er nun bald mit den Englein spielen und den lieben Gott und das Christkind selber sehen würde.

Das arme kranke Kind litt schwer unter der Roheit der Hüttenbewohner, die ihm kaum sein Plätzchen im Winkel gönnten, und ihn oft durch Lärmen und Schreien ängstigten. Da war's eine wahre Erlösung, als nach einigen Tagen das ganze große Heer in Schlachtordnung das Lager verließ und nach den Anhöhen in der Nähe des Dorfes Breitenfeld marschierte. Auch Walpurg folgte mit vielen anderen Weibern dem Heereszuge mit allerlei Speise und Trank zur Erquickung der Krieger. Ihrem wilden Sinne war's unmöglich gewesen, im Lager zu bleiben; sie wollte den Kampf sehen, sich an dem Siege der Ihrigen und der Flucht des Feindes ergötzen, und teilhaben an der ersehnten Beute. Franzl hockte in ein Tuch gebunden auf ihrem Rücken, Mukl küßte sie beim Abschied noch einmal unter heißen Tränen, ließ dem Hans ein großes Stück Brot und einen Krug Bier zurück und sprach zu ihm: „Du bist ein guter Bub, das muß wahr sein! Der heilige Nepomuk mag dir's vergelten, was du an seinem kleinen Namensbruder tust." —

Am siebenten September frühmorgens, als eben die Sonne aufging, standen die feindlichen Heere einander gegenüber. Der fromme Schwedenkönig war zur Schlacht entschlossen, und hatte sich samt den Seinen mit in-

brünstigem Gebet bereitet zum Siege oder zum Tode, wie es Gottes Wille sei. Tillys Herz aber war heute trotz der großen wohlerprobten Kriegsmacht, die ihm zu Gebote stand, voll banger Zweifel, denn seit dem Blutbad von Magdeburg suchte ihn ein trüber, finsterer Geist heim und machte ihn sehr unruhig, wie einst den König Saul.

Aber der feurige Pappenheim trieb ihn zur Entscheidung, und die Schlacht ward eröffnet durch ein furchtbares Kanonenfeuer, das zwei Stunden lang ununterbrochen währte. Weithin dröhnte und zitterte der Erdboden von dem entsetzlichen Krachen; und das sterbende Kind in der Lagerhütte klammerte sich ängstlich an seinen Pfleger, der bleich und schaudernd neben ihm am Boden saß. Weiter tobte die Schlacht; die Sachsen wurden bald in die Flucht getrieben, und schon jubelten die Kaiserlichen in gewisser Hoffnung des Sieges. Pappenheim stürzte sich nun mit seinen Reitern auf den Teil des schwedischen Heeres, den der König selbst anführte; doch hier wandte sich das Glück. Siebenmal ward der Angriff wiederholt, aber ebensooft zurückgeschlagen, und endlich mußte der stolze Pappenheim mit großem Verlust die Flucht ergreifen. Nun eilte der fromme Held seinen anderen Truppen zu Hilfe, die von Tillys Scharen hart bedrängt wurden. Er griff zuerst die Hügel an, auf denen die feindlichen Kanonen aufgepflanzt waren, gewann sie, und richtete sie unverhofft auf den Feind. Von Pappenheim verlassen, von zwei Seiten angegriffen, mußte Tilly sich verloren geben; eilige Flucht war das einzige, das ihm übrig blieb. Als sich die Sonne zum Untergang neigte, verkündeten die Sturmglocken rings in der von den Kaiserlichen besetzten Landschaft, daß das Heer geschlagen sei.

In wilder Flucht zerstreuten sich die Regimenter, Tausende von Toten auf dem blutgedrängten Schlachtfeld zurücklassend. Auch ins Lager kam die Schreckenskunde. „Fliehet, fliehet!“ riefen eilende Boten den Zurückgebliebenen zu; „es ist alles verloren! Aber haltet euch zusammen, und hütet euch, dem Landvolk in die Hände zu fallen; es wird sein Elend jetzt schrecklich an uns rächen.“

Hans hörte den Ruf, hörte das Rasseln der Wagen, den eilenden Hufschlag der Rosse, das Schreien der Weiber und Kinder, rührte sich aber nicht, sondern sah beim matten Dämmerschein unverwandt in Mukls Gesicht. Das Kind lag im Sterben! Krampfhaft zuckten die kleinen Glieder, und die Augen verdrehten sich so seltsam, daß der einsame Knabe den Anblick kaum ertragen konnte. Da nahten sich hastige Schritte; der Mönch trat ein, bleich und verstört.

„Jetzt ist's Zeit, Hans“, rief er; „mein Wagen wartet; in wenig Stunden sind wir in Sicherheit.“

„Ich gehe nicht mit Euch, Herr, das Kind liegt im Sterben; ich harre bei ihm aus und bleibe meinem Glauben treu.“

„Du weißt nicht, was dir bevorsteht. In wenig Stunden schon werden die Schweden hier sein. Schreckliches erzählt man von ihrer Grausamkeit. Jetzt werden sie Magdeburg rächen, und alles würgen, was ihnen vor die Hand kommt. Du hast nur zu wählen zwischen meinem Schutz und dem Tod.“

„Dann wähl' ich den Tod, der mich sicher in den Himmel bringt zu Gott, zu JEsu, zum Vater!“

„So fahre hin, du Ketzerbrut!“ rief der Mönch und verschwand.

Hans aber wendete sich seinem Kranken wieder zu. Es war ihm leicht und frei ums Herz, daß er den Versucher los war. Das Kind war ruhig geworden; horch, jetzt sprach es noch einmal:

„Komm ich jetzt bald in den schönen Garten, Hansel?"

„Ja, Herzensmukl, jetzt gleich."

„Gelt, da schießt man nit?"

„Nein, nimmer."

„Da schreit und schimpft auch keiner?"

„Ach nein; da sind alle beim lieben Gott und sind so froh und haben sich so lieb."

„Ei, wie schön!" flüsterte das arme Soldatenkind lächelnd, zuckte noch einmal und war tot.

Hans weinte bitterlich, aber sanft und leise, denn er wußte, wie wohl seinem kleinen Freund geschehen sei durch diesen frühen Tod. Bald faßte er sich, drückte mit zitternder Hand die lieben Augen zu, wusch das Gesichtchen, glättete die dunkeln Locken und streckte den kleinen Leib auf dem Lager aus. Dann kramte er in Walpurgs Sack und fand bald ein Stück weißes Linnen. Das breitete er über das tote Kind, kniete nieder und betete laut ein Vaterunser. So hatte es der Vater gemacht, als des Hirten kleiner Peter gestorben war, mit dem er so gern gespielt.

Indessen war es fast ganz finster geworden, und dem Knaben ward bange, so allein bei dem Toten. Ach, wenn doch die Walpurg käme! Sie konnte doch nicht geflohen sein, ohne nach ihrem Kinde gesehen zu haben!

Aber Walpurg konnte nicht kommen, denn ihr wildes Leben hatte sein Ende erreicht. Zu dem sicher geschützten Platze, wo sie mit ihrem Vorrat hielt, kam die Kunde, daß das Regiment, dem sie folgte, in wilder Flucht davon-

eile. Da löste sie schnell das Pferd von ihrem Karren, schwang sich mit Franzl darauf und ritt in fliegender Hast einer Schar Reiter nach, unter denen sie bald ihren Janos erkannte. Da prasselte plötzlich hinter ihr das Musketenfeuer der verfolgenden Schweden; sie sah Janos fallen und viele mit ihm. Schon war sie schützenden Waldbäumen nahe, da ward auch sie getroffen, und fiel, von mehreren Kugeln durchbohrt, tot vom Rosse. Den Franzl hob bald darauf einer der Verfolger vom Boden auf; aber er tat nur wenige Atemzüge, dann entfloh sein kleines Leben, denn er war im Fallen auf einen großen Stein geschlagen.

Von dem allen wußte Hans nichts. Lauschend saß er am Boden, den Blick unverwandt auf das Leintuch geheftet, das einzige, was man in der Dunkelheit noch unterscheiden konnte. Er dachte nach, was wohl nun sein Schicksal sein würde; ob Walpurg ihn wiederholen, ob die Schweden ihn wirklich töten würden. Er gehörte ja nicht zu ihren Feinden! Aber würden sie ihm Zeit lassen, das zu sagen? Doch war der Schmerz um seinen Mukl stärker als alle diese Gedanken, und dazu kam große, unüberwindliche Müdigkeit. Er hörte noch wie im Traum den regelmäßigen Tritt durchs Lager marschierender Soldaten; dann fielen ihm die Augen zu, der Kopf sank auf die zusammengelegten Hände, und bald lag der Knabe in tiefem Schlaf neben der kleinen Leiche.

Trompetenton und Waffengeklirr weckte ihn am frühen Morgen. Erschrocken fuhr er empor, als eben ein fremder Soldat durch die niedere Oeffnung der Hütte trat. Er sah anders und besser aus als Janos und seine Gesellen, wenn auch sein Waffenrock, sein Kragen und die hohen Stiefel arg beschmutzt und mit Blut bespritzt waren.

Er redete Hans in einer Sprache an, die er nicht verstand, faßte ihn am Arm und wollte ihn fortführen. Dieser aber bückte sich schnell, zog das Leintuch hinweg und zeigte mit flehender Gebärde auf den kleinen Toten. Da bedeutete ihn der Mann zu bleiben, ging fort und kehrte bald mit einem Offizier zurück, der deutsch redete.

„Ist das dein Brüderlein, armer Junge?" fragte er.

„Nein, Herr, ich bin ein Sachse; das Kind gehört dem Janos, der mich gefangen hat."

„Warst du ganz allein mit ihm diese Nacht?"

„Ja; es starb am Abend. Seine Eltern sind nicht wiedergekommen."

„Tausende sind nicht wiedergekommen", sprach der Offizier ernst, „komm jetzt mit mir. Es werden heute Gräber genug gegraben; man wird das Kind mit hineinlegen."

„Ach Herr", bat Hans, „zürnt doch nicht, daß ich Euch bitte. Darf ich nicht meinem Mukl ein eigenes kleines Grab machen unter einem grünen Baum? Ach, erlaubt mir's doch! Ich kann ihn nicht so liegen lassen; ich hab' ihn ja seit Wochen ganz allein gepflegt."

„So sei es", sprach der Offizier gerührt, „aber es muß gleich geschehen."

So durfte Hans seinen Liebling auf einen freien Platz tragen, wo einige Bäume standen. Ein Soldat half ihm das kleine Grab graben, und in das weiße Linnen gewickelt wurde Mukl in sein letztes Bettchen gelegt. Eine Weile kniete Hans an dem kleinen Hügel, dann folgte er dem Kriegsmann, in banger Erwartung, was nun mit ihm geschehen würde.

Das ganze Lager war in die Hand der Schweden gefallen, viel Beute und viel Gefangene hatte man gemacht.

Aber es geschah kein grausames Morden; man hörte auch kein wildes Geschrei, kein Fluchen und Streiten. Hans ward mit mehreren anderen Knaben zum Troß eines deutschen Regiments gebracht; man gab ihm Speise und Trank und behandelte ihn sehr freundlich. Obgleich sein Herz voll Trauer war, so freute er sich doch, nun bei Landsleuten und Glaubensgenossen zu sein. Man zeigte ihm auch von ferne die Heldengestalt Gustav Adolfs, der noch an demselben Tage aufbrach, um gegen Merseburg zu ziehen, das sich ihm gleich ergab. Bald verließ auch das Regiment, dem Hans folgte, den Schauplatz der blutigen Schlacht und zog gegen Halle, das nach kurzem Kampfe erobert wurde. Dort blieb man einige Tage, während der König mit dem Kurfürsten von Sachsen den weiteren Kriegsplan entwarf.

Eines Morgens stand Hans auf der Straße und schaute dem bunten Treiben der Soldaten zu, da öffnete sich über ihm ein Fenster, und eine Stimme rief:

„He, Junge!"

Er blickte auf und sah den Offizier, der im Zelte mit ihm gesprochen.

„Komm herauf!" befahl er.

Schüchtern betrat Hans ein freundliches Zimmer.

„Fürchte dich nicht, mein Sohn", begann der Offizier, „ich habe Gutes mit dir im Sinn. Sage mir, wer du bist, und wie du unter die Kaiserlichen kamst."

Bescheiden und klar erzählte Hans seine Schicksale.

„Nun, es war schön von dir, daß du dem Kinde deines Feindes so viel Liebe erzeigtest. Gern würde ich dich in deine Heimat entlassen; aber wie du selbst sagst, ist dein Vater tot und sein Haus verbrannt. Wer weiß, ob du deine Geschwister noch in dem zerstörten Dorfe fändest! Ueberdies wär' es für ein Kind wie du das

sichere Verderben, in dieser Zeit allein zu wandern. Darum bleibe für jetzt in meinem Dienst. Kannst du gut lesen und schreiben?"

„Ja, Herr; ich hab' es schon sehr früh gelernt, der liebe Vater gab sich viel Mühe mit mir."

„Was verstehst du sonst noch?"

„Nicht viel, edler Herr. Daheim mußt' ich fleißig im Haus und Garten helfen, und bei den Soldaten lernte ich die Pferde versorgen. Aber ich bin leider ungeschickt zu solchen Dingen; der Vater sagte, ich sei zum Studieren geboren."

„Nun, so Gott will, wird dazu Rat werden", schloß der Offizier. „Einstweilen wird dir's nichts schaden, wenn du etwas männlicher wirst. In dieser bösen Zeit muß man auf alles gefaßt sein. Darum soll dich mein Reitknecht in seine Obhut nehmen und dich alles lehren, was ein braver Soldat können muß. Wenn du dich gut hältst, kannst du mir auch mit deiner Gelehrsamkeit dienen, damit sie dir nicht entschlüpft."

Der Reitknecht ward gerufen, und Hans faßte gleich Zutrauen zu seinem guten alten Gesicht. Am anderen Morgen waren sie schon Freunde, und Hans durfte helfen, die Pferde des Rittmeisters, denn ein solcher war sein Herr, in die Schwemme zu reiten.

Ueberall war buntes kriegerisches Gewimmel, denn nicht nur die Stadt, auch die umliegenden Dörfer lagen voll Soldaten, und viele mußten noch in Zelten und Bretterhütten wohnen.

„Komm", sagte der Reitknecht, „dort ist ein schöner schattiger Platz unter Bäumen; da will ich dir einmal zeigen, wie man zu Pferde sitzen muß. Du hockst ja oben wie ein Aefflein auf dem Kamel."

Aber der grüne Plan, wo Hans seine erste Reitstunde haben sollte, hatte schon andere Leute angelockt. Auf etlichen Bänken, auf Steinen und auf dem Gras saßen eine Menge kleine Buben mit Büchern und Schreibtafeln in den Händen um einen sehr militärisch aussehenden Lehrer her, der das Zepter seines Amtes, einen langen Rohrstock, unter dem Arme hielt.

„Was ist das?“ fragte Hans verwundert.

„Ei, eine Feldschule“, war die Antwort. „Im ganzen schwedischen Heer sind solche eingerichtet, damit die Troßbüblein nicht ganz aus Rand und Band kommen. Gute Zucht herrscht darin; sieh, wie eifrig sie schreiben und buchstabieren, ohne sich nach uns umzusehen. Ich sage dir, Junge, wenn sich jetzt in der Nähe ein Gefecht entspänne, und die Kugeln bis zwischen die Bänke flögen, würden sich die Buben nicht rühren, eh' es der Lehrer erlaubte. Nur der Blondkopf dort an der Ecke scheint noch nicht ganz eingeschult zu sein; unsere Pferde gefallen ihm wohl besser als sein Lesebuch.“

Hans blickte hin. Ein strammer, prächtiger kleiner Kerl war es, der ihm jetzt das blühende Gesichtchen voll zuwendete, und im Nu war Hans vom Pferd herunter und sprang der Schule zu. Der Kleine stutzte einen Augenblick, dann schleuderte er die Fibel weit von sich und lief mit dem Rufe: „Da kommt mein Hans!“ dem Reitersjungen entgegen, der ihn jauchzend mit den Armen umfing, emporhob, herzte und küßte.

Doch schon war der eifrige Schulmeister zur Stelle, um mit erhobenem Stock den Ausreißer zurückzuholen, aber Hans hielt den Schlag auf, der den Kleinen treffen sollte, und rief: „Es ist ja mein Brüderlein; ach, Gott sei Dank, daß ich meinen Martin wiederhabe!“ Der

Reitknecht war auch hinzugetreten und vernahm das wunderbare Wiederfinden, das Martin mit glühenden Wangen halb deutsch, halb schwedisch dem Lehrer zu erklären suchte.

„Hast auch meine Gretel mitgebracht, Hans?“ war die erste Frage des Kleinen.

„Ach nein, von Gretel und Gundel weiß ich nichts; aber wie kamst du unter die Schweden?“

„Ei, mit dem guten Fischer.“

„Wie kamst du denn zu dem?“

„Ach, das weiß ich nimmer; das ist schon so lang her! Guck, die Schul' ist aus. Das ist der Niels; seine Mutter nenn' ich Muhme, sie gibt mir zu essen. Komm, iß mit; sie werden gleich Mittag blasen.“

---

7. Vor Nürnberg.

Nur wenige Tage durften die Brüder zusammenbleiben, dann trat der König seinen großen Siegeszug durch das westliche Deutschland an, und jeder mußte seinem Regiment folgen. So oft aber das Heer sich vereinigte, feierten sie ein fröhliches, wenn auch immer nur kurzes Wiedersehen. Für Hans war's ein großer Trost, das Brüderlein so frisch und gesund und wohlbewahrt zu sehen. Er hoffte nun zuversichtlich, daß Gott auch die Schwestern behüten und sie ihm zu rechter Zeit wieder zuführen würde. Nach und nach ward sein trauerndes Herz wieder leichter und sein Angesicht heiterer. Sein Herr behandelte ihn sehr freundlich und war wohl mit ihm zufrieden. Im Quartier durfte er ihm bei Tische aufwarten, mancherlei für ihn schreiben und rechnen und

ihm oft aus guten Büchern vorlesen, denn der Rittmeister hatte als Knabe eine gelehrte Schule besucht und war ein Freund der Wissenschaft. Sobald Hans einigermaßen gut reiten gelernt hatte, durfte er nicht mehr mit dem gemeinen Troß ziehen, sondern trabte in schmucker Kleidung neben dem Reitknecht her, und war Zeuge von dem Einzug des Königs in manch herrliche Stadt oder Festung. Ueberall jubelten die Protestanten dem Sieger entgegen, denn er öffnete ihnen die Kirchen wieder, die ihnen die Römischen genommen hatten. Da durfte Hans die schönen Gottesdienste mitfeiern, in denen der fromme Held Gott für den Sieg dankte. O, wie froh war er nun, daß er den Versuchungen des Mönchs widerstanden hatte!

Nicht so leicht ward es ihm, den Reitknecht zufrieden zu stellen, der ihn in allerlei Kriegskunst unterwies. Dazu hatte Hans nur wenig Geschick und Lust. Ach, wenn doch der böse Krieg endlich einmal aufhören wollte! So oft hatte er das Donnern der Geschütze gehört, und Zeuge sein müssen von Kampf und Blutvergießen; aber er gewöhnte sich nicht daran, sondern zitterte stets von neuem, wenn es begann. Auch jammerten ihn die Toten und Verwundeten gar so sehr, mochten es nun Freunde oder Feinde sein. „Du bist ein guter Junge, Hänsel", sagte der Reitknecht manchmal, „aber du hast ein Herz wie ein feines Mägdlein und wirst nie für den Krieg taugen. Dein Kleiner wird ein ganz anderer Kerl."

Wie wohl war es dem Knaben, als im Winterquartier an den Ufern des Rheins Kampf und Streit für einige Monate ein Ende hatte. Sein Herr verschaffte ihm Bücher, gab sich viel Mühe mit ihm, und er lernte mit großem Fleiß, durfte auch oft das Brüderlein besuchen, das wenige Meilen entfernt seinen Aufenthalt

hatte. Es empfing ihn jedesmal mit lautem Jubel, doch fehlte es ihm fast immer an Zeit und Lust, in einem stillen Winkel von der lieben verlorenen Heimat zu plaudern, was Hans gar zu gern getan hätte. „Wenn der Krieg aus ist, such' ich meine Gretel", sagte der kleine Bengel mit großer Sicherheit, genoß aber bis dahin in vollen Zügen die Freuden des Umgangs mit so vielen gleichgesinnten Kameraden, und ward mehr und mehr ein echter Soldatenjunge. Bei allem Wetter, in Schnee und Regen tobten die Buben im Freien umher und ahmten die Kämpfe der Großen nach. Mit Schneeballen, mit Stecken und Steinen zogen sie gegeneinander los, lieferten heiße Schlachten und achteten Beulen und Wunden nur wenig. Mit den Soldaten machten sie weite Ritte, lernten mit Waffen umgehen und furchtlos Flinte und Pistole losschießen. Am Abend hockten sie mit um die Wachtfeuer, lernten Kriegslieder und mancherlei Schelmstücklein, und lauschten begierig den abenteuerlichen Erzählungen der Kriegsleute.

Hans nahm selten teil an diesen Vergnügungen; viel lieber stattete er dem Fischer einen Besuch ab, der in demselben Dorf einquartiert war. Er fühlte sich sehr glücklich im Heere, und war bei jedermann wohl angesehen wegen seiner Tapferkeit im Kampfe und seines stillen, gottesfürchtigen Wandels im Lager. Zu Hans faßte er bald innige Zuneigung; er war ja seinem Martin so ähnlich.

„Da bin ich nun stundenweit gelaufen, um mein Brüderlein zu sehen", klagte der Knabe eines Tages, „und es hat mir kaum die Hand gereicht, weil es in heißem Kampf war um eine Schneefestung. Ich sollte mitspielen, aber ich bin viel zu müde nach dem weiten Weg, hab' auch keine Lust mehr an Scherz und Spiel, seit ich so

viel Trauriges erlebt. Mein Kleiner wird mir doch gar zu wild!"

„Laß ihn nur gewähren", sagte der Fischer; „es ist gut, wenn die Buben sich abhärten und beizeiten Kampfspiele treiben, damit sie einst tapfere Soldaten des großen Königs werden."

„Aber Martin ist ja noch so klein; bis er groß wird, ist gewiß längst wieder Friede."

„Wer weiß!" war die Antwort. „Gott schüttet jetzt die Schalen seines Zornes aus über unser armes Land, weil es gar so undankbar war für das helle Licht des Evangeliums, das er ihm gesendet. Das Volk verwildert immer mehr und verliert alle Lust zu friedlicher Arbeit; da kann der Krieg noch lange dauern. Im Heer des frommen Königs ist dein Martin besser bewahrt als draußen unter den Leuten. Wenn er auch wild wird, so bleibt er doch gottesfürchtig und lernt Gehorsam. Nie schläft er ein, nie rührt er sein Essen an, ohne sein Gebetlein zu sprechen; und des Niels Mutter braucht nur vor der Hütte zu pfeifen, dann verlassen die Buben jedes Spiel, treten stramm wie Soldaten vor sie hin und folgen ihr aufs Wort."

„Das seh' ich wohl", sagte Hans; „dennoch kränkt mich's, daß er so wenig der Heimat gedenkt, der herzlieben Schwestern und des seligen Vaters. Wie konnte er nur alles so schnell vergessen! Ich denke doch Tag und Nacht daran."

„Du bist älter", erklärte der Fischer, „und Gott hat dir ein zartes Gemüt gegeben, dem Kleinen aber einen frischen, kräftigen Sinn; das ist auch was wert in dieser rauhen Zeit. Später werden die Erinnerungen schon

wieder auftauchen, und manch gutes Samenkörnlein von daheim wird noch aufgehen.“ —

Kaum war Schnee und Eis geschmolzen, so führte Gustav Adolf seine Truppen zu neuen Siegen. Ein Teil derselben folgte ihm nach Bayern; die übrigen ließ er als Besatzung in den schon gewonnenen Ländern zurück. Da mußten auch die Brüder wieder scheiden, denn Hans blieb bei seinem Rittmeister am Ufer des Rheins, während Martin mit dem Fischer des Königs Regiment folgte. Beim Abschied zuckte es schmerzlich in des Kleinen Gesicht; aber Niels und andere Buben standen dabei, die durften ihn ja nicht weinen sehen! „Komm mal dorthin, Hans“, bat er, und zog den Bruder hinter einen Stall. Dort sprang er an ihm empor, faßte ihn fest um den Hals, drückte und küßte ihn unter strömenden Tränen und rief mit halberstickter Stimme: „Ich hab' dich lieb, Hans, sehr, sehr lieb, und 's ist mir leid, daß ich fortgeh'! Komm doch auch bald nach Bayern, gelt?“ Da rief Frau Helga, des Niels Mutter; schnell wischte der Junge mit dem Aermel die Tränen ab, sprang zu den anderen auf den Wagen, riß einem Buben ein rotes Fähnlein aus der Hand und schwenkte es mit lautem Hurraruf als Abschiedsgruß für den zurückbleibenden Bruder. Dieser wanderte betrübt in sein Quartier, hütete sich aber wohl, es dem Reitknecht merken zu lassen, der gar kein Freund von Tränen war. Auch war des Knaben Herz so von Dank gegen Gott erfüllt, der ihm in seinem Herrn einen so guten Freund beschert, daß er sich geschämt hätte zu klagen.

Bald kamen schöne Frühlingstage, und hätte Hans nicht den Kummer um die verlorene Heimat tief im Herzen getragen, wär's für ihn eine gar glückliche Zeit gewesen.

Manch köstlichen Ritt durfte er mit seinem Herrn machen an den Ufern des herrlichen Flusses; oft auch auf den klaren grüngoldigen Wellen fahren, in den frühlingsgrünen Laubwäldern lustwandeln und von Bergeshöhen weit in das wunderbar schöne Land hineinschauen. Er sah die uralten Kirchen, die stolzen Burgen, teils noch stattlich und bewohnt, teils schon malerische Ruinen, und lauschte begierig den Sagen und Abenteuern, die der Rittmeister zu erzählen wußte von Helden und Raubrittern, von Nixen und Elfen, die einst hier gehaust.

Indessen hatte der tapfere Schwedenkönig einen Teil von Bayern eingenommen, und in der Schlacht am Lech war der so sehr gefürchtete Feldherr Tilly gefallen. Die Hauptstadt München ergab sich dem Sieger ohne Kampf; und nun fürchtete Kaiser Ferdinand, der gewaltige König werde seine Erbländer angreifen. In dieser Bedrängnis wandte er sich an Wallenstein, den er vor zwei Jahren in Ungnaden entlassen, und bat ihn, den Oberbefehl über das Heer wieder zu übernehmen. Lange ließ sich der stolze Mann bitten; als er aber endlich seine Werber aussandte, strömten Scharen kriegslustiger Männer aus allen Ländern seinen Fahnen zu. Unter dem großen Feldherrn hofften sie auf Ruhm und Ehre, hohen Sold und reiche Beute. In unglaublich kurzer Zeit war ein großes Heer beisammen, mit dem Wallenstein zuerst Böhmen wieder eroberte, das der Kurfürst von Sachsen besetzt hielt, dann aber seine ganze Macht gegen den Schwedenkönig wandte. Dieser wählte die freie Reichsstadt Nürnberg, die ihn mit hohen Ehren empfing, zu seinem Aufenthalt. Mit eifriger Hilfe der Bürger ward rings um die ganze Stadt ein großes Lager mit hohen festen Schanzen erbaut; dorthin zog sich das schwedische Heer zurück, um den gewaltigen Feind zu

erwarten. Der Rat von Nürnberg hatte auch wohl gesorgt, daß große Vorratshäuser mit Getreide und allerhand Nahrungsmitteln gefüllt, und so viel Vieh als möglich in Stadt und Lager getrieben wurde, damit die ungeheure Menschenmenge, die nun beisammen war, vor Mangel geschützt sei.

Bald rückte Wallenstein heran, und schlug bei Zirndorf, zwei Stunden von der Stadt, sein Lager auf hinter mehreren steilen Anhöhen, die er so schrecklich verschanzte und mit so vielen großen Kanonen und Feuermörsern besetzte, daß es ganz unmöglich schien, sie einzunehmen. Durch dieses große, sich weithin erstreckende Lager war den Schweden nach drei Seiten hin alle Zufuhr abgeschnitten. Dennoch schickte der König in den ersten Wochen seine Soldaten aufs Fouragieren aus, um die Vorräte der Stadt nicht zu schnell zu erschöpfen. Da nun auch die Wallensteiner in der Umgegend ihre Nahrung suchen mußten, kam es oft zu heißen Gefechten, bei denen viel edles Blut nutzlos vergossen ward. Gern hätte sich Gustav Adolf in offener Schlacht mit dem Gegner gemessen; dieser aber blieb unerschütterlich hinter seinen Verschanzungen. Da sandte der König Boten an den Rhein und ließ die dort zurückgelassenen Regimenter zu sich entbieten, damit er stark genug werde, einen Angriff auf das schier unbezwingliche Lager zu wagen. Freudig gehorchten die kriegslustigen Scharen, und auch Hans freute sich, daß er das Brüderlein wiedersehen sollte; dennoch stieß er einen tiefen Seufzer aus, als er am Abend vor dem Abmarsch die Sachen seines Herrn zusammenpacken half.

„Na, was gibt's denn, Junge?" fragte der Rittmeister.

„Es kränkt mich so", sagte Hans errötend, „daß ich

mich nicht wie die anderen freuen kann auf neuen Kampf und Sieg des großen Königs. Ich gebe mir viel Mühe, mutig zu sein, und beherzt wie die anderen Buben beim Reiten, Fechten und Schießen, aber es gelingt mir nicht. Der Reitknecht schilt mich täglich, und die Jungen lachen mich aus und nennen mich das Schreiberhänsel. Ach, wie wird mir's gehen, wenn ich in wenig Jahren groß bin und selber in den Kampf soll? Ich kann nimmer einen Menschen totstechen, lieber laß ich mich selber umbringen."

Da lachte der gute Mann, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sprach tröstend:

„Sei zufrieden; was Gott nicht gibt, das hat man eben nicht! Zum Soldaten bist du nicht geschaffen, das hab' ich schon lang gemerkt, aber ebendeshalb hab' ich dich liebgewonnen und mag dich nicht gleich wieder von mir lassen. Kleine Eisenfresser, die immer balgen und lärmen, gibt's genug im Heere, aber fromme, verständige Bürschlein wie du, mit denen man ein Wort reden kann, sind rar. Ich dachte sonst schon daran, dich irgendwo in eine Schule zu tun, aber mein Beutel ist eben dünne, und dazu sind die meisten Schulen jetzt verwahrlost und ihr Bestehen unsicher, denn wo heute Frieden ist, kann morgen wieder Krieg sein. Darum bleib' lieber noch bei mir. Alle Welt schaut jetzt gespannt gen Nürnberg; dort muß sich der Krieg entscheiden. Die ganze Macht zieht sich dort zusammen, und Gott wird uns gewiß den Sieg geben. Ich freu' mich auch auf den Frieden, mein Junge, ob ich schon ein alter Soldat bin. Dann fahren wir zusammen nach deiner Heimat, und auch nach meiner, die im schönen Thüringerland liegt. Ich hab' dort noch einen Bruder, der ist ein Landedelmann. Dann sollst du gewiß in die Schule gehen und studieren nach Herzenslust."

„O, wie gut seid Ihr zu mir, edler Herr, und wie dank' ich Euch!" sagte Hans. „Nehmen wir dann auch meinen Martin mit?"

„Ei freilich; dann zieht ja auch der Fischer heim, und die Schweden gehen wieder in ihr Land."

Das waren süße Hoffnungen, und Hans gab sich ihnen mit aller Kraft seines warmen Herzens hin, und ertrug die Mühsale und Beschwerden des langen Marsches so tapfer, daß sein Herr zum Reitknecht sagte: „Unser Junge hat doch Mut, 's ist nur eine andere Sorte! Ein Geduldiger ist besser als ein Starker, sagt schon der weise Salomo."

Endlich langte das Regiment im Lager vor Nürnberg an, und sobald Hans Urlaub erhielt, suchte er seinen Martin auf. Diesmal fand er ihn nicht im freien, lustigen Knabenspiel, dazu war kein Platz zwischen den engen Reihen der Zelte und Hütten. Er hockte mit drei anderen kleinen Buben am Boden und würfelte um eine Kupfermünze, die auf dem Brettchen in der Mitte lag. Als Hans hinzutrat, fiel ihm eben der Gewinn zu, und er riß ihn mit einem Eifer an sich, der dem Bruder nicht gefiel. Er rief ihn beim Namen und ward mit Jubel begrüßt.

„Das ist gut, daß du da bist, Hans; du mußt uns manchmal ein Märlein erzählen, 's ist so langweilig jetzt. Komm mit, ich will mir für den Pfennig ein Stückchen Brot holen in einer Marketenderbude."

„Du gewinnst auch immer!" brummte Niels, und Hans sah wohl, daß die kleinen Buben nicht mehr so rotwangig und wohlgenährt waren als im Winter.

„Seid ihr denn so hungrig?" fragte er mitleidig.

„Ach ja, es gibt so wenig zu essen; die Brotstücke werden alle Tage kleiner und der Brei immer dünner."

„Gib nur den Pfennig dem Niels, ich will dir schon was kaufen." Damit zog er das Beutelchen, das ihm sein Herr geschenkt, und teilte etliche Kupfermünzen unter die Kleinen aus, die begierig die Hände danach streckten.

„Gib nicht soviel her", warnte Martin, den Bruder am Wams zupfend, „du wirst's noch brauchen."

Ach, es war nur zu wahr! Obgleich die Stadt ihre Magazine geöffnet hatte und täglich große Mengen Brot ins Lager lieferte, obgleich meilenweit in der Runde das Land ganz und gar ausgesogen war, so konnte doch nicht so viel geschafft werden, daß sich die vielen Tausende von Kriegsleuten samt dem großen Troß von Weibern und Kindern sattessen konnten. Als die Verstärkung des Heeres eingetroffen war, ward die Not bald so groß, daß die gute Kriegszucht anfing zu verfallen, Zank, Streit und Raubsucht sich zu zeigen begann, und in dem überfüllten Lager böse Krankheiten ausbrachen.

Da entschloß sich der König, einen Angriff auf den Feind zu wagen. Eine starke Besatzung zurücklassend, verließ er an einem heißen Augusttage das Lager, und führte sein Heer in Schlachtordnung über den Fluß Rednitz, immer in der Erwartung, daß Wallenstein ihm offen entgegentreten würde. Dieser aber blieb ruhig in seiner Verschanzung. Ein deutsches Regiment war das erste, das der König zum Angriff auf die so furchtbar befestigten Hügel kommandierte. Mit Todesverachtung stürmten die Tapferen gegen die starken, mit eisernen Stacheln besetzten Pallisaden. Da war es, als ob plötzlich die ganzen Hügel im Feuer stünden, und unter entsetzlichem

Krachen stürzte ein Hagel von Geschossen auf die Andringenden, daß sie weichen mußten, und Hunderte von Toten zurückließen. Nun sandte der König ein schwedisches Regiment denselben Todesweg; und so ging es den ganzen Tag fort, ohne daß etwas erreicht wurde. So schrecklich hatten die feindlichen Geschosse in den Reihen der Angreifer gewütet, daß dreitausend Tote das Schlachtfeld bedeckten, als die einbrechende Nacht endlich zur Rückkehr ins Lager nötigte. Da gab es Jammer genug unter Weibern und Kindern, und auch Hans brach in bitteres Wehklagen aus.

Diesmal wehrte es ihm der Reitknecht nicht. Ach, ihm flossen selbst heiße Tränen in den Bart, denn der gute Rittmeister war unter den Gefallenen. In Nürnberg hatte er die Entscheidung des Krieges erwartet, und sich auf den Frieden gefreut. Für ihn war nun der ewige Frieden angebrochen; aber der arme Knabe, den er so freundlich in Schutz genommen, blieb trauernd zurück. Der Reitknecht, der nun als schlichter Soldat im Heere weiter diente, nahm ihn mit in seine Hütte und behandelte ihn freundlich, aber er mußte nun wieder mit den anderen Troßbuben die schmutzigsten Arbeiten im Lager verrichten, war mehr wie je ihren Spottreden ausgesetzt, und all seine schönen Zukunftsträume waren zerstört. Aber bald hatte er keine Zeit mehr, an sich selbst zu denken. Die bösen Seuchen wüteten immer mehr und rafften viele dahin. Die Mehrzahl der Gesunden war nur bedacht, das eigene Leben zu erhalten, so daß die Kranken meist verlassen in den Zelten lagen. Da sah nun mancher eine zarte Knabengestalt eintreten, die ihm das dürftige Lager ordnete, frisches Wasser an die lechzenden Lippen hielt und die brennende Stirn kühlte. Es war das verachtete Schreiberhänsel, das die

verpestete Luft in der Nähe der Kranken nicht scheute; nicht zurückwich, wenn sie sich in bitterem Todeskampf wandten, sondern mit sanfter Stimme Trostsprüche und schöne Liederverse betete, so daß ihn manch dankbarer Blick aus brechendem Auge traf.

Daß zu diesem Werk auch Mut gehörte, ahnte Hans nicht. Der liebe Vater hatte so gehandelt, wenn Krankheit im Dorfe herrschte; ihm wollte er's nachtun, so gut er konnte. Ach, die Kranken jammerten ihn gar so sehr; und es war ihm leid, daß er nur so wenigen dienen konnte. Mit Verwundern sah es der Reitknecht, und merkte wohl, daß das die andere Sorte Mut sei, von der der gute Rittmeister gesprochen.

Eines Abends kam Hans recht matt zu des Reitknechts Hütte zurück und setzte sich nieder, um ein wenig auszuruhen. Da kam Martin atemlos angelaufen, feuerrot im Gesicht, mit wirrem Haar, beschmutzten Kleidern und einer großen blutigen Beule an der Stirn. Er hielt etwas unterm Kittel versteckt.

„Hier, Hans, schnell, schnell! Jetzt wollen wir uns einmal sattessen; geschwind, eh' sie mich einholen." Damit zog er eine dicke Brotschnitte und ein großes Stück gebratenes Fleisch hervor.

„Wo hast du das her?" fragte Hans.

„Der Peter hat's aus einer Bude gemaust, und Niels und ich sind von hinten über ihn hergefallen. Da hat's der Niels erwischt und ein Stück herausgebissen, aber ich hab' sie beide untergekriegt und bin damit fortgerannt."

„Dann hast du's ja geraubt, du böser Junge; ich mag nicht davon essen."

„Geraubt? Dummer Bub! Erkämpft hab' ich's; und darum ist's mein."

Gierig biß er in seine Beute und die Augen glänzten ihm so wild, daß Hans das freundliche Brüderchen kaum mehr erkannte. Inzwischen hatten sich Niels und Peter erholt und kamen angestürmt, um wenigstens noch einen Teil der Mahlzeit zu retten. Ehe sich's Hans versah, wälzten sich die kleinen Bengel balgend, kratzend und beißend am Boden. Er faßte Martin am Arm, um ihn emporzuziehen, da stieß er ihn mit den Füßen, und alle drei wandten sich in hellem Zorn gegen ihn:

„Pack dich fort, Schreiberhänsel; du willst's bloß selber essen! Laß du nur wackere Kriegsleut' ihren Streit ausfechten! Lern' erst Pulver riechen, du Hasenfuß; lern' erst 'ne Flinte losschießen!"

Hans sah noch, wie jeder ein Stück des reichlich mit Schmutz überzogenen Leckerbissens erwischte und eilig in den Mund stopfte, dann ging er traurig in die Hütte und warf sich aufs Strohlager.

Ohne daß er's wollte, hatte ihn Martins Unart bitter gekränkt. Er hatte sich das schmale Brot vom Munde abgespart, um den Kleinen nicht darben zu lassen, und nun verhöhnte er ihn sogar und lernte stehlen und rauben. Ach, es war kein Wunder, daß die Kleinen verwilderten; sie sahen allzuviel Böses um sich her. Die gute Zucht und fromme Sitte verfiel täglich mehr, besonders in den deutschen Regimentern. Auf eigene Faust raubten und plünderten die Soldaten in der schon ganz verarmten Umgegend; und im Lager hörte man Fluchen und wildes Streiten, was früher nie geduldet ward. Und doch sollte das Heer und das Lager von nun an die einzige Heimat sein für ihn und das Brüderlein! In wenig Jahren würde man ihn zwingen, die Waffen zu führen, und

Martin würde ganz und gar ein wilder Troßbube werden. Ach, wie schwer und traurig war doch die Zukunft!

Aber noch einen Stachel hatten die bösen Worte der kleinen Jungen im Herzen des Knaben hinterlassen. Es war ja so; er hatte keinen tapferen Sinn und es fehlte ihm an aller Lust zum Waffenwerk. Das mußte anders werden, sonst würde ihm Martin nie gehorchen; er würde ihn nicht führen und bewahren können, wie er's dem Vater versprochen. Wie gut war's, daß er wußte, wo Hilfe zu finden ist in aller Not. Er kniete aufs Lager und bat Gott so recht aus Herzensgrund, ihm doch samt dem Brüderlein wieder eine friedliche Heimat zu schenken. „Wenn ich aber doch ein Kriegsmann werden muß", schloß er, „o so nimm mir doch die Furcht, lieber Gott, und mach' mich stark und unverzagt!"

Getröstet trat er aus der Hütte, da kam eben der Reitknecht die enge Lagergasse entlang, ein Schüsselchen mit Suppe tragend.

„Na, Hänsel, wie steht's?" fragte er freundlich. „Mußt ja halb verhungert sein, hast seit früh nichts bekommen. Hier ist unser Abendbrot, wollen's redlich teilen."

Sie setzten sich auf den Boden und schöpften friedlich die groben Brocken aus der dünnen Brühe.

„Hänsel", sagte der Alte kopfschüttelnd, „du gefällst mir nicht. Vorhin glühten deine Wangen; jetzt bist du wieder leichenblaß. 's wird dich doch nicht die böse Seuche erfassen? Raus mußt du aus der Pestluft, sonst wird's schlimm. Ich soll diese Nacht mit aufs Fouragieren gehen; der Hauptmann hat's befohlen. Da mußt du mit, daß du mal frische Luft kriegst."

Hans griff nach seinem brennenden, schmerzenden Kopf und dachte mit Wonne daran, einmal wieder Waldesduft

zu atmen. Aber zwei Kranke fielen ihm ein, die ihm heute so freundlich gedankt, als er ihnen aus dem neuen Psalmbüchlein vorgelesen, das ihm sein guter Herr geschenkt; die hätte er gern morgen wieder besucht.

„Ich möchte doch lieber" — — begann er zögernd.

Aber der alte Soldat unterbrach ihn streng: „Hans, der Kriegsmann sagt nie ‚ich möchte', der Kriegsmann gehorcht!"

Bei hellem Mondschein zog eine kleine Schar Reiter zum Lager hinaus in die schöne, klare Sommernacht. Hans durfte einen der Wagen führen, die man mitnahm, um womöglich etwas Vorrat für die Kompagnie heimzubringen. Mit großer Vorsicht und in tiefer Stille zogen die Soldaten dahin, bis sie endlich in dichten Wald kamen, dessen frischer Duft den ermatteten Knaben gar sehr erquickte.

„Na, ist's hier nicht besser?" fragte der Reitknecht.

„Es ist schön", sagte Hans, „aber mir ist bange, daß die Soldaten rauben und plündern; das möcht' ich nimmer wieder sehen."

„Da sei ruhig; das geschieht nicht; der Hauptmann hat lauter brave Leute gewählt zu dem Zug. Auch ist der König gestern durchs Lager gegangen und hat mit gar ernsten, herzbeweglichen Worten gegen das zuchtlose Wesen geredet, ist auch sehr zornig geworden über einen, der etliche Kühe geraubt hatte. Das wird auf ein paar Tage schon helfen, denn sie lieben und ehren ihn ja alle."

Als die Sonne aufging, trat man wieder ins freie Land, und dort bot sich dem Auge ein gar trauriges Bild. Ach, wie entsetzlich war doch alles verwüstet! In dieser Jahreszeit, wo man sonst so fröhlich die letzte Ernte

einheimst, und den fruchtbaren Acker wieder bearbeitet für neue Saat, war alles öde und leer. Die Felder zerstampft und umgewühlt, die Wiesen bis auf den Grund abgemäht, die Obstbäume vorzeitig ihrer Früchte beraubt und viele mit frevelnder Hand zerhackt. Die Dörfer waren verlassen, einige sogar verbrannt, zum Zeichen, daß die Wallensteiner hier gehaust. Wenn aber hie und da eine bleiche, in Lumpen gehüllte Gestalt sichtbar ward, entfloh sie angstvoll beim Anblick der Reiter. Mit blutendem Herzen dachte Hans daran, daß wohl sein liebes Heimatsdorf auch so aussehen möge. Ach, wie mochte es den Schwestern ergangen sein? „O, wär' ich doch schon ein Mann", seufzte er, „daß ich sie aufsuchen und für sie sorgen könnte! O Gott, erbarme dich ihrer, wenn sie noch auf dieser jammervollen Erde leben!"

Gegen Abend verließ man endlich die Landstraße und gelangte in malerische Gebirgsgegend, wo bewaldete Höhen und liebliche Täler das Elend ein wenig vergessen ließen. In einem der letzteren fand man ganz verborgen am rauschenden Bach eine kleine Mühle und einige ärmliche Bauernhöfe. Mit freundlichen Worten beruhigte der Anführer der Schar die erschrockenen Bewohner, und handelte ehrlich mit ihnen um das wenige, das sie noch zu geben hatten. Nachdem man die Nacht gerastet, machte man sich zeitig früh auf den Rückweg, einige Säcke mit Brot und Mehl auf dem Wagen, mehrere magere Kühe und ein Kalb vor sich hertreibend. Vorsichtig wählte der Anführer verborgene Gebirgswege, und beschloß, erst bei einbrechender Nacht wieder nach der Landstraße zu lenken. Um Mittag lud eine Waldwiese in der Nähe eines Baches zur Ruhe ein; und nun verlangten die Männer stürmisch, daß das Kalb geschlachtet würde. Bald brieten große Fleischstücke

am flackernden Feuer, und einige der frischen Brote wurden unter die Mannschaft verteilt.

Hans setzte sich mit seinem Anteil fern von der unruhigen Gesellschaft unter einen Baum am Waldesrand. Da raschelte es leise im Gebüsch; er wandte sich um und sah zwei Knaben hervortreten, fein und hübsch von Angesicht, aber schrecklich blaß und elend und in gar dürftiger Kleidung. Ohne Worte, aber mit flehender Gebärde streckten sie die mageren Hände aus, und Hans reichte schnell entschlossen dem einen das Fleisch, dem anderen den größten Teil des Brotes, nur wenige Bissen für sich behaltend. Sie sahen ihn dankbar an, verschwanden aber so schnell im Walde, daß es dem Knaben fast war, als habe er eine Erscheinung gesehen.

Keiner der Soldaten hatte die Kinder bemerkt, sie waren viel zu vertieft ins Essen. Bald war das Mahl beendet, und schon mahnte der Anführer zum Aufbruch, da rief plötzlich eine der Wachen, die man vorsorglich ausgestellt hatte: „Feinde, Feinde! Zu den Waffen!“ Im Nu saßen die Kriegsleute im Sattel, schon hörte man Schüsse, und im nächsten Augenblick stürmte auf dem Pfad, der in die Waldwiese mündete, eine Schar wallensteinsche Reiter heran, zahlreicher als die Schweden. „Flieh' in Wald, Hänsel!“ rief der Reitknecht dem Knaben noch zu, ehe er sich gegen den Feind wendete. Aber Hans mochte nicht fliehen; er wollte ein Mann werden; Gott würde ihm gewiß Mut geben, er hatte ihn ja so sehr darum gebeten! Er sprang zu dem Wagen, der ihm anvertraut war, und schirrte die Pferde an; vielleicht gelang es ihm, einen Teil der kostbaren Beute zu retten. Noch nie war er dem Kampf so nahe gewesen; es grauste ihm, wie die Männer mit den scharfen Waffen aufeinander eindrangen.

Eben wollte er auf den Wagen steigen, da sah er den Reitknecht wanken; ein Säbelhieb hatte seinen Arm getroffen. Fast zu gleicher Zeit stürzte das Pferd unter ihm zusammen, und zwar so unglücklich, daß es des Reiters Bein fest einklemmte, und er sich nicht rühren konnte. Niemand achtete darauf, nur Hans sah die vergeblichen Anstrengungen des Verwundeten, sich frei zu machen. Ach, wie strömte das Blut aus der Wunde, wie bleich ward das sonst so frische Gesicht! Jetzt zog sich der Kampf ein wenig zur Seite. Schnell sprang Hans vom Wagen, achtete weder der stampfenden Rosse, noch der Kugeln, die zischend durch die Luft sausten, und gelangte unverletzt zu dem Liegenden. Mit Anstrengung aller Kräfte gelang es ihm, das Bein unter dem Pferd hervorzuziehen, und halb kriechend, halb von Hans geschleppt, erreichte der Verwundete das schützende Gebüsch, wo er erschöpft zusammensank. Hans löste ihm die lange Feldbinde und wand sie fest um den verletzten Arm, daß das Blut aufhörte zu fließen, dann zog er sein Messer und schnitt den Stiefel von dem arg geschwollenen Bein.

Nur noch wenige Minuten dauerte der Kampf auf der Waldwiese, dann mußten die Schweden der Uebermacht weichen und zerstreuten sich fliehend nach allen Seiten, während die Wallensteiner lärmend mit den erbeuteten Wagen abzogen. Vorsichtig schlich Hans auf den Kampfplatz; da lag des Reitknechts gutes Pferd tot am Boden und weiterhin zwei Kriegsleute, ein Wallensteiner und ein Schwede. Sie waren beide kalt und tot, so daß der Knabe nichts mehr für sie tun konnte. Dann suchte er emsig den Platz ab, wo die Mahlzeit gehalten worden war, fand einen zerbrochenen Feldkessel und lief zur Quelle, um die Wunden seines Kranken zu kühlen und ihm den Durst

zu löschen. Der abgehärtete Soldat erholte sich bald ein wenig, strich dem Jungen übers Haar und sprach:

„Das hast du brav gemacht, Hänsel! Springt der Bub zwischen die Spieße und stampfenden Rosse und schleppt mit Manneskraft den alten Kerl aus dem Gefecht!“

„Ei, ich konnt' Euch doch nicht so liegen lassen! Für mich fürcht' ich den Tod ja nicht; wenn ich nur selber nicht zu schießen oder zu stechen brauch'.“

„Du bist ein seltsam Büblein; doch will ich dich nimmer einen Hasenfuß nennen. Ohne dich hätten sie mich vollends kalt gemacht oder gefangen fortgeschleppt. Trag' nur brav kalt Wasser zu, dann ist das Bein morgen wieder heil, und wir wandern zurück ins Lager, wenn's auch lange dauert.“

Hans tat das gern, denn er hatte selbst einen so brennenden Durst wie noch nie in seinem Leben; der Kopf war ihm glühend heiß und eisige Schauer flogen durch die Brust. Als gegen Abend der Verwundete einschlief, konnte er sich nicht mehr aufrecht halten, legte sich dicht neben ihn, befahl sich in Gottes Schutz und sank in tiefen Schlaf. —

Nicht weit von der Waldwiese, wo der Kampf stattgefunden hatte, führte ein schmaler, fast unkenntlicher Fußpfad durch den Wald immer höher hinauf ins Gebirge. Manchmal verschwand er gänzlich zwischen Felsengeröll und Dorngebüsch; kundige Augen entdeckten ihn aber bald wieder. Endlich zog er sich am steilen Abhang eines dichtbewaldeten Berges hin und mündete plötzlich in eine große hochgewölbte Felsenhöhle, die weder vom Tale aus, noch von den benachbarten Höhen sichtbar war. Dichtes weiches Moos deckte den Grund; Felsblöcke von allen Größen und Gestalten lagen darin verstreut, zahlreiche Spalten führten Licht und Luft zu, und den weiten Eingang hatte man

verengert durch hingewälzte Steine, Baumstämme und reichliches Gestrüpp.

Dort war es, wo Hans wieder zum Bewußtsein kam, nachdem er, wie es ihm schien, sehr lange geschlafen und viel und seltsam geträumt hatte. Leiser Gesang hatte ihn geweckt. Mühsam hob er den Kopf, stützte ihn in die schwache, abgezehrte Hand und schaute dem Klange nach. Um einen großen Felsblock standen eine Menge Leute in ärmlicher, dürftiger Kleidung und sangen:

„Von Gott will ich nicht lassen,
Denn er läßt nicht von mir,
Führt mich auf rechter Straßen,
Da ich sonst irrte sehr.
Reichet mir seine Hand;
Den Abend als den Morgen
Tut er mich wohl versorgen,
Sei, wo ich woll', im Land.

Auf ihn will ich vertrauen
In meiner schweren Zeit;
Es kann mich nicht gereuen,
Er wendet alles Leid.
Ihm sei es heimgestellt;
Mein Leib, mein' Seel', mein Leben
Sei Gott dem HErrn ergeben,
Er mach's, wie's ihm gefällt."

Dann begann ein freundlicher Mann in abgetragenem schwarzen Rock zu sprechen. Hans aber war schon wieder zurückgesunken; er meinte, er sei im lieben Dorfkirchlein daheim und höre des Vaters Stimme. Halb im Traum betete er seinen Lieblingspsalm mit: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet, und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu dem HErrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich

hoffe.“ Aber der Psalm war noch lange nicht zu Ende, da war der müde Knabe wieder eingeschlummert, und als er von neuem erwachte, war sein Bewußtsein klar. Zwei Knaben saßen an seinem Streulager, die er sogleich erkannte. Es waren dieselben, denen er sein Brot und Fleisch gegeben.

„Wo bin ich?“ fragte er; „ich schlief doch gestern im Walde ein.“

„Gestern?“ lachte der älteste Knabe. „Neun Tage sind seitdem vergangen! Wir kamen früh auf die Waldwiese, um zu suchen, ob was zu essen liegen geblieben sei; da fanden wir den verwundeten Mann schlafend, dich aber in schrecklichem hitzigen Fieber.“

„Wo ist der Soldat?“ fragte Hans erregt.

„Er war nur ein paar Tage hier, dann hinkte er fort, um wieder zum Heere zu kommen. Dich küßte er beim Abschied und weinte, denn wir dachten alle, du würdest sterben. Nun sollst du etwas Gutes trinken; du bist sehr schwach.“

Der freundliche Knabe lief weg und kehrte bald mit einem Becher voll kühler Milch zurück, an der sich der Kranke unbeschreiblich labte.

„Warum wohnt ihr in der Höhle?“ fragte er, sich verwundert umschauend, denn hie und da sah er Gruppen von Männern und Frauen, teils traurig vor sich hinbrütend, teils mit allerlei kleinen Arbeiten beschäftigt; dazwischen spielten bleiche Kinder.

„Die Wallensteiner haben uns so gequält“, erzählte der Knabe. „Sie kamen immer wieder und nahmen uns alles, bis fast nichts mehr da war. Dann mißhandelten sie die Leute; o so schrecklich! Viele sind daran gestorben; der liebe Vater ist auch noch ganz voll Wunden und

Beulen. Da haben wir das Dorf verlassen und das wenige, was wir noch zu essen hatten, mit in den Wald genommen. Einige wohnen in der Höhle, andere noch weiter oben in einer Schlucht. Die haben noch eine einzige Kuh, daher hab' ich die Milch geholt. Sie geben uns alle Tage ein wenig für die Kranken und die ganz kleinen Kinder. Frühmorgens kommen alle hier zusammen zum Gebet."

„Das hab' ich heute gehört", sagte Hans; „ich dachte, der Pfarrer wäre mein Vater."

„Nein, es war unserer; da kommt er eben in die Höhle."

Der gute Pfarrer war sehr erfreut, den Knaben bei voller Besinnung zu finden, und pflegte ihn noch mehrere Tage mit großer Sorgfalt. Seine beiden Söhne, Paul und Ludwig, halfen ihm dabei; auch Anna, das halberwachsene Töchterlein, kam oft nach dem Kranken zu sehen. Sie trug dabei stets das jüngste Schwesterlein, das noch nicht laufen konnte, in den Armen, denn die treue Mutter der Kinder war der bitteren Kriegsnot schon erlegen.

Nach acht Tagen war Hans so weit wiederhergestellt, daß er dringend verlangte, ins Lager zurückzukehren zu seinem Bruder. Da nahm ihn der Pfarrer, dem er schon alle seine Schicksale erzählt hatte, bei der Hand und sprach:

„Mein Sohn; zeige jetzt, daß du dich gehorsam in Gottes Willen ergibst. Du kannst nicht zu deinem kleinen Martin zurück; das Lager ist aufgehoben, und das Heer fortgezogen, als du noch bewußtlos im Fieber lagst."

Das war eine gar traurige Nachricht für den armen Knaben. Wenn ihm auch das Kriegsleben nicht gefiel, so hatte er doch den Reitknecht und den guten Fischer gar lieb, und konnte ein wenig für das Brüderlein sorgen. Nun aber war er wieder ganz verlassen. Doch faßte er

sich schnell, drängte die hervorquellenden Tränen zurück und sagte:

„Es tut mir bitter weh, doch will ich nicht klagen. Als ich so stilliegen mußte, hab' ich's recht im Herzen bewegt, wie gut Gott gegen mich gewesen ist, seit mich die Soldaten wegführten. Mitten in der Not hat er mir immer etwas gegeben, das ich lieben konnte; so war ich nie ganz unglücklich. Meint Ihr nicht auch, lieber Herr, daß er mich ferner versorgen wird und auch das Brüderlein?"

„Gewiß, mein Kind!" entgegnete der Pfarrer. „Dir geht es, wie dein Lieblingspsalm sagt: du sitzest unter dem Schirm des Höchsten! Es ist ein Wunder, daß dich Gott aus dem verpesteten Lager führte, eben als dich die Krankheit ergriff; drinnen wärst du sicher nicht wieder genesen. Auch erzählte der Reitknecht, daß zwei Kugeln ganz dicht an deinem Kopf vorbeiflogen, als du ihn aus dem Gefecht zogest. Darum glaub' ich sicher, Gott wird dich hindurchführen durch diese schwere, greuliche Zeit, und einen rechten Mann aus dir machen, den er zu seinem Dienst brauchen kann. Sorge auch nicht zu bange um die Geschwister. Des frommen Vaters Segen ruht auch auf ihnen; wer weiß, ob ihr euch nicht alle noch glücklich wiederfindet."

Er redete noch, da kamen einige Männer verstört und atemlos in die Höhle gelaufen. „O des großen Jammers!" riefen sie händeringend. „Unser liebes Dorf ist ganz und gar verbrannt; die Kirche liegt in Trümmern; und von den Häusern stehen nur noch etliche Mauern. Mit den Nachbardörfern steht's nicht besser. Die Wallensteiner sind abgezogen und haben noch alles eingeäschert, was ihnen am Wege lag!" Unter dem allgemeinen Wehklagen, das nun entstand, mußte Hans von seinem eigenen Leid wohl

schweigen; Paul und Ludwig aber, die noch kindisch und sorglos waren, nahmen es nicht so schwer. „Ei", sagte der kleine Ludwig, „im Walde wohnt sich's hübsch! Du mußt bei uns bleiben, Hans, und unser Bruder sein; wir haben dich schon so lieb."

Am anderen Morgen ging der Pfarrer mit den Männern aus, um das zerstörte Dorf zu besehen, und zu forschen, ob die Gegend jetzt frei von Kriegsvolk sei. Als er spät abends wiederkehrte, versammelte er alle Leute um sich und sprach lange mit ihnen. Dann trat er zu Hans, der schon auf seiner Streu lag, denn die Kräfte kamen ihm bei der geringen Nahrung nur langsam wieder.

„Mein Sohn", sagte er, „Gott weiß, ich würde dich gerne behalten und unser Kummerbrot mit dir teilen, aber es soll nicht sein. Ein Teil der Landleute will morgen ins Dorf zurückkehren und die Trümmer notdürftig wiederherstellen zum Obdach für den Winter. Ich gehe mit, denn Gott hat mich ihnen zum Hirten bestellt; er wird uns ja nicht verhungern lassen samt unseren Kindlein. Eine kleine Schar aber hat sich entschlossen, gen Nürnberg zu wandern und dort Unterkommen zu suchen. So denke ich, es ist das beste, du gehst mit ihnen. Du mußt bessere Nahrung haben, sonst kannst du nicht ganz genesen; auch mußt du bald ein nützlich Handwerk lernen, um später für dich selbst zu sorgen. Gib dein Psalmbüchlein her; ich will dir auf das weiße Blatt zwei Namen schreiben von ehrbaren Männern, die mir wohl bekannt sind. Nach denen frage, wenn du in die Stadt kommst; sie werden sich deiner sicherlich annehmen."

So nahm Hans Abschied von dem guten Pfarrer und seinen Knaben, dankte ihnen herzinnig für alles, was sie

an ihm getan, und wanderte mit den Landleuten gen Nürnberg zu. Die Männer hatten versprochen, sich seiner getreulich anzunehmen, taten es auch am ersten Tage, wurden es aber bald müde, da der Knabe nicht so schnell marschieren konnte als sie. Er hatte seine Kräfte überschätzt; und die wenigen Bissen, die man ihm reichte, konnten ihn nicht aufrecht halten. Ach, in vielen Herzen war damals die Liebe ganz erkaltet; die Selbstsucht dagegen gar groß gewachsen! Darum dachten die Männer: „Warum sollen wir unser dürftiges Brot noch mit dem fremden Jungen teilen, da es kaum für uns reicht? Der Pfarrer hat uns mit ihm eine rechte Last aufgebunden.“ Noch einmal übernachtete man in halbverfallenen Hütten am Wege, und hoffte noch vor Abend des dritten Tages Nürnberg zu erreichen. Um Mittag rastete man lange, denn alle waren ja schwach und elend; Hans aber konnte sich kaum mehr weiterschleppen. Zu essen gab's nichts mehr; nur durch das Wasser eines Baches konnten sich die Armen erquicken. Kaum hatte Hans getrunken, so ward ihm sehr übel und schwindlich; er sank zu Boden und schlief bald ein. Als er erwachte, war er allein. Ob ihn die Hartherzigen mit Absicht verlassen oder nur vergessen hatten, erfuhr er nie. Der Schlaf hatte ihn ein wenig erfrischt, und er machte sich tapfer auf, seinen Weg fortzusetzen, der immer die Landstraße entlang führte.

Oft ausruhend, aber sich immer wieder aufraffend, lief er noch ein paar Stunden lang, dann aber verließen ihn die Kräfte ganz und gar. Am Fuße eines Hügels, über den die Straße führte, sank er zusammen; er konnte ihn nicht mehr ersteigen. O, wie schrecklich einsam war es doch! Ringsum das schauerlich verwüstete Land, inwendig die Qualen des Hungers und der Todesschwäche! Kalter

Schweiß floß ihm von der Stirn; unbeschreibliche Angst ergriff ihn, alle Glieder schmerzten und zitterten, aber da war niemand, der ihm ein Trostwörtlein zusprach. So manch verlassenen Leichnam hatte er in den letzten Tagen am Wege liegen sehen und sich mit Grauen davon abgewendet. Nun würde er auch bald so daliegen; niemand würde ihn beweinen, er würde kein Grab haben! Ach, wie sehr, sehr traurig war das! Da schlugen plötzlich wunderbare Klänge an sein Ohr, gewaltig wie Posaunenton, dann wieder lieblich wie Engelsgesang. „Kommt es vom Himmel?“ dachte Hans. „Sind es die Engel, die mich holen wollen?“ Er faltete die Hände auf der Brust und lauschte; bald aber merkte er, daß es Glocken waren, und erkannte das Abendgeläute von St. Lorenz in Nürnberg, das er im Lager so oft gehört. Dort hatte der Lärm den Klang fast erstickt; heute aber trug ihn der Abendwind voll, klar und herrlich zu ihm hinaus. Die Stadt mußte ganz nahe sein, aber erreichen konnte er sie nicht mehr! „Nun, so werd' ich in die himmlische Stadt gehen“, dachte er; „Gott ruft mich dahin durch seine Glocken. Er ist bei mir; ich bin nicht verlassen.“ Nun schwanden ihm die Sinne und er lag ganz still.

8. In der guten alten Reichsstadt.

Unweit der Landstraße befand sich ein kleines Gehölz, dessen Bäume schon herbstlich gefärbt waren, aber doch freundlich abstachen gegen die Oede ringsumher. Dort heraus trat jetzt mit schnellen Schritten ein Mann, und eilte quer übers kahle Feld der Straße zu. „Sie läuten schon auf St. Lorenz“, sagte er bei sich selbst; „war mir's

doch so wohl unter den Bäumen, daß ich die Zeit ganz vergaß. Barmherziger Gott, da liegt ja ein Toter am Wege! So nah bei der Stadt; ist das nicht schrecklich?" Damit eilte er zu dem Ohnmächtigen und kniete bei ihm nieder. „Armes, armes Kind; wie bleich und kalt ist es! Aber 's ist noch Leben in ihm; gewiß hat's nur der Hunger hingestreckt. Wie gut, daß ich über dem Nachdenken das Brot zu essen vergaß, das Brigitte mir eingesteckt, und etwas Wein ist ja auch noch in der Lederflasche." Nun hob er den Kopf des Knaben auf seinen Schoß, weichte Brotbröcklein ein und brachte sie ihm zwischen die Lippen, wärmte seine Hände und rief ihm liebreiche Worte zu. Nach und nach erholte sich Hans ein wenig, trank begierig einige Schlucke, und sah seinen Retter dankbar an.

„Warum wanderst du so allein, armes Kind; und wo willst du hin?" fragte dieser endlich.

„Nach Nürnberg", erwiderte Hans mit schwacher Stimme.

„Hast du dort Freunde, die für dich sorgen?"

„Niemand."

„Wo sind deine Eltern?"

„Im Himmel."

„Hier, iß noch ein wenig; dann will ich dir aufhelfen und dich führen, manchmal auch ein Stück weit tragen. Mit Gottes Hilfe werd' ich dich schon in die Stadt bringen. Vielleicht kommt auch jemand, der uns beisteht."

Aber sie begegneten niemand; und mit großer Mühe brachte der gute Mann den ermatteten Knaben bis an die Schanzen des verlassenen Lagers. Dort war die Not zu Ende, denn einer der bewaffneten Bürger, die an den Ausgängen Wache hielten, nahm Hans in seine kräftigen

Arme und trug ihn bis zum Stadttor, wo er ihn auf einen Steinsitz niederließ; dann kehrte er schnell auf seinen Posten zurück. Es war nun ganz dunkel, und das Tor war verschlossen; der Mann aber hob ein Steinchen auf und warf es gegen das erleuchtete Fensterlein, das sich über dem Tor in der Mauer befand. Bald ward es geöffnet und eine rauhe Stimme rief:

„Wer da?"

„Meister Berthold", war die etwas zaghaft gesprochene Antwort.

„Dacht' ich's doch!" rief der Torwart. „Gestern erst ist die Besatzung abgezogen, die der König zurückgelassen, und heute schwärmt Ihr schon wieder draußen herum."

„Eben deswegen. Ich mußt' noch einmal Waldbäume sehen und frische Luft schöpfen, eh' der Winter kommt. Sind wir doch den ganzen Sommer eingesperrt gewesen wie die Vögel im Bauer."

„Habt wohl draußen wieder ein feines Lied erdacht? Sagt mir's an; dann mach' ich's Tor auf."

„Hilf, lieber Gott! Ein Klagelied müßt' es sein über die traurige Verwüstung allenthalben. Aber ich bitt' Euch, laßt das Necken; ich bin nicht allein, hab' einen halbverhungerten Buben am Wege gefunden."

„Das ist was anders", brummte der Alte; das Licht verschwand, bald öffnete sich ein Pförtlein neben dem großen Tor, und Berthold brachte seinen Schützling in den gewölbten Gang, der durch die dicke Stadtmauer führte. Neugierig beleuchtete der Torwart den blassen stillen Knaben.

„Was wollt Ihr mit ihm anfangen?"

„Heimbringen."

„Das wird nimmer gut; was wird Frau Brigitte sagen? Wärt Ihr doch fein auf Eurem Schusterschemel sitzen geblieben.“

„Mein Weib hat mich ja selbst gehen heißen; sie begehrte das ganze Haus zu fegen und zu scheuern, damit die Spuren vertilgt würden, die die einquartierten Soldaten hinterlassen. Seid bedankt für den Einlaß, und wenn Euch am Schuhzeug was zerreißt, will ich's gern umsonst flicken. Komm, armes Kind, bald sollst du eine Suppe haben und ein warmes Lager.“

„Und einen Schwall Scheltworte dazu“, murmelte der Torwart, den beiden nachsehend. „Na, ich gehe zu Bette; bin froh, daß ich kein Weib hab', und in meinem Stübchen machen kann, was ich will.“

In den Gassen der Stadt war's finster und stille, denn zu jener Zeit zog sich beim Dunkelwerden jeder in sein Haus zurück; und die Jugend trieb sich noch nicht lärmend draußen umher, wie jetzt wohl geschieht.

Die Verkaufsläden waren geschlossen, nur hinter einem Fenster glänzte noch ein rotes und ein blaues Licht. Dort hinein führte Berthold den Knaben; es war eine Apotheke. Man setzte ihn in einen großen Stuhl und reichte ihm einen stärkenden Trank, der ihn bald wunderbar belebte. Mit Staunen sah er sich in dem Raume um, während der Meister mit dem Apotheker sprach. Blanke zinnerne Büchsen und Gläser mit buntfarbigen Flüssigkeiten standen auf Brettern an der Wand, dazwischen ausgestopfte Vögel, auch Eidechsen und seltsames Gewürm in Glasbehältern. Von der Decke herab hingen große Büschel heilkräftige Kräuter, und in der Mitte war an einer Kette ein täuschend nachgemachtes Krokodil befestigt, dessen blitzende Glasaugen dem Knaben fast Schrecken einflößten. Im

Hintergrund stieß ein Knabe eifrig etwas in einem großen Mörser, ein älterer rührte in einem Kessel, der über glühenden Kohlen hing. Hätte der Apotheker nicht so freundlich mit Hans gesprochen, so würde er ihn wohl für einen jener Zauberer gehalten haben, von denen Ursel zu erzählen pflegte. Sein langer Bart, sein pelzverbrämtes Gewand und das ernste, feierliche Gesicht paßten auch recht wohl dazu.

„O, wie gut sind doch alle Menschen mit mir!“ sagte Hans, als sie wieder auf der Straße waren. „So oft ich in Not und Elend bin, schickt Gott immer jemand, der sich meiner annimmt. Ist das nicht wunderbar?“

„Nicht so sehr“, erwiderte der Meister. „Du gehörst ja zu denen, deren Engel allezeit das Angesicht des himmlischen Vaters sehen. Es kann aber sein“, fuhr er zögernd fort, „daß mein Weib dich nicht gleich freundlich empfängt. Laß dich dadurch nicht abschrecken; ihre Taten sind besser als ihre Worte. Wasche dir auch hier am Tugendbrunnen Gesicht und Hände, denn nichts ist ihr so zuwider als Staub und Schmutz.“

Hans konnte den Brunnen kaum sehen, aber das klare Wasser, das in feinen Strahlen daraus hervorquoll, erfrischte ihn sehr, und mit etwas kräftigeren Schritten folgte er dem Meister, der endlich in einer engen Gasse an eine Haustür klopfte. Dreimal mußte er es wiederholen, ehe das Licht, das im ersten Stockwerk schimmerte, verschwand, die Tür geöffnet ward, und eine große magere Frau mit hochgehaltener Oellampe die Ankömmlinge beleuchtete. Unwillkürlich trat Hans in den Schatten, denn das Gesicht der Frau war hart und scharf.

„Ziehe deine Schuhe aus!“ rief sie statt aller Begrüßung. „Zum erstenmal seit langer Zeit sind die Steine

des Flurs glänzend rein, du aber strotzest vom Schmutz der Landstraße. Und wie spät kommst du! Wenn ich der Torwart wäre, hätt' ich dich gewiß nicht eingelassen."

„Dann ist's ja gut, daß du es nicht bist", sagte der Mann bedächtig und setzte sich auf die Schwelle, um ihr Begehren zu erfüllen. Da ward Hans hinter ihm sichtbar.

„Was ist denn das? Was will der Bettelbube?"

„Brigitte", sprach der Meister besänftigend, „halbverhungert lag er an der Straße; kaum kann er sich noch aufrecht halten. Gelt, du kochst ihm eine Suppe und machst ihm ein Lager im oberen Stüblein?"

„Wer hat jemals so was gehört?" schrie die Frau. „Im oberen Stüblein, aus dem ich erst den Kruft weggefegt, den der schwedische Korporal hinterlassen!"

„Nun, dann in der Küche", wandte der Mann ein.

„O du hartherziger Mensch! In mein blankes Küchel soll ich den dreckigen Buben lassen? Hab' ich's nicht immer gesagt, du gönnst einem keine Freud'! Warum bringst du ihn nicht ins Armenhaus?"

„Es ist weit dahin, und er ist matt. Ich will ihm in der Werkstatt eine Streu machen, die ist ja mein Revier."

„Ja, dein Revier; ich hab's gemerkt. Stundenlang hab' ich mich gequält, eh's sauber drin aussah. O, was bin ich für ein geplagtes Weib!"

Sie setzte die Lampe nieder, schlug die Hände vors Gesicht und begann zu weinen. Hie und da in der Nachbarschaft hatte sich indes ein Fenster geöffnet und ein Neugieriger steckte den Kopf heraus, um das Zwiegespräch zu belauschen.

„Nun wohl, Brigitte", sagte der Meister ernst und leise, „so will ich das todmatte Büblein ins überfüllte

Armenhaus schleppen, wo obendrein noch Krankheit herrscht. Wenn mich aber Gott der HErr einst fragt: Was hast du mit dem Knaben getan, den ich dir in den Weg legte? so werd' ich antworten: Gern hätt' ich ihn aufgenommen, aber das Weib, das du mir zugesellet hast, wies ihn von der Tür." Damit fuhr er wieder in die Schuhe und nahm Hans bei der Hand, der einen tiefen, schmerzlichen Seufzer ausstieß.

Die Tür schloß sich, aber kaum waren sie einige Schritte gegangen, so fiel der Schein der Lampe von neuem auf die Gasse, und Frau Brigitte rief mit gedämpfter Stimme:

„Ei, so komm doch herein! Was läufst du gleich wieder fort? Darf man denn nimmer seine Meinung sagen? Nur rasch, 's ist ja eine Schand' vor den Nachbarn, wenn wir hier draußen herumhadern."

Einen schüchternen dankbaren Blick warf Hans der Frau zu, und ihre harten Züge wurden schon milder, als er ungeheißen die Schuhe auszog und sie in den äußersten Winkel der Hausflur stellte.

„Nimm den Buben in die Werkstatt", gebot sie; „die Suppe ist noch warm; ihr sollt sie gleich haben."

Bis jetzt hatte sich Hans tapfer gehalten, aber als er auf der schneeweiß gescheuerten Bank saß, die um den grünen Kachelofen lief, übermannte ihn die Schwäche bald wieder. Mit letzter Kraft löffelte er noch ein Schüsselchen Mehlsuppe aus, reichte seinen Wirten dankbar die Hand und sprach: „Gott vergelt's euch tausendmal!" Dann sank er auf das Lager, das in einer Ecke für ihn bereitet war.

Mehrere Tage lang blieb er noch sehr schwach. Gleich am ersten Morgen zeigte er dem Meister die Namen, die

der Pfarrer ins Psalmbüchlein geschrieben hatte; der aber sprach: „Ach, mein Sohn, die können dir nichts helfen. Einer ist an der Seuche gestorben, der andere durch die Kriegsnot so verarmt, daß er kaum genug hat für sich und die Seinen. Sorge deswegen nicht; Gott wird schon ein Plätzchen für dich haben."

Einstweilen wohnte und schlief Hans in der Werkstatt und durfte die anderen Räume des Hauses nicht betreten. Er war es auch wohl zufrieden, denn es gab da viel zu betrachten für den sinnigen Knaben. Der Raum, in den man rechts von der Haustür trat, war nicht sehr groß, aber behaglich eingerichtet. Ein breites, aus vielen kleinen, runden, kristallhellen Scheiben zusammengesetztes Fenster gab reichlich Licht. Auf dem hohen Tritt dicht davor stand der Schustertisch mit zwei Schemeln, und dort saß Hans stundenlang und schaute dem guten Manne zu, der ihn vom Hungertode gerettet. Wie freundlich und doch wie klug und verständig war sein Gesicht. Das Haar war schon ergraut, die Gestalt klein und nicht sehr kräftig, aber die klaren blauen Augen, die unter der freien Stirn hervorblickten, zeugten von einem frischen, fröhlichen Geist. In seinem Handwerk war er geschickt und eifrig; aber am Feierabend studierte er in den Büchern, die auf einem Brettlein an der Wand standen. Noch nie hatte Hans in eines Handwerkers Stube so viel Bücher gesehen; es waren ihrer zwölf. Rings an den Wänden waren eine Menge kleine Bilder angenagelt oder angeklebt. Da sah man an einer Seite den Heiland in der Krippe, im Tempel und am Kreuz; man sah die Apostel, Luther und Melanchthon, zuletzt das Jüngste Gericht. Die andere Seite war bedeckt mit komischen Holzschnitten, unter denen lustige Verslein standen. Hans kannte wohl die Namen, die unter den

meisten Bildern zu lesen waren: Albrecht Dürer und Hans Sachs; von diesen Männern hatte ihm der Vater schon erzählt. Ein zierliches Wandschränklein barg allerlei Schreibgerät, und mehrmals nahm der Meister ein Blatt Papier heraus, schrieb an dem sauberen Tischchen beim Ofen einige Zeilen, verbarg es sorgfältig und verschloß den Schrank.

Frau Brigitte sah Hans in diesen Tagen nur selten, und sie warf dann jedesmal einen so mißfälligen Blick auf ihn, daß der arme Junge beschämt die Augen niederschlug. Ach, er wußte wohl, wie jämmerlich zerrissen das einst so schöne grüne Sammetwams war, das ihm der Rittmeister in Mainz gekauft, und wie Hosen und Strümpfe kaum mehr zusammenhielten. Das mußte ihr ja ein Greuel sein, und doch konnte er's nicht ändern.

„Wie lange soll ich denn den kleinen Lumpenkerl da unten noch füttern?" fragte die Meisterin eines Morgens ihren Eheherrn. „'s ist keine Ehr' für unser Haus; man schämt sich vor den Kunden."

„Brigitte, ich möcht' ihn am liebsten ganz behalten und zu meinem Handwerk anlernen."

„So? Daß er's macht wie der Veit, der Stephan und der Anton, und mit den Soldaten fortläuft, wenn wir ihn herausgefüttert haben!"

„Das wird nicht geschehen; 's ist ein stilles Büblein und sehnt sich nach friedlichem Leben."

„Wird nicht lang dauern, er ist nur noch zu schwach zum Wüsttun. Ich kenn' die Buben, sie sind all' einerlei; und ich kann sie nicht leiden. Was mir am ärgsten zuwider ist, das lädst du mir auf. Aber ich tu's nicht, nein, nimmer. Ruh' will ich im Haus haben, blank und nett soll alles sein, 's ist meine einzige Freud'!"

„Ich aber hätte den Buben gut brauchen können", wandte Berthold ein, „und ich denke, er würde dir auch willig dienen, denn sein Gemüt ist sanft und fromm. Er ist eines Pfarrers Sohn und wohlerzogen."

„So, so; also ein fein jung Herrlein, das man noch bedienen müßt', gelt? Laß es doch studieren, daß wieder ein Pfarrherr draus wird."

„Spotte doch nicht, Brigitte! Gott weiß, ich täte es gern; aber dazu hab' ich kein Geld. Ein braver Schuster ist auch was wert, den hätt' ich gern aus ihm gemacht. Doch da dir's so zuwider ist, kann's nicht sein, und ich will heute abend im Bratwurstglöcklein umfragen, ob sich einer der Genossen des Knaben erbarmt. Sie haben freilich alle selbst Kinder, und bei vielen liegt das Gewerbe danieder, uns aber hat Gott die ganze Zeit guten Verdienst beschert, dieweil die Schweden viel Schuhwerk zerrissen."

Mit diesen Worten ging der Meister freundlich in seine Werkstatt; Brigitte aber rüstete sich in mürrischem Schweigen zu einem Gang auf den Markt. Emsig zog Berthold seine Ahle durchs Leder, Hans saß auf dem Tritt, ganz vertieft in ein Büchlein, das ihm der Meister zu lesen gegeben. Da ging die Tür auf, und der Nachbar Schneider kam behende hereingesprungen.

„Auch mal ein Paar neue Schuh, Nachbar?" fragte Berthold.

„Da gibt's nichts! Euer Weib schickt mich her; ich soll dem neuen Lehrbuben Maß nehmen zu Wams und Hosen; gleich doppelt, für Sonn- und Werktag. Und eilig hat sie's gehabt, Ihr glaubt's kaum! Ich mußt' des Kirchners von St. Sebald halbfertigen Rock nur so hinschmeißen, vom Tisch herunter und fort. Ist das der Bub? Nötig hat er's, meiner Treu'."

Hans wußte nicht, wie ihm geschah; Berthold aber strahlte übers ganze Gesicht vor Freude. Als der Schneider mit flinkem Fuß wieder enteilt war, zog er den Knaben an sich und sprach:

„Du sollst bei mir bleiben, mein Sohn. Hier in der sicheren guten Stadt sollst du mein ehrlich Handwerk lernen und ein wackerer Mann werden. Gelt, du willst?"

„Ach, von Herzen gern, lieber Meister! Aber wenn der Krieg aus ist, darf ich wohl einmal heimwandern, und sehen, ob die Schwestern noch da sind?"

„So Gott will, ja. Aber sorge nicht für den anderen Morgen, denn wir leben in einer bösen, ungewissen Zeit."

Gern hätte Berthold den blassen, zarten Jungen noch ein Jahr lang in die Schule geschickt, aber davon wollte Brigitte nichts wissen. „Der Bub ist dreizehn Jahr, kann lesen und schreiben, auch seinen Katechismus beten; da weiß er überflüssig genug. Arbeiten schadet keinem; und wer essen will, mag auch sein Brot verdienen." Berthold schwieg, nahm sich aber im stillen vor, den Knaben, der ihm sehr zusagte, neben der Arbeit noch ein wenig zu unterrichten.

So saß Hans nach einigen Tagen in derber, aber sauberer Kleidung und ledernem Schurz dem Meister gegenüber, und lernte eifrig mit Ahle und Draht hantieren. Wohl selten hat's einen willigeren Schüler und einen freundlicheren Lehrmeister gegeben, und doch kämpfte Hans in seinem Schlafkämmerlein im Giebel des Hauses manch schweren Kampf. Ach, sein Herz zog ihn ja nicht zum Handwerk, sondern zu den Büchern; und wenn er am Morgen der Meisterin Wasser herzutrug und die Gasse reinfegte, sah er oft mit Tränen den Knaben nach, die mit Büchern und Schreibtafeln in die lateinische Schule

Er fand auch immer ein Stündchen, wo Hans ihm vorlesen mußte.

wanderten. Doch nahm er sich wohl in acht, daß der gute Meister nichts davon merkte, denn wie konnte ein herzugelaufenes Bettelbüblein verlangen, daß man es auch noch studieren lasse? Er wußte auch, wie hoch sein Vater das Handwerk gehalten, und oft gesagt hatte, man könne in jedem ehrlichen Stande Gott dienen. „Ich will dankbar sein", dachte er, „daß ich nicht verhungert bin, und eine so gute Zuflucht gefunden habe, wo manch armes Kind obdachlos umherirrt. Viel lieber will ich doch ein Schuster werden als ein Kriegsmann."

Mit dem guten Willen kam auch bald die Lust; die beiden arbeiteten gar vergnügt zusammen, und gewannen einander täglich lieber. So oft es die Arbeit erlaubte, führten sie auch gar feines Gespräch, denn Berthold hatte viel gelesen und gelernt. Er fand auch immer ein Stündlein, wo Hans ihm vorlesen mußte, sei es aus der Bibel oder aus D. Luthers Schriften, von denen er etliche besaß. Zuweilen ergötzten sie sich auch an einem wunderbaren Büchlein, in dem vom Lauf der Gestirne geschrieben stand, und von den fernen Ländern im Süden und Westen, zu denen man übers Weltmeer fahren muß. Es enthielt viele Holzschnitte, die Schiffe und Palmbäume, Löwen und Elefanten, Neger und Chinesen und dergleichen Wunderdinge darstellten.

Hörte man aber die Küchentür aufgehen, so verschwanden Bücher und Papier gar schnell unter dem Tische; und wenn Frau Brigitte eintrat, sah es aus, als ob die beiden nie an etwas anderes dächten als an die edle Schusterei, denn sie konnte das Lesen und Studieren gar nicht leiden.

Indessen ward sie dem neuen Lehrbuben bald wohlgesinnt, denn wenn er auch frisch und munter ward, so

blieb er doch still und sittsam, räumte auch nach dem Abendläuten die Werkstatt fein zusammen, daß kein Lederstücklein, kein Nagel oder Faden herumlag. Das Schloß und die Beschläge an der Haustür putzte er so blank wie echtes Gold, und wenn sie ihn ausschickte, hielt er sich nicht mit Balgen und Spielen auf wie andere Buben. Dennoch mußte er oft harte Scheltworte von ihr hören über die Spuren, die seine Füße auf dem blanken Estrich der Küche zuweilen hinterließen, und die unvermeidlichen Schmutzflecke an den Kleidern, die das Handwerk mit sich brachte. Aber er hatte bei den Soldaten Schweigen gelernt, und widersprach ihr nie mit einem Wort, war aber herzlich froh, wenn die häuslichen Dienste getan waren, und er dem freundlichen Meister wieder gegenüber saß.

Blitzschnell verging die Woche unter so vielerlei Geschäften, und freudig begrüßten der Meister und sein Lehrling den lieben Sonntag.

„Was hat Euer Eheherr da für einen hübschen Buben bei sich?“ flüsterte die Nachbarin Frau Brigitte zu, als Hans zum erstenmal neben dem Meister im Kirchenstuhl zu St. Lorenz saß.

„Er hat ihn an der Landstraße gefunden, elend und halb verhungert. Fast hätten wir ihn ins Armenhaus gebracht, aber es hat uns gejammert; man muß ja barmherzig sein.“

O, wie schön war's in der Lorenzkirche! Schon draußen konnte sich Hans nicht sattsehen an den schlanken, himmelanstrebenden Türmen und den vielen biblischen Figuren, die in schöner Steinarbeit das Portal schmückten. Drinnen stiegen die blanken Pfeiler hoch empor, und die farbigen Fenster gaben geheimnisvolles Licht. Mächtig schallte der Gesang durch den weiten Raum, denn die

Zahl der Andächtigen war sehr groß. Es gab damals nur wenige in der Stadt, die von Kreuz und Trübsal verschont geblieben waren. Das böse Lagerfieber hatte auch in ihren Mauern viele hingerafft; Mangel und große Teurung herrschte noch immer, und mancher wußte nicht, wovon er den Winter hindurch die Seinen nähren sollte. Und doch waren alle Herzen von Dank erfüllt, daß Gott die entsetzliche Gefahr so gnädig von der Stadt gewendet. Ach, wie wäre es ihr ergangen, wenn Wallenstein sie erstürmt hätte! Darum zog es jeden desto fleißiger ins Gotteshaus, um sein Lob und sein Leid vor den Thron des himmlischen Vaters zu bringen.

Dem Hans war es unbeschreiblich wohl in dem wunderherrlichen Raum. Er fühlte sich dem Himmel näher, und stellte sich's lebhaft vor, wie der liebe Vater dort einstimmte in den Gesang der Engel, wie er leuchtete in des Himmels Glanz und wie die Sterne immer und ewiglich. Er verstand auch vielmehr von den Worten des Predigers, seit er so mancherlei Trübsal erlebt; denn es steht ja geschrieben: „Die Anfechtung lehret aufs Wort merken." Es ward ihm jedesmal schwer, aus dieser Hütte Gottes wieder hinauszutreten in die geräuschvolle Stadt, und er warf stets noch einen langen, sehnsüchtigen Blick zurück auf die gemalten Fenster, die in herrlichen Farben glühten und funkelten, wie die Edelsteine in den Straßen des himmlischen Jerusalems.

Am Nachmittag pflegte Brigitte eine Base zu besuchen; Berthold aber machte gern mit dem Knaben einen Gang durch die Stadt, und sie betrachteten dabei viel Schönes. Zuerst den Tugendbrunnen, wo kunstreich in Erz gegossene Frauengestalten, christliche Tugenden darstellend, das Wasser ausspendeten, das den Hans am

ersten Abend so erquickt. Hoch oben steht die Gerechtigkeit mit Wage und Schwert, unten im Kreise die Geduld mit dem Lamm, die Hoffnung mit dem Anker, die Liebe mit zwei zarten Kindlein, und noch andere.

Gar sehr gefielen Hans die hohen Giebel und zierlich ausgehauenen Erker, die mancherlei Wappen und Sinnbilder über den Türen, und die schön gemeißelten Figuren von Rittern, Fürsten und weisen Männern, die hie und da die Ecken der Häuser schmückten. Auf dem Marktplatz stand er gern vor dem „schönen Brunnen", und ließ sich die vielen, vielen Gestalten von Helden und biblischen Personen erklären, die dort gar fein in Erz gegossen zwischen gotischen Türmchen und Gitterwerk stehen; doch dauerte es lange, ehe er all ihre Namen merken konnte. Viel Freude machte ihm das Gänsemännchen, ein freundlicher Bauersmann, in jedem Arm eine Gans haltend, aus deren Schnabel das Wasser reichlich hervorquillt. Wie hübsch war es auch, von einer der zahlreichen Brücken hinabzuschauen, die über das Flüßchen Pegnitz führen, das in vielen Windungen die Stadt durchfließt. Ganz dicht am Ufer entlang stehen die Häuser, als stiegen sie aus dem Wasser empor; Erker und offene Galerien mit feingeschnitzten Gittern ragen über die murmelnde Flut hinaus. Hie und da wachsen Bäume und Büsche zwischen den Mauern, und beleben das malerische Bild, das sich lieblich im Wasser wiederspiegelt.

Gar so gern wäre Hans auch zu der Burg emporgestiegen, deren Türme und Zinnen die Stadt so stolz überragen, aber er durfte sie nur von weitem bewundern, denn es war nicht jedem erlaubt, die Höfe und Hallen zu betreten, wo ehemals die deutschen Kaiser mit glänzendem Gefolge so gern geweilt.

Bei diesen Gängen erzählte Meister Berthold auch viel von den fröhlichen Festen und bunten, lustigen Aufzügen, die man in der Stadt gehalten, ehe noch der böse Krieg ihren Reichtum zerstört, und den Frohsinn ihrer Bürger getrübt hatte. „Damals ging es auch in meiner Werkstatt lebhafter zu", sagte er, „ich hatte immer zwei oder drei Gesellen. Aber einer nach dem andern lief mit den Soldaten fort, denn dem jungen Volk gelüstet's nach Abenteuer; vielleicht war ihnen auch Frau Brigitte ein wenig zu strenge. Da hab' ich zuletzt gar keinen mehr genommen, obwohl ich allezeit Hilfe gebrauchen konnte. Du, mein Hans, wirst hoffentlich länger bei mir aushalten, denn dein Sinn steht nicht nach Kriegslärm."

Auch viele schöne Kirchen gab es noch in der Stadt, doch hatte Hans St. Lorenz am liebsten und lauschte morgens und abends so gern dem Himmelsklange der Glocken, die ihn an Gottes Wunderhilfe mahnten, aber auch hinaufwiesen in die ewige, selige Heimat.

Die kleine Moritzkirche betrachtete er sehr aufmerksam, denn dort hatte ja Hans Sachs mit seinen Genossen den Meistergesang gepflegt. Der freundliche Schuster und Dichter mußte doch seinem lieben Meister recht ähnlich gewesen sein, nur kräftiger und frischer, da er ja nicht in der bösen Kriegszeit lebte.

„Was ist denn das für ein winzig kleines Häuschen, das so dicht an die Moritzkirche gebaut ist?" fragte der Knabe.

„Ei, Hans, das hat einen hübschen Namen", entgegnete Berthold, „es heißt das Bratwurstglöcklein. Sieh, wenn die Meistersänger in der Kirche stundenlang ihre Lieder vorgetragen und eifrigen Wettkampf gehalten hatten, wer wohl die Worte am zierlichsten setzen, und

Weisheit und Tugend in den besten Reimen preisen konnte, da wurden sie sehr hungrig, denn das Dichten ist eine sauere Arbeit. So freuten sie sich, wenn in diesem Häuschen das blaue Glöcklein erklang, das du dort noch hängen siehst. Dann schlossen sie ihre Uebung, zogen fein ehrbar um die Kirche herum zu dieser kleinen Tür in das Häuschen, und taten sich gütlich an leckern Bratwürsten, frischen Wecken und einem guten Trunk Bier. Gar große Leut' sind auch später noch gern hier zu trautem Gespräch zusammengekommen: Albrecht Dürer, Veit Stoß, Adam Krafft, Peter Vischer und andere hochbegabte Männer. Unsere betrübte Zeit hat solche nicht mehr aufzuweisen, doch gibt es in der Stadt noch einige Bürger, die gern ein feines Lied hören und auch gern eins dichten, so gut sie können. Du hast doch gemerkt, wie unlieb es Frau Brigitten ist, daß ich Montagabend ein paar Stunden ausgehe. Sieh, da kommen hier unser etwa zwanzig zusammen und lesen einander vor, was wir ersonnen haben; erzählen uns auch, was uns von den Kriegsläuften zu Ohren kommt. Bratwürste aber gibt's seit der Teurung nicht mehr, wir essen unseren Brei zu Hause, und erquicken uns nur an einem Krug dünnen Bieres."

„O, das muß schön sein!" sagte Hans; „da möcht' ich wohl einmal zuhören."

„Nun, so komm morgen mit. Du bist ja ein verständiger Junge; kannst auf dem kleinen Schemel hinter der Küchentür sitzen. Aber nun komm heim, der Novemberwind bläst eiskalt; mich dünkt, wir bekommen bald Schnee."

Am nächsten Abend saß Hans erwartungsvoll in der kleinen Küche des Bratwurstglöckleins am flackernden Herdfeuer, und schaute durch die offene Tür in die schmale niedere Stube, wo die Männer sich versammelten. Bänke

liefen an den Wänden hin, davor stand ein langer weißgescheuerter Tisch; darauf Schreibgerät, ein Körbchen mit Wecken und etliche Bierkrüge. Auf Simsen glänzten buntgemalte Teller und blanke Kannen; Bildnisse der Nürnberger Künstler waren hie und da angebracht. Schon war eine kleine Schar versammelt, teils Handwerker, teils studierte Leute; alle sahen sinnig und freundlich aus, doch trugen die meisten Spuren von Kummer, Sorge und Krankheit im Gesicht und am früh ergrauten Haupt. „Wo mag doch der Ratsschreiber bleiben?“ fragte Berthold; „er ist doch sonst immer pünktlich zur Stelle. Laßt uns beginnen, damit wir sicher daheim sind, wenn der Wächter die neunte Stunde ausruft.“

Alsbald trat der Schneider auf, der dem Hans die neuen Kleider gemacht, und las schnell und lebhaft ein Lied vor zu Ehren des großen Schwedenkönigs. Deutlich beschrieb es seine edle Gestalt, rühmte seine christlichen Tugenden, erzählte von den großen Siegen, die er errungen, und von dem festlichen Empfang, den man ihm in Nürnberg bereitet. Zum Schluß sprach es die Hoffnung aus, daß er den verderblichen Krieg bald herrlich zu Ende bringen werde. Ganz begeistert hatte Hans zugehört und begriff gar nicht, warum die anderen so mancherlei zu tadeln fanden an des Schneiders Gedicht; ihm gefiel es gar zu gut.

Dann trat ein behäbiges Männlein vor, rotbäckiger und besser ernährt als die übrigen; es war der Gastwirt zum roten Hahn. „Mir behagt's nicht“, begann er, „wenn sich alles um den Krieg dreht. Wenn wir hier sind, wollen wir des Elends vergessen und der schönen Zeit gedenken, da Lust und Scherz noch in den Straßen unserer Stadt daherhüpfte.“ Darauf trug er ein munteres Lied vor,

worin ein Nürnberger Fastnachtsspiel gar lustig beschrieben war. Obwohl Hans herzlich lachen mußte über die hundert Ellen lange Wurst, mit der die Metzgerburschen durch die Stadt getanzt, und über die Narren, die das Volk mit Nüssen geworfen und mit Rosenwasser bespritzt hatten, so billigten die Männer doch solchen Scherz nicht. Sie meinten, die Trübsal, die Gott jetzt über das Land ausgieße, sei allzu groß und schwer! Wohl dürfe man sich seiner Gnade trösten; aber an Narreteiding könne man jetzt wenig Freude haben.

Nachdem sich der Gastwirt etwas beschämt gesetzt, bat Meister Berthold bescheiden um Nachsicht, wenn er einen Lobgesang auf den Frieden vorläse, der leider nicht so gelungen sei, wie er gern möchte. Andächtig lauschte Hans. Gar lieblich schilderte sein guter Meister den Frieden im Hause zwischen Mann, Weib und Kind, den Frieden in Stadt und Land, den man schon solange schmerzlich entbehrt, und zuletzt den Frieden des Herzens mit Gott, den man bei allem äußeren Kampf selig genießen könne.

Als er geendet, schwiegen alle bewegt, und keiner fand etwas zu tadeln; wohl aber glänzten Tränen in manchem Auge. Da öffnete sich die Tür und der Ratsschreiber trat ein, bleich und verstört.

„Was ist Euch geschehen, Gevatter?“ riefen die Männer. „Ist Eures Weibes Krankheit ärger geworden?“

„Nein, mit Gottes Hilfe hat sie ihr Lager verlassen“, sagte der Mann; „aber ich bring' Euch eine schwere Trauerbotschaft, die heute abend erst dem Rat der Stadt zugegangen ist. Ach, der Held ist gefallen, den wir vor kurzem so herrlich empfingen und auf den das seufzende Vaterland mit Hoffnung blickte! Ach Freunde, Gustav Adolf ist tot!“

Nun erzählte er den atemlos Lauschenden von dem traurigen Schicksal, das den großen König am 6. November in der Schlacht bei Lützen ereilt. Ach, da rollten Tränen über manche bärtige Wange, und als er beschrieb, wie man den edlen Leichnam blutig und fast nackt gefunden, zertreten von den Hufen der Rosse, schallte aus der Küche lautes, bitteres Schluchzen, das Hans nicht länger zurückdrängen konnte.

---

9. Heimweh.

Die ganze Stadt trauerte um den gefallenen Helden; schwarze Fahnen wehten von den Türmen, und Trauergesänge erklangen in den Kirchen. Hans, der kaum ein wenig eingewöhnt war, ward wieder recht ernst und traurig, und konnte sich besonders die Sorge um das Brüderlein gar nicht aus dem Sinn schlagen. War ihm doch der fromme König wie ein Schutzengel über das ganze Heer vorgekommen, der mit starkem Arm der einbrechenden Verwilderung wehrte. Wie würde es nun zugehen, da sein klares Auge nicht mehr wachte? Aber in junge Herzen zieht Trost und Hoffnung bald wieder ein, und man konnte bei Meister Berthold nicht lange dem Kummer nachhängen, man mußte stillen Sinn und Gottvertrauen bei ihm lernen. So verlebte der Knabe einen friedlichen Winter, ward kräftig und gesund, obgleich es oft schmale Bissen gab, begriff die Anfangsgründe seines Handwerks, und lernte bei dem frommen, verständigen Meister vielleicht ebensoviel, als wenn er in eine der Stadtschulen gegangen wäre, wo es in jener Kriegszeit nicht immer gut stand.

Doch war es der Stadt nicht vergönnt, sich lange von den Anstrengungen zu erholen, die sie während der Umlagerung gemacht hatte. Schon im nächsten Jahre ward das umliegende Land wieder mit schwedischem Kriegsvolk überzogen, unter Führung des Herzogs Bernhard von Weimar; und überall entbrannte der Kampf von neuem. Wenn auch Nürnberg durch Gottes Gnade von Plünderung und Belagerung verschont blieb, so mußte sich doch die Bürgerschaft immer zur Verteidigung bereithalten; daher sich besonders die Jugend der friedlichen Arbeit sehr entwöhnte und das Waffenwerk vorzog. Durchmärsche fremder Truppen, Einquartierung und Zahlung großer Summen für Kriegszwecke nahm in den nächsten Jahren gar kein Ende; und der Wohlstand der Stadt ward auf lange Zeit untergraben.

Schuster und Schneider aber hatten in Hülle und Fülle zu tun, wenn ein Regiment in der Stadt oder Umgegend lag, denn den Soldaten fehlte es selten an Geld, sich neu auszustaffieren. Dann ging's auch in Bertholds Werkstatt lebhaft zu; Bücher und Dichtkunst ruhte ganz, und die Lampe brannte bis tief in die Nacht hinein. Wenn nun auch manchmal ein grober Kauz mit den geflickten Stiefeln davonlief ohne zu zahlen, so war das doch eine Ausnahme; und das Geldkästchen im Wandschrank füllte sich schnell.

Dennoch war Frau Brigitte zu solchen Zeiten gar grimmig, schalt und jammerte den ganzen Tag über den Lärm und Schmutz, den die klirrenden Kunden ins Haus brachten, und beklagte sich bitter, daß der Bub ihr kaum noch das Wasser vom Brunnen holen dürfe, und sie ihn doch füttern müsse. Trat dann wieder Ruhe ein und oft Mangel an Arbeit, so daß die beiden mit doppeltem Fleiß

studierten, und Hans seine Magdgeschäfte ganz treu verrichtete, war es ihr auch nicht recht. „Dein Lesen und dein unnützer Singsang wird uns noch zu guter Letzt ins Armenhaus bringen", drohte sie dem Meister.

Dabei besorgte sie das Hauswesen mit großem Fleiß, war auch im Grunde dem Knaben gut, hielt seine Kleider wohl in stand und ließ es ihm an nichts fehlen. Hans kam sich oft undankbar vor, daß er so wenig Liebe zu ihr empfand, da er ihr doch so viel Mühe machte. „Ach", dachte er, „ich wollte lieber manchmal ein Loch im Wams haben und eine angebrannte Suppe essen, wenn sie mir nur ein freundlich Gesicht und ein liebreich Wort dazu gönnte." Der Meister mochte wohl dasselbe denken, doch war er ihre Weise gewöhnt und ging ruhig seinen Weg. —

Der finstere Wallenstein überlebte den edlen Schwedenkönig nicht lange; er fiel durch Mörderhand am 25. Februar 1634 in der Stadt Eger. Ferdinand, des Kaisers Sohn, übernahm nun die Führung des Heeres und rückte bald in Bayern ein, um das von den Schweden eingenommene Land wieder zu erobern.

Da gab es auch in Nürnberg von neuem kriegerisch Getümmel. Schwedische Regimenter zogen durch, und Hans würde manch bekanntes Gesicht darunter gesehen haben, wenn er nur Zeit gehabt hätte, auf den Straßen umherzulaufen. Da kam eines Abends ein Musketier in die Werkstatt, den er gleich als den Zeltgenossen des Fischers erkannte.

„Seid Ihr's, Olaf Danske?" rief er erfreut. „Ist der Fischer auch hier und Frau Helga mit dem Brüderlein?"

„Meiner Treu'", sprach der Soldat, „'s ist das Schreiberhänsel! Wir dachten, du wärst bei dem Höhlen-

volk draußen am Fieber gestorben. Gewachsen bist tüchtig, aber nimmer so fein als beim Rittmeister."

„O, bringt mir doch meinen Martin her, ich bitt' Euch!" drängte Hans.

„Ei, Bub, da verlangst du zu viel! Ich hab' ihn nicht mehr oft gesehen seit dem Tag, da der große König starb."

„Er ist doch nicht auch tot?"

„Der nicht", lachte der Soldat, „der hat's Leben in sich! Als hier im Lager die Kinder nur so hinstarben wie die Fliegen, blieb der Bengel immer gesund und frisch. Na, laß dir's erzählen. Als es bekannt ward, daß man des Königs Leichnam gefunden, liefen unser viele herzu und es gab einen großen Jammer. Rings auf dem Schlachtfeld lagen die tapferen Kriegsleut' zu Hunderten still und kalt, aber wir achteten's nicht, dachten nur an den König. Da hörten wir nicht weit davon ein Kind laut und kläglich weinen, und fanden deinen Martin über den Fischer hingestreckt, dem eine Kugel mitten durch die Brust gegangen war. Schnell und schmerzlos muß sein Ende gewesen sein, denn er hatte die Hände gefaltet und lächelte freundlich, wie er ja immer ein stiller, frommer Mann gewesen war. Um seiner großen Tapferkeit willen war er vor kurzem Offizier geworden, darum haben wir ihn mit Ehren bestattet. Er war immer so gern um den König; nun ist er auch mit ihm zugleich in den Himmel gegangen, und hat seinen Martin wieder. Aber dein Brüderlein hat ganz schrecklich gejammert, denn es hing gar sehr an dem Fischer, besonders seit es mit in seinem Zelte wohnte."

„Warum war es denn nicht mehr bei Frau Helga?"

„Weißt du denn nicht, daß die noch hier im Lager an der Seuche gestorben ist? Es wird in den letzten Tagen

gewesen sein, als du nicht mehr da warst. Hast wohl draußen vor den Schanzen die großen Erdhügel gesehen? Dort haben wir Hunderte von Toten begraben, eh' wir abzogen; da ruht sie auch."

„Wer nimmt sich denn nun meines Bruders an?" fragte Hans ängstlich.

„Die schwarze Lies' hat ihn und den Niels in Dienst genommen, denn des Niels Vater ist auch bald darauf im Streit gefallen. Es sind flinke Buben und gut zu brauchen beim Marketendergeschäft. Feige sind sie auch nicht; sie tragen den Soldaten die Suppentöpf' in die Laufgräben, wenn auch die Kugeln fliegen. Wo sie hingezogen sind, weiß ich nicht; das Heer ist weit zerstreut und hält nicht mehr so zusammen als unter dem großen König."

„Hat sich denn der gute Reitknecht gar nicht um meinen Martin gekümmert?" fragte Hans. „Er hatte ihn doch so gern."

„Ja, der ist lang' nicht mehr beim Heere! Er muß irgendwo umgekommen oder gefangen sein; weg ist er, das ist sicher."

Ach, das waren traurige Nachrichten! Hans beklagte herzlich des Fischers Tod und des Reitknechts Schicksal; am meisten aber trauerte er um den Bruder, denn er mußte ja ganz und gar verderben bei der schwarzen Lies', die eine gottlose Frau war, und schon im Lager allerlei wildes Unwesen litt in der großen Marketenderbude, die sie führte. Der gute Meister tröstete ihn aber auch jetzt noch. „Sieh, mein Sohn", sagte er, „du hast deinen Bruder so lieb und möchtest ihn gern bewahren an Leib und Seele. Aber hat ihn Gott nicht noch viel lieber? Kann er ihm nicht mitten unter dem wilden Volk die Gnade erhalten, die er ihm in der Taufe gegeben, und

ihn zu rechter Zeit wieder unter christliche Zucht stellen? Bete du nur, und laß Gott sorgen."

Den ganzen Sommer über wütete der Krieg in Bayern, bis endlich im Herbst die Kaiserlichen in der Schlacht bei Nördlingen einen glänzenden Sieg über die Schweden erfochten. Gustav Adolfs Herz würde geblutet haben, hätte er die schreckliche Niederlage der Seinen mit ansehen müssen. Nun war das Glück wieder auf des Kaisers Seite, und die Schweden zogen sich an den Rhein und an die Ostsee zurück. Wo nun des Kaisers Soldaten die Oberhand hatten, folgten ihnen Mönche, besonders Jesuiten, auf dem Fuße nach, vertrieben die protestantischen Prediger, und zwangen die Leute, wieder katholisch zu werden. Denen, die ihrem Glauben treu blieben, verschloß oder zerstörte man die Kirchen, legte ihnen große Einquartierung in die Häuser und quälte sie auf alle Weise. Nürnberg blieb von dieser Not ganz verschont, denn es war als freie Reichsstadt niemand untertan, und wußte seine Rechte wohl zu wahren; aber ringsum im Lande war das Elend groß.

Der Winter war eingezogen. Eiskalt wehte der Wind, und zum ersten Male wirbelten dichte Schneeflocken in der Luft; desto behaglicher war's drinnen am großen Kachelofen. Hans lief noch eilig durch die Stadt, beladen mit großen Lederstücken, die er für den Meister eingekauft.

„Heda, Bube", rief ihm eine Stimme zu, „kannst du mir wohl eine Herberge zeigen, wo's ehrbar zugeht, und nicht allzu teuer ist?"

Hans wischte sich den Schnee aus dem Gesicht, der ihn ganz geblendet hatte, und sah einen alten Mann vor sich stehen, in hohen Stiefeln, pelzverbrämten Rock und breitem Filzhut. Er trug einen großen Kasten auf dem

Rücken, nach Art der fahrenden Händler, und einen Wanderstab in der Hand.

„Ei wohl", sagte er freundlich, „kommt nur mit mir. Ich will nur das Leder dort hineingeben zu meinem Meister, dann trag' ich Euch den Kasten und führ' Euch zur Herberge."

„Du bist ein freundlicher Junge", sagte der Alte, als er, von seiner Last befreit, neben Hans herging; „auch klingt deine Sprache heimatlich an mein Ohr. Du bist schwerlich ein Nürnberger Kind."

„Nein, ich komme aus dem Sachsenland, aber meine Eltern sind schon lange tot", erwiderte Hans. „Hier ist die Herberge; lebt wohl, ich muß an die Arbeit."

„Komm nur ein klein wenig mit herein in die Gaststube, daß ich dein Angesicht beim Schein der Lampe sehe."

Verwundert folgte Hans; der Alte trat ganz nahe zum Licht, nahm den Knaben bei den Schultern und stellte ihn vor sich. Auf einmal faßte er ihn um den Hals, drückte und küßte ihn.

„Du bist Pfarrer Trautmanns Johannes", rief er; „es kann nicht anders sein!"

„Und du bist der alte Klaus, der uns so oft Obst und Kuchen brachte von Gundels Pate. Kam mir doch deine Stimme gleich so bekannt vor. O, wie freu' ich mich, daß ich jemand aus der Heimat seh'! Sag', weißt du was von Gretel und Gundel? Und warum dienst du der Pate nicht mehr?"

„Setz' dich zu mir auf die Ofenbank, ich will dir alles erzählen; und Ihr, guter Wirt, kocht mir schnell eine Abendsuppe, denn ich bin sehr hungrig."

Zum ersten Male wartete Berthold vergeblich auf seinen Lehrling, denn der vergaß alles um sich her und

hing an den Lippen des Alten, der von Gundels Wegführung, vom Tode der Pate und von Gretels gefahrvollem, armseligen Leben im elenden Dörflein erzählte.

Endlich stürzte Hans, ganz gegen seine Gewohnheit, eilig zur Tür herein und auf den Meister zu. „Meine Gretel lebt noch, ach, Gott sei Dank! Und Gundel auch; aber die haben die Kaiserlichen mitgenommen. Ach, lieber Meister, gelt, Ihr laßt mich heim, daß ich meine Gretel herholen kann? Sie ist so arm und hat schlechtes Essen und fast keine Kleider. Ach, sie ist so brav; selbst Frau Brigitte müßt' mit ihr zufrieden sein."

„Gemach, gemach, Büblein! Bist erst fünfzehn Jahre alt, und willst allein durchs Land ziehen und mit einem zarten Mägdlein wieder zurück? Besinne dich doch; du weißt ja, wie's draußen zugeht, und bist ja sonst so verständig."

Aber das lang unterdrückte Heimweh brach einmal heftig aus; der sonst so stille Knabe weinte und rang die Hände, und bat immer von neuem, ihn doch zu seiner Gretel zu lassen. Selbst Frau Brigitte jammerte es; zum ersten Male strich sie ihm übers Haar und sagte freundlich: „Ei, hast du's denn so eilig, von uns fortzukommen? Wir haben dich doch auch lieb; bist ja ein braver Bub." Dies so unerwartete Wort des Lobes brachte ihn zur Besinnung. Er dankte den Meistersleuten unter Tränen für alles, was sie an ihm getan, und bat sie, doch ja nicht bös zu sein, daß er seine Gretel so sehr lieb habe. Der Händler Klaus blieb über die kältesten Wintermonate in Nürnberg, denn er meinte, er wolle ein wenig ausruhen. An Geld zu seinem Unterhalt fehlte es ihm nicht. Auch versah er seinen Kasten mit allerhand Waren, die die Soldaten gern haben, denn diese waren die besten

Kunden der reisenden Kaufleute; unter dem verarmten Landvolk wurden sie nicht mehr viel los.

Hans war bald wieder ruhig geworden; denn Geduld und Aufgeben des eigenen Willens konnte man in jener Zeit wohl lernen. Aber tief in seinem Herzen stak das Heimweh, und er wurde es nicht wieder ganz los. Der Meister erklärte ihm, daß Gretel ja wohlbewahrt sei bei dem guten Vater Christoph, wenn es ihr auch ärmlich ging, und daß er ihr erst dann kräftig beistehen könne, wenn er erwachsen sei und sein Handwerk aus dem Grunde gelernt habe. Klaus erzählte ihm auch, daß er den Andreas getroffen, der gesagt habe, er wolle zu seinem Vater wandern, sobald er könne, und den Hof wieder aufbauen. Da nun die Gegend in diesen Jahren vom Kriege frei gewesen war, konnte es ja sein, daß er seinen Vorsatz ausgeführt, und auch für Gretel ein besseres Los bereitet hatte.

Als im Frühjahr die Landstraßen wieder einigermaßen gangbar wurden, nahm Klaus Abschied und zog dem Rheine zu. „So Gott will, komme ich in ein oder zwei Jahren wieder", sprach er. „Dann nehme ich dich mit, Hans. Wachse nur tüchtig bis dahin, und werd' ein braver Schuster. Dann sehen wir, wie's um deine Gretel steht."

Das war ein großer Trost für Hans, und er malte sich schon aus, wie er so emsig für die treue Schwester arbeiten wollte, damit es ihr an nichts fehle. Dagegen machte ihm Gundels Schicksal viel Sorge. Je mehr er darüber nachdachte, desto klarer wurde es ihm, daß sie wohl in schwere Versuchung gekommen sein werde, ihren Glauben zu verleugnen. Desto fleißiger befahl er besonders diese Schwester an Leib und Seele in Gottes Schutz.

Im Laufe des nächsten Jahres bemerkte Berthold

eine merkwürdige Veränderung im Wesen seines Lehrlings. Hans war nie ein lustiger Junge gewesen; dazu hatte er allzuviel Trauriges erlebt. Aber frisch und munter hatte er sich immer gezeigt, auch oft so herzlich gelacht, wenn der Meister etwas Komisches erzählte, das er etwa im Bratwurstglöcklein gehört. Jetzt ward das anders. Der Knabe wuchs sehr schnell, wollte aber trotzdem dem kräftigen Essen, das Brigitte auftrug, nicht mehr die Ehre antun, wie bisher. Während ihn sonst der Meister schon emsig bei der Arbeit gefunden hatte, wenn er am Morgen die Werkstatt betrat, saß er jetzt oft träumend auf dem Schemel, den Kopf in die Hand gestützt oder sehnsüchtig durchs Fenster blickend. Er fuhr dann schnell empor, und suchte durch doppelten Fleiß das Versäumte nachzuholen. Aber er sang und pfiff nicht mehr dabei, wie sonst, sondern war still und in sich gekehrt. Fragte man ihn, was ihm fehle, so lächelte er freundlich und erwiderte, es sei nur ein wenig Heimweh, und manchmal schmerze ihm der Kopf ein bißchen.

„Der Junge ist zu einsam bei mir altem Manne", dachte Berthold, „er muß hinaus unter andere Buben, damit er sein Leid vergißt." So brachte er ihn auf den Platz, wo sich die jungen Burschen am Feierabend mit Ballspielen, Armbrustschießen, Wettlaufen und dergleichen Dingen belustigten. Er ward freundlich aufgenommen und bald überall wohlgelitten, aber er ging nur dem Meister zulieb hin; sein Herz war nicht geneigt zu Lust und Spiel. Mehr Trost brachten ihm die Bücher, die ihm der Pfarrer zu St. Lorenz, zu dem er fleißig in die Christenlehre ging, manchmal mit heimgab. Dann saß er oben im Dachkämmerchen und las bis in die Nacht hinein; kaufte sich auch von ersparten Sonntagsgroschen

ein Krüglein mit Oel, damit Frau Brigitte nicht schelte, wenn sein Lämpchen zu schnell leer ward. Oft aber schob er die Bücher beiseite, ging rastlos in der Kammer auf und ab oder kniete mit gefalteten Händen am Bette. Ach, er machte jetzt schwerere Kämpfe durch, als vor drei Jahren, denn aus dem Knaben war nun ein Jüngling geworden. Der Drang zum Lernen und Studieren war plötzlich mit ganzer Kraft wieder erwacht, und das Handwerk, das er in kindlichem Gehorsam eifrig betrieben, fing an, ihm überdrüssig zu werden. Er fühlte deutlich, daß Gott ihn zu was anderem bestimmt habe, und wußte doch nicht, wie er dazu gelangen sollte. Hätte er dem Pfarrer sein Herz entdeckt, wer weiß, ob dieser nicht Mittel gefunden haben würde, ihn studieren zu lassen; aber zweierlei hinderte den schüchternen Knaben daran. Was würde Meister Berthold sagen, wenn er das Handwerk aufgab, das er ihm mit so viel Mühe gelehrt? Und was würde aus seiner Wanderung in die Heimat werden, wenn er etwa die gelehrte Schule in der Stadt besuchen sollte? Nein, nach der Schwester mußte er sehen, wenn er auch sein Leben lang Schuster bleiben sollte. So plagte den armen Jungen der unbefriedigte Wissensdrang und zugleich das bittere Heimweh, bis endlich etwas geschah, wodurch das letztere so stark in seinem Herzen ward, daß es alles andere verdrängte.

Der Krieg wütete in diesen Jahren aufs entsetzlichste. Der Kurfürst von Sachsen hatte die Sache seiner Glaubensgenossen verlassen, und mit dem Kaiser Frieden geschlossen. Die Schweden aber, die unter dem tapferen General Banér allmählich wieder Kräfte sammelten, waren über diesen Treubruch aufs äußerste empört. Als sie nun durch die Schlacht bei Wittstock wieder die Oberhand ge-

wonnen hatten, fielen sie im Jahre 1636 in das unglückliche Sachsenland ein, und verwüsteten es auf schreckliche Weise. Seit Gustav Adolfs Tod war der größte Teil des schwedischen Heeres sehr verwildert, und es gelang den wohlgesinnten Offizieren nicht mehr, die Soldaten von unbarmherziger Plünderung und unmenschlichen Grausamkeiten abzuhalten. Dazu kam noch, daß in diesem Jahre in allen vom Krieg heimgesuchten Ländern eine pestartige Krankheit wütete, die ihre Opfer meist schon in wenig Stunden hinraffte. Ganze, ehemals blühende Landstrecken wurden in jener Schreckenszeit in öde, menschenleere Wüsten verwandelt; Städte und Dörfer lagen in Schutt und Asche, Dornen und Disteln überwucherten die Felder. Auch in weniger verwüsteten Landesteilen brach große Hungersnot aus, da niemand mehr Lust und Mut hatte, den Acker zu bauen. Selbst in den Heeren mangelte es oft an Nahrung, und die Soldaten mußten es schwer büßen, daß sie die edlen Gottesgaben so schändlich zerstört und gemißbraucht hatten. Zuchtlose Banden von allerlei Kriegsvolk rotteten sich zusammen und durchzogen raubend und plündernd das Land, weder Freund noch Feind schonend, wenn es galt, den nagenden Hunger zu stillen.

Die Kunde von all diesem Elend kam auch nach Nürnberg; und als Berthold seinem Lehrling erzählte, welch schreckliche Ernte der Tod im Sachsenlande gehalten, fügte er hinzu: „Mein Sohn, ich denke, es kann nicht Gottes Wille sein, daß du in das jammervolle, von Krankheit und Krieg ganz verwüstete Land wanderst. Sieh, besonders Frauen und Kinder sind der Seuche in großer Zahl zum Opfer gefallen. Mir ward gesagt, daß in manchen Städten keines von ihnen die Schreckenszeit überlebt hat. Ist's da nicht wahrscheinlich, daß Gott

auch deine Schwester heimgeholt hat ins himmlische Vaterhaus? Bleich und mager hatte sie ja Klaus schon gefunden. Er wird schwerlich wiederkehren, um dich abzuholen; was sollte er auch in der menschenleeren Gegend? Allein aber würde ich dich sehr ungern ziehen lassen. Gib dich doch darein, mein Junge, daß du nun ganz bei mir bleibst, und unsere gute, sichere, alte Stadt für deine Heimat ansiehst." Hans gab sich viel Mühe, einzusehen, daß der Meister recht habe, aber es gelang ihm nicht. Gerade jetzt, wo er wußte, wie jämmerlich es um seine Heimat stand, ergriff ihn die Sehnsucht dahin mit schier unbezwinglicher Gewalt. „Hier sitze ich in ruhiger Sicherheit", dachte er, „arbeite für andere, esse, trinke und lege mich schlafen, während die gute Schwester vielleicht heimatlos umherirrt, dem Hungertod nahe. Und ich bin doch kein Knabe mehr; ich fühle, daß ich ein Mann werde, und Kraft habe, sie zu schützen. Ach, wenn doch Klaus käme!"

Aber der arme Klaus konnte nicht kommen; die böse Krankheit hatte seinen Fahrten ein schnelles Ende gemacht. In einer einsamen Herberge war er daran gestorben.

Während nun Hans überlegte, ob er's wohl wagen dürfe, vor den Meister zu treten und ihm zu sagen, wie unwiderstehlich es ihn nach der Heimat zog, schlich sich die böse Pestluft, die durch ganz Deutschland wehte, auch in die gute Stadt Nürnberg und erweckte allerlei Krankheiten. Berthold ging lange bleich und matt einher, bis ihn endlich ein Fieber befiel, und nach wenigen Tagen sank auch Frau Brigitte, die ihn mit großer Sorgfalt gepflegt, aufs Krankenlager. Obwohl die alte Base eine treue Wärterin war, verlangte Berthold in seinen Fieberträumen immer nach Hans, und wollte kaum jemand

anders an seinem Bette leiden. Da vergaß der Jüngling sein eigenes Herzweh ganz und gar, und bemühte sich Tag und Nacht um den lieben Meister. Dabei versäumte er nicht, während der Kranke schlief, die nötigsten Arbeiten in der Werkstatt abzufertigen, damit das Geschäft keinen Schaden leide. Frau Brigitte erholte sich schnell, aber der schwächliche Mann lag lange in Todesgefahr. O, wie zitterte Hans bei dem Gedanken, auch ihn, den er wie einen Vater liebte, ins Grab sinken zu sehen, und wie inbrünstig dankte er Gott, als die Macht der Krankheit gebrochen war, und die freundlichen Augen ihn wieder ruhig und klar anblickten!

Bald aber zeigte es sich, daß der Meister seine vorige Kraft und Frische nicht wieder erlangte. Er war ein alter Mann geworden; die Arbeit ging ihm nicht mehr von der Hand, und er sehnte sich, Feierabend zu machen. „Hans", sagte er eines Tages, als er vom Lehnstuhl aus dem Fleißigen zusah, „du hast die Brautschuhe für des Ratsherrn Tochter so schön gemacht, daß ich's selbst nicht besser könnte. Du darfst nicht länger Lehrling heißen, wir müssen dich zum Gesellen machen. Ich kann nicht mehr viel tun; aber ein paar Jahr wird's schon noch gehen, daß ich wenigstens dem Namen nach der erste bin. Dann wirst du Meister, und ich gebe alles in deine Hand. Wie soll mir doch die Ruhe so wohltun nach meinem arbeitsvollen Leben." Hans war ganz rot geworden. Ach, heute hatte er dem Meister sagen wollen, daß er nun doch nicht länger warten könne, sondern in die Heimat wandern müsse, um zu sehen, ob die Schwester noch da sei. Und nun konnte er nicht! Nein, er konnte dem guten Manne seinen Plan nicht durchkreuzen; er konnte den Frieden nicht stören, der auf den milden, bleichen Zügen des Genesenden ruhte.

Er war froh, daß ihm die Antwort erspart blieb durch den Eintritt eines Kunden, und flüchtete sobald als möglich in sein Dachkämmerlein, sank auf die Knie und brach in bittere Tränen aus. Ach, wie schwer war es doch hier, Gottes Willen zu erkennen, den er ja so gern erfüllen wollte! Oft schien es ihm, als rufe ihn Gott nach der Heimat, als sei es selbstsüchtig und träge, in sicherer Ruhe hier zu bleiben; dann aber dünkte es ihm wieder der schwärzeste Undank, den Meister zu verlassen. Lange kniete er so, betend und nachdenkend, aber endlich stand er beruhigt und entschlossen auf. „Ich bin ein unerfahrener Jüngling", sprach er bei sich selbst, „und mein ganzes Herz sehnt sich nach der Heimat; aber alle alten, verständigen Leute halten eine Wanderung für hoffnungslos und sehr gefahrvoll, und raten mir davon ab. So will ich ihnen folgen und hier bleiben; es ist gewiß das Rechte, eben weil es mir so schwer wird."

Von nun an suchte Hans das Heimweh zu unterdrücken, als eine Regung seines allzu weichen Herzens und ein Auflehnen gegen Gottes Willen. Solch ernster Kampf ist nimmer ohne Segen; das Herz wird stark und fest dadurch. Dennoch konnte es der Jüngling nicht hindern, daß ihm die verwüstete Heimat Tag und Nacht vor Augen schwebte, und ihm oft zumute war, als rufe ihn jemand dorthin.

Indessen nahte das liebe Weihnachtsfest, und um diese Zeit sollte er unter die Zahl der freien Gesellen aufgenommen werden. Die Festlichkeiten und Gebräuche, die man sonst bei Freisprechung eines Lehrlings zu halten pflegte, waren in jener teuren und bedrängten Zeit sehr vereinfacht; aber Berthold hatte doch seinem Hans einen guten, neuen Anzug machen lassen, und etliche ehrbare,

junge Gesellen zur Abendmahlzeit eingeladen. Bei dem guten Trunk Wein und dem fetten Gänsebraten waren sie lustig und guter Dinge, sangen und erzählten und taten dem Hans allerlei Ehre an. Der aber war heute gar still und in sich gekehrt, sah auch bleich und matt aus, gab sich aber viel Mühe, seine trübe Stimmung zu überwinden, damit er die Fröhlichkeit nicht störe.

Berthold merkte es wohl, und erschrak daher nicht wenig, als der neue Geselle am anderen Morgen nicht in der Werkstatt war, auch nicht erschien, als Frau Brigitte ungeduldig zur Morgensuppe rief. Voll Besorgnis stieg der gute Meister hinauf zum Dachkämmerchen. Da stand das Bett unberührt, die Lampe war ausgebrannt, und starker Oelgeruch füllte den Raum. Hans aber saß am Tische, den Kopf auf die Arme gelegt und schlief ganz fest. Offenbar hatte ihn erst in später Nacht der Schlummer übermannt. Das Schreibzeug stand offen auf dem Tische, und ein vollgeschriebenes Blatt Papier lag vor dem Schläfer. Leise trat Berthold herzu und las:

„Mit Jauchzen und mit Singen,
Mit frohem Becherklingen
Hat man mich heut gegrüßt;
Ich aber muß mit Klagen
Mein Leid im Busen tragen,
Weil meine Seel' voll Sehnsucht ist.

O Heimat, du geliebte,
Du jetzt so hochbetrübte,
Liegst stets mir in dem Sinn!
In deinen öden Mauern
Möcht' suchen ich und trauern.
Ach, lieben Freunde, laßt mich hin!

Ihr habt mich aufgenommen,
Als ich ins Land gekommen,
Verhungert, arm und krank.
Und nun ich kam zu Jahren,
Möcht' ich von dannen fahren;
Fürwahr, das ist ein schlechter Dank!

Wohl hab' ich hart gerungen,
Mit aller Macht bezwungen
Der Sehnsucht bittre Pein.
Schon glaubt' ich's überwunden,
Da, in des Schlummers Stunden,
Erschien mir jüngst mein Schwesterlein.

Mit bleichen, hohlen Wangen,
Der Augen Glanz vergangen,
Mit Lumpen angetan;
Wohl zwischen Dorn' und Steinen
Hört' ich sie kläglich weinen:
‚Ach, Bruder, nimm dich meiner an!'

Man sagt, die Träume lügen;
Doch dieser kann nicht trügen,
Das Bild war allzu klar.
Wer mag das Rätsel lösen:
Ob's Gottes Ruf gewesen,
Ob's meines Herzens Torheit war?

Seitdem ist aller Frieden
Aus meiner Seel' geschieden,
Mag kämpfen, wie ich will.
Zu keinem darf ich sprechen;
So mag das Herz mir brechen,
Dann wird es gleich auf einmal still."

„Mein Herzensjunge, das soll nicht geschehen!" rief der Meister in tiefer Bewegung aus, und erschrocken fuhr der dunkle Lockenkopf vom Tisch empor. Die bleichen

Wangen und matten Augen des Jünglings zeigten, welch schwere Stunden er verbracht hatte.

„O, lieber Meister", rief er, „ich bitt' Euch, gebt mir das Blatt, daß ich's verbrenne. Ihr solltet es ja nimmer zu sehen bekommen; ich mußte nur meinem Herzen Luft machen. Ach, vergebt mir! Ich bin wohl kindisch gewesen; nun will ich wieder tapfer sein."

„Nein, mein Sohn, du bist kein Kind mehr; dein Gemüt ist gereift durch frühes Leid. Wenn der Zug zur Heimat so stark in dir ist, als aus diesen Worten spricht, so soll dich niemand halten. Es mag wohl Gottes Stimme sein, die dich ruft; und wehe mir, wenn ich dich abhalte, ihr zu folgen. Wer weiß, was er mit dir vorhat."

„Ach, lieber Meister, das ist's ja, was mich so schrecklich quält. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, Euch zu verlassen, so lieb hab' ich Euch, und doch zieht mich's unwiderstehlich nach der Heimat. O, wie schwer ist doch das Leben; wie schwer ist's doch, recht zu tun! Ihr seid kränklich und werdet alt; ist's da nicht schändlicher Undank, wenn ich Euch verlasse, nachdem Ihr wie ein Vater an mir gehandelt?"

„Ja, Hans, wenn du leichtsinnig fortliefst, um Abenteuer zu suchen, wie so viele tun, wär's schweres Unrecht. Aber lang' eh' du mich kanntest, hat Gott die innige Geschwisterliebe in dein Herz gepflanzt, darum darfst du mich getrost verlassen, um nach der Schwester zu sehen. Jetzt im kalten Winter kannst du nicht fort, aber im Frühjahr wanderst du, mein Sohn! Und nun leg' den müden Kopf noch ein paar Stunden nieder und schlaf' in Frieden. Du siehst bleich und krank aus; auch sagte mir der Gevatter Schneider im Vertrauen, er habe dein neues Wams ein gut Stück enger machen müssen als das vorige."

„Erlaubt mir, daß ich noch eins frage, lieber, guter Meister", bat Hans. „Ihr glaubt nicht, wie lebhaft der Traum war, von dem ich in dem schlechten Liedlein rede. Zuerst meint' ich, es sei Gretel, die die abgezehrten Hände bittend nach mir ausstreckte, und mich mit treuen, aber ach, so matten Augen ansah. Dann schien es wieder Gundel zu sein, denn die Gestalt war schlank und zart, und das Haar floß in goldenen Wellen auf das rauhe Gewand nieder. Ach, sie sahen einander gar ähnlich! Beide so blond und blauäugig; nur war Gundel viel feiner und schöner. Sagt, was soll ich davon denken?"

„Mein lieber Sohn, das Traumgesicht selbst hat wenig zu bedeuten; nur ganz selten zeigt uns Gott etwas durch so geheimnisvolle Mittel. Wohl aber sehe ich daraus, wie das Heimweh dein ganzes Herz erfüllt, und dich Tag und Nacht quält trotz deines treuen Betens und Kämpfens. Darum weiß ich, es ist Gottes Wille, daß du wanderst." —

Viel schneller, als Hans gedacht, vergingen die Wintermonate; doch trat während derselben ein Ereignis ein, das ihm das Fortgehen etwas erleichterte. Die Base, die trotz hohen Alters bisher noch sehr rüstig gewesen war, starb nach kurzer Krankheit, und hinterließ Berthold und seiner Frau, als ihren einzigen Verwandten, ihr ganzes Eigentum. Es war ein hübsches wohlerhaltenes Häuschen am Ufer der Pegnitz und eine ziemlich große Summe Geldes, denn ihr verstorbener Mann hatte einen einträglichen Handel betrieben.

Der gute Meister fühlte sich fast gedrückt durch den Wohlstand, der ihm so unverhofft zugefallen, und Frau Brigitte machte sich viel Sorge und Mühe, das ererbte Häuschen mit allem, was darin war, blitzblank zu scheuern

und gründlich aufzuräumen. Im Bratwurstglöcklein ward eines Abends ernstlich Rat gehalten, wie Berthold den neuen Besitz am besten anwenden könne. Zuletzt stimmten alle überein, daß der müde, alternde Mann das Handwerk aufgeben, sein geräumiges Haus verkaufen, und in der stillen Wohnung an der Pegnitz seinen Lebensabend in Ruhe verbringen solle. „Dann könnt Ihr nach Herzenslust lesen und uns manch schönes Lied dichten, lieber Meister", sagte der Ratsschreiber. „Wenn Ihr mir vertraut, will ich gern das ererbte Geld für Euch verwalten, damit es reiche für Euren geringen Bedarf." Berthold fühlte wohl, daß die Freunde recht hatten, und fand sich bald darein, nach des Lebens Last und Hitze noch ein wenig zu ruhen. Nicht so leicht war Brigitte für den Plan zu gewinnen; sie hätte gern das Geschäft noch eine Zeitlang fortgeführt. Als man ihr aber sagte, wie wild und wüst die Gesellen sich jetzt oft gebärdeten, wie schnell sie der Arbeit müde würden und unter das Kriegsvolk liefen, gab sie sich zufrieden. Auch war neben dem ererbten Häuslein ein kleiner Garten, von dem sie sich viel Freude und Gewinn versprach. Bei der Base hatte das Unkraut darin gewuchert; sie aber wollte fleißig Kohl und Gemüse bauen, das jeder gern kaufte. In dem Ställchen im Hofe war Platz für ein Schwein und einige Hühner; so hatte sie doch wieder für etwas zu sorgen. Hans half noch den Garten umgraben und bepflanzen, zimmerte auch eine bequeme Bank unter dem einzigen Baum, der dicht neben dem Häuschen am Flußufer stand, damit der gute Meister sein Buch oder Schreibgerät ins Freie tragen könne, wenn die Sonne warm schien.

Als das Osterfest vorüber war, kam der schwere Abschiedstag. Bis an des Sachsenlandes Grenze sollte

Hans mit einigen Kaufleuten reisen; dann aber allein weiter wandern. Beim Morgengrauen brachen sie auf. Der Jüngling konnte sich kaum trennen von dem lieben alten Manne, und schämte sich der heißen Tränen nicht, die unaufhaltsam hervorquollen.

„O, lieber Meister", schluchzte er, „Gott lohn' Euch in Ewigkeit all Eure Liebe und Treue; und auch Euch, Frau Brigitte. Gelt, Ihr zürnt mir nicht, daß ich wandere, und nehmt mich gerne auf, wenn ich wiederkomme?"

„Jeden Tag darfst wiederkommen, mein guter Bub!" versicherte Brigitte, die noch reichliche Reisekost in die Wandertasche packte. „Du hast mir wohl gedient, und manch hartes Wort von mir stille getragen; das mag dir Gott segnen!"

Der Meister aber, der jetzt zu dem schlanken Jüngling emporsehen mußte, sprach mit Tränen: „Mein Sohn, was mein ist, ist auch dein; und gar gerne würd' ich dich zurückkehren sehen. Aber ich fühle, daß ich jetzt Abschied von dir nehme für dies irdische Leben. Es ahnt mir, daß Gott dich brauchen wird zum Dienst in seinem Reiche, denn er hat dir schöne Gaben verliehen. Ich weiß wohl, daß du das Handwerk mehr aus Gehorsam so eifrig betrieben hast, als aus Lust. Nimm zu deines frommen Vaters Segen, der sichtlich auf dir ruht, noch den deines alten Meisters."

Hans kniete nieder, und Berthold sprach inbrünstige Gebetsworte über seinem Haupte, dann noch ein letzter Kuß, ein Händedruck für Frau Brigitte, und Hans eilte hinaus. Sein Herz war zum Zerspringen voll von Schmerz und Freude; nun war sein jahrelanges Sehnen erfüllt, und doch ward ihm der Abschied so bitter schwer.

Am Tor erwarteten ihn die Kaufleute; es war ein stattlicher Zug von mehreren hochbeladenen Wagen und einer ziemlichen Anzahl berittener, wohlbewaffneter Männer. Etliche junge Gesellen, die den Hans lieb hatten, gaben ihm ein Stück weit das Geleit. Auf dem Hügel, an dessen Fuße er vor sechs Jahren dem Hungertode so nahe gewesen, ließ er die anderen vorwärts ziehen und blieb eine Weile allein. Mit heißem Dank gegen Gott sah er nach der guten Stadt hinüber, in der er so wohlgeborgen herangewachsen war. Da trug der frische Morgenwind wieder volle Glockenklänge zu ihm hinüber; man läutete auf St. Lorenz zum Frühgebet. „O Gott, geleite mich!" betete Hans unter Tränen. „Führe mich durch dies Jammertal hinauf zu dir! Wenn ich aber nicht allzu töricht und geringe bin, o Gott, so hilf mir, daß ich auch anderen, Großen oder Kleinen, den Weg zeigen darf ins himmlische Vaterhaus. Vor allem aber laß mich doch die Schwester finden, und hilf, daß ich ihr ein Trost werde!"

Als er ausgebetet hatte, erhob sich eben die goldene Sonnenkugel strahlend über den Horizont. Hans wandte das Roß, das man ihm geliehen, und sprengte mutig und getrost dem Zuge nach, in dessen sicherem Geleit er in wenig Tagen die sächsische Grenze erreichte.

10. Die verwüstete Heimat.

Obgleich Hans nicht mehr der furchtsame Knabe war wie vor einigen Jahren, so schlug ihm doch das Herz recht bange, als der Zug der Kaufleute in der Ferne verschwand,

und er ganz allein am Fuße der waldigen Hügel zurückblieb, die sein Vaterland begrenzten. Schon in der Markgrafschaft Bayreuth, die er bis jetzt durchzogen, hatte man genug vom Elend des Krieges gesehen, und in jeder Herberge ward von der grauenhaften Verwüstung erzählt, die die Schweden im Sachsenlande angerichtet. Vom Kriegsgetümmel war die Gegend jetzt frei, da der Kampf in diesen Jahren besonders am Rhein und in Norddeutschland wütete. Desto gefährlicher wurden die beutegierigen Räuberbanden dem einsamen Wanderer. Aber Hans hatte gutes Geleit. Der starke Gott, auf den er fest vertraute, war mit ihm, und bald wanderte er rüstig seine Straße. Der schmale Waldpfad war dicht mit Gestrüpp überwachsen; es mochte wohl lange niemand hier gegangen sein. Mühsam erreichte der Jüngling die Höhe, die ziemlich weiten Ausblick ins Land bot. Ach, wie traurig war es anzusehen! In lieblicher Abwechslung zeigte sich Berg und Tal, Wald und Weideland; aber alles war wüst und öde. Wie lebhaft mochte es sonst um diese Jahreszeit auf den Feldern zugegangen sein! Jetzt war alles wie ausgestorben.

Schweren Herzens wanderte Hans ins Tal hernieder; zwei, drei verfallene Dörfer durchschritt er, ohne einen Menschen darin zu finden; nichts war zu sehen als die Spuren wilder Zerstörungslust. Selbst die Dorflinde, unter der die Jugend den Ringelreihen getanzt, und die Obstbäume, die einst die friedlichen Hütten überschattet hatten, waren mutwillig zerhackt und lagen verdorrt am Boden. Und was war aus den fleißigen Landleuten geworden, die ehemals hier gehaust? Ach, wohl nur wenigen war es gelungen, mit geringer, hastig zusammengeraffter Habe zu entfliehen! Die meisten waren wohl der Seuche

zum Opfer gefallen, den Qualen des Hungers erlegen, oder von den verwilderten Soldaten grausam umgebracht worden. Ohne Weg und Steg, durch Dornen, Disteln und Steingeröll, durch Bäche, die vom Frühlingswasser angeschwollen ihre Ufer überschwemmten, wanderte Hans weiter, und sah endlich bei einbrechender Nacht aus einer einsamen Hütte Rauch aufsteigen. Dorthin lenkte er seine Schritte. Ein kleines Krautgärtchen war notdürftig umgegraben und bepflanzt; wenige Schritte weiter sah man die Ruinen eines stattlichen Hofes. Vorsichtig näherte sich Hans der offenen Tür. Drinnen war alles still, und er konnte zuerst in dem düstern Raum nichts erkennen. Plötzlich leuchtete ein Feuerschein auf, denn ein alter, in dürftige Kleider gehüllter Mann entzündete eben etwas dürres Reisig auf dem kleinen Herde.

„Guter Alter", begann Hans, „ich bitt' Euch, gönnt mir ein Nachtlager in Eurer Hütte!"

Erschrocken wandte sich der Greis. „Es ist eine Menschenstimme", murmelte er, „eine gute, freundliche Stimme; ich hörte keine seit vielen Monden." Dann trat er auf den Jüngling zu und hieß ihn willkommen.

„Ich kann dir freilich nichts geben", sprach er, „als die Wärme meines Feuers und den Schutz meines Daches; denn das dünne Wurzelsüpplein, das ich mir eben kochen will, ist nur schlechte Nahrung für einen jungen Magen. Aber sprich, mein Sohn, warum wanderst du einsam durch dies elende Land?"

In wenig Worten erklärte Hans den Zweck seiner Reise und fügte hinzu: „In meiner Tasche ist noch Brot und Fleisch genug, und wenn Ihr Euer Obdach mit mir teilt, ist's billig, daß ich meine Mahlzeit mit Euch teile.

Laßt mich das Feuer lebendig machen und schont das Holz nicht; morgen früh, ehe ich scheide, hole ich Euch einen großen Haufen aus dem Wald."

Bald saßen beide auf der Bank vor dem Herde. Hans nötigte dem Alten, der entsetzlich abgezehrt aussah, die besten Bissen auf, und füllte seinen Becher mehrmals mit dem guten Wein, den ihm die Kaufleute zum Abschied geschenkt. Der Greis war indessen bald gesättigt, strich dem Jüngling über das Haupt und sprach:

„Wahrlich, einen solchen Gast wie du hätt' ich nimmer erwartet! Seit Jahren sind nur schlimme Gäste zu mir gekommen: Diebe, Räuber, Zerstörer und Mörder. Hast du die Trümmer unweit der Hütte gesehen? Da stand vor zwei Jahren noch mein schöner Hof. Arm und leer war's freilich schon darin; aber ein Sohn und eine Tochter, ein Eidam und freundliche Enkel waren mir mehr wert als alles verlorene Gut. Da kam zuerst die böse Seuche und riß die Kindlein hinweg, dann auch die Frauen. Wir beweinten sie bitter; aber als die Schweden kamen, dankten wir Gott, daß er die Hilflosen zu rechter Zeit ins Himmelreich genommen. Den Sohn und den Eidam haben die Grausamen gemordet; mich aber quälten sie um Geld und Gut auf schreckliche Weise, und ließen mich für tot liegen. Als ich zu mir selbst kam, waren sie weg. Der Hof stand in hellen Flammen, und ich war ein schwacher, elender Krüppel geworden, während ich mich vorher noch mit kräftigen Männern messen konnte. Gute Freunde aus dem Dorf da unten wollten mich mit sich führen in ein anderes Land; aber ich blieb, denn ich wäre ihnen nur eine Last gewesen. Da halfen sie mir die Hütte aufrichten und gingen ihres Weges. Hier bin ich geboren und aufgewachsen; hier habe ich goldene Friedenstage ge-

nossen und schreckliche Kriegszeit durchgemacht; hier will ich bleiben, bis Gott mich abruft."

„Seid Ihr denn die ganze Zeit über allein gewesen?" fragte Hans.

„Nein; im Anfang wohnten noch etliche im Dorfe, die mich manchmal besuchten und mir etwas Nahrung brachten; aber sie kamen immer seltener, und jetzt ist die Gegend eine Einöde. Seit vorigem Herbst hörte ich keine Menschenstimme als die meine, wenn ich leise mein Morgen- und Abendlied sang. Aber du bist müde, mein Sohn, und mußt Kraft sammeln zu neuer Wanderung; darum lege dich schlafen." —

Am anderen Morgen trug Hans noch eine Last Holz herbei, besserte allerlei Schäden an der Hütte, legte heimlich alle noch übrige Reisekost auf den Kasten in der Ecke und goß den Wein in das irdene Krüglein. Von den Segenswünschen des Greises begleitet, machte er sich dann auf den Weg, und sah gegen Abend eine kleine Stadt vor sich liegen. In ihrer Umgebung bemühten sich einige Männer, das Feld zu bestellen, aber die Armen mußten sich selbst vor den Pflug spannen, denn alles Vieh war geraubt oder aus Not geschlachtet. In den Gassen war es still und menschenleer; nur vor dem Bäckerladen standen etliche zerlumpte Kinder, schauten sehnsüchtig nach den schwarzen Broten im Fenster und drängten sich um die offene Tür, als Hans eintrat, um seine Tasche wieder zu füllen. Er kaufte ein großes Brot und teilte es mitleidig unter die hungrige Schar. Einige bissen gierig hinein und rannten davon, andere küßten seine Hände, hingen sich an sein Gewand und folgten ihm bis zu der elenden Herberge, wo er über Nacht blieb. In aller Frühe setzte er seinen Weg fort und wanderte noch drei

Tage, ohne daß ihm etwas widerfuhr. Nicht überall fand er so großes Elend, als bisher, mußte aber mehrmals weite Umwege machen, um verdächtigem Volk auszuweichen, oder im Gebüsch versteckt liegen, bis die Straße wieder frei war. Noch oft aber gönnte er sich die Freude, hungernde Kinder zu speisen, oder Alten und Kranken einen Zehrpfennig aufs ärmliche Lager zu legen.

So erreichte er endlich die ziemlich große Stadt, die nur eine kleine Tagereise von seinem Heimatsdorf entfernt lag. Am Tore mußte er bewaffneten Hütern genauen Bericht geben über Stand, Herkommen und Reiseziel, ehe man ihn einließ. Viele Häuser lagen in Schutt und Asche; ganze Gassen schienen ohne Bewohner zu sein, und selbst da, wo es etwas lebhafter zuging, sah man trübe, bleiche Gesichter und dürftige Kleidung. Im Gasthause gesellte sich der gesprächige Wirt zu Hans und fragte ihn noch genauer aus, als die Wächter am Tor. Als er vernahm, daß der Jüngling den weiten Weg von Nürnberg hergewandert sei, um nach der Schwester zu suchen, verwunderte er sich sehr und sprach mitleidig: „Du treuer Bursch gehst einen sauren Weg, und es ist wenig Hoffnung, daß du noch ein lebend Wesen dort in den Bergen findest. Die Sachsen und die Kaiserlichen sind schon zu des großen Königs Zeiten dort etlichemal aufeinander geplatzt, und vor zwei Jahren haben die Schweden noch vollends den Garaus gemacht. Komm nur wieder her, wenn du Obdach suchst; ein guter Schustergesell' findet wohl Arbeit bei uns." Hans schlief nur wenig in dieser Nacht, obgleich er herzlich müde war. Ach, sollte es wirklich so ganz traurig um die liebe Heimat stehen?"

Kaum graute der Tag, so brach er auf und schritt ein paar Stunden auf der Landstraße hin, wo er dann

und wann noch einem Wanderer oder einem Fuhrmann begegnete; dann wandte er sich dem Gebirge zu, und die Gegend ward ganz einsam. Mühsam bahnte er sich den Weg durch dichten Wald, bestieg Höhen und durchstreifte Täler, ohne eine menschliche Wohnung anzutreffen. Wohl aber sah er hie und da Ueberreste elender Hütten, die man als Zufluchtsort in Angst und Not aufgerichtet. Je näher er dem ersehnten Ziele kam, um so schwerer ward ihm das Herz; und doch hätte er Flügel haben mögen, um es nur schnell zu erreichen. Endlich ward ihm die Gegend bekannt. Dort war der Felsen, den er einst beim Beerensuchen erklettert, um die roten Blumen für Gundel zu pflücken! Wie oft war er hier an des Vaters Hand gewandelt; wieviel hatte er aus den Gesprächen mit ihm gelernt!

Hinter den letzten Bäumen hielt er still und preßte die gefalteten Hände auf das stürmisch pochende Herz. „In Gottes Namen!“ sprach er leise, und trat auf einen Vorsprung des Berges, der freien Ausblick gewährte. Vor ihm lag das wohlbekannte Tal, aber vom Dorfe war nichts zu sehen. Dort unten floß der Bach, dessen Windungen er genau kannte; da drüben war der Wald, an dessen Rande er an jenem Schreckenstage dem Kriegsvolk in die Hände gefallen war; und dort auf jener sanften Anhöhe hatte das liebe Vaterhaus und das Kirchlein gestanden. Ach, war denn gar nichts übriggeblieben? Angestrengt spähte er hinüber und erkannte noch eine halbversunkene Mauer der Kirche, und am Ufer des Baches etliche Trümmer der Mühle. Von Schmerz und Jammer übermannt, lehnte er sich an einen Baum und barg das Gesicht in die Hände. Doch raffte er sich bald auf und stieg langsam ins Tal hinab; es war ihm still und feierlich zumute,

als träte er in eine Totenkammer. Schwarze, ausgebrannte Flecke und wenige geschwärzte Balken bezeichneten die Stätten der einzelnen Höfe. Junge Waldbäume waren dazwischen aufgeschossen; einige Rehe weideten das junge Gras ab, und schauten neugierig zu dem Wanderer herüber. Nun stieg er zur lieben Heimstätte empor. Bald suchten seine Augen den Ort, wo der Altar gestanden, da der Vater sein Leben ausgehaucht hatte. Leisen, zaghaften Schrittes ging er dahin, kniete nieder und betete lange.

Das tröstete und stärkte ihn. Er schaute zum blauen Frühlingshimmel empor und sprach: „Wenn auch die irdische Heimat dahin ist; Gott sei gelobt! die himmlische bleibt ewig.“ Dennoch flossen ihm heiße Tränen über die Wangen, während er sinnend auf und ab wandelte und die Orte aufsuchte, an die sich freundliche Erinnerungen aus der Kindheit knüpften. Deutlich war der Platz zu erkennen, wo einst der Garten gewesen; zwischen Dornen und allerlei Schutt und Gestrüpp hatten sich die weißen Narzissen erhalten, die der Vater so geliebt, und mehrere öffneten schon ihre glänzenden Sterne. Hans pflückte sie und sprach bei sich selbst: „Ihr sollt mir ein Bild der Auferstehung sein! So weiß gekleidet und geschmückt werde ich einst meine Lieben wiederfinden! Dann wird kein Leid, kein Geschrei, kein Schmerz mehr sein; denn das Erste ist dann vergangen!“ Nun wandte er sich nach Christophs Hof, der hinter hohen Bäumen abseits vom Dorfe gelegen hatte. Dort fand er ein wildes Durcheinander von Steingeröll und halbverbranntem Holz, denn dieser Hof war der einzige gewesen, der sich steinerner Gebäude rühmen konnte. Schon fing es an zu dämmern, als er eine niedrige Mauer entdeckte, und dicht davor einen

kleinen steinernen Herd. Hier war also die Hütte gewesen, wo die Schwester in Armut und Elend gewohnt; aber sie mußte schon lange fort sein! Fort oder tot; wer konnte es wissen? Man sah deutlich, daß die Hütte nicht verbrannt war, sondern im Laufe der Zeit verfallen und von Sturm und Unwetter zerrissen. Hans fand noch Scherben eines Topfes und etlichen Hausrat, halb verfault und verrostet. Bis jetzt hatte er sich tapfer gehalten; aber nun ward ihm bange und weh zumute in der totenstillen Einsamkeit. Jahrelang hatte er sich so bitter gesehnt, diese Stätte aufzusuchen, und nun war alles verlassen, alles dahin! Scheu sah er sich um! Es war schon viel zu dunkel, um weiter zu wandern; er mußte die Nacht über hier bleiben, ganz allein in der menschenleeren Wüste! Horch! war das nicht ein Schrei? Er fuhr zusammen; wieder und wieder hörte er klagende Töne. Ach, es waren nur Eulen und Käuzlein, die zwischen den Steinen ihren Nachtgesang hielten! Jetzt raschelte und knackte es im Gebüsch und sauste vorüber, wie eine wilde Jagd; es mochten Eber sein, die durch den Wald strichen, denn ungestört hausten jetzt Tiere, wo ehemals Menschen friedlich gewohnt.

Dem Jüngling schauderte! Doch überwand er bald seine Furcht, setzte sich auf einen Stein und versank in tiefes Sinnen. Ach, wie eitel und vergänglich war doch alles Irdische, und wie töricht waren alle, die ihr Vertrauen darauf setzten! Welch schreckliche Macht hatte Gott jetzt dem Tode über die Menschen gegeben, welch furchtbare Ernte hielt er auf Erden! Ja, es gab nur einen Retter in dieser Not; zum ihm wendete sich Hans und sang mit leiser, bebender Stimme:

„Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen;
Wen suchen wir, der Hilfe tu', daß wir Gnad' erlangen?
Das bist du, HErr, alleine!
Uns reuet unsre Missetat, die dich, HErr, erzürnet hat.
Heiliger HErre Gott, heiliger starker Gott,
Heiliger barmherziger Heiland, du ewiger Gott,
Laß uns nicht versinken in des bittern Todes Not!
Kyrie eleison!"

Dann wickelte er sich fest in seinen Mantel, und legte sich auf den harten Boden in dem Winkel zwischen Mauer und Herd zur Ruhe. „Hier hat vielleicht die Schwester in manch kalter, schauriger Winternacht geruht, und in stillem Sinn auf Gott vertraut, mitten unter dem wilden, gefährlichen Volk", dachte er. „So will ich ihm auch vertrauen in der bittern Einsamkeit."

Sobald es im Osten ein wenig helle ward, fuhr er aus unruhigem Schlummer empor, aß einen Bissen aus seiner Tasche, und trank von dem Wasser des Baches; dann machte er sich trüb und traurig auf den wohlbekannten Weg nach dem Städtchen. Dort wohnten ja viele Leute, die den Vater gekannt und geliebt. Er selbst war mehrmals dort gewesen bei dem guten Doktor Fabius, dessen zahlreiche Bücher und Bilder ihm große Ehrfurcht eingeflößt hatten. Noch immer gab er die Hoffnung nicht auf, die Schwester dort zu finden oder wenigstens sichere Kunde von ihr zu erhalten. Der kunstlose Fahrweg, der einst durch den Wald geführt, war nicht mehr zu erkennen, und mehrmals verlor Hans die Richtung zwischen den dichtstehenden Bäumen, so daß es schon hoch am Tage war, als er endlich auf die einsame, verwüstete Landstraße gelangte. Er warf einen Blick zurück nach dem Hügel, wo das Schlößchen der Pate gestanden, und wunderte sich nun nicht mehr, daß es ganz

verschwunden war. Ach, es war ja alles dahin, was ihm lieb gewesen! Etliche zerlumpte Bettler hingen sich an ihn und waren kaum zu befriedigen durch reichliche Spende. Höchst widerwillig mußte der friedliebende Jüngling das kurze Schwert ziehen, das ihm an der Seite hing, um sie in die Flucht zu jagen. Kaum erkannte er die Umgebung des Städtchens wieder, die ihm in der Kindheit gar lieblich und prächtig erschienen war. Die schönen Weinberge, die reichen Obstgärten waren verwüstet, die freundlichen Lusthäuser verfallen, und niemand hatte einen Versuch gemacht, sie wieder anzubauen.

Wer hätte es auch tun sollen? Ach, nur etliche ärmliche Gassen standen noch von dem hübschen, sauberen Städtchen, alles andere lag verbrannt und zerstört danieder! Zuerst glaubte Hans, die elenden Häuser seien ganz menschenleer; es war alles gar so still! Aber endlich kam er zu einem kleinen Kramladen, in dem ein paar bleiche Frauen um etwas grobes Mehl handelten. Verwundert blickten sie ihn an, als er eintrat und freundlich fragte:

„Könnt ihr mir wohl sagen, liebe Leute, ob der Doktor Fabius noch hier wohnt?“

„Ja, wenn wir den noch hätten!“ sprach der Krämer; „das war ein guter Mann. Aber er ist gleich nach der Schwedenzeit fortgezogen in ein fernes Land, wo er noch Freunde hatte. Frau und Kinder sind ihm gestorben, und sein schönes Haus ist verbrannt.“

„O wie traurig!“ rief Hans. „Die vielen kostbaren Bücher, die große Erdkugel und all die schönen Bilder!“

„Was bist du für ein seltsamer Bursche“, sagte ein Mann, der hinzugetreten war, „daß du um Bücher und Bilder klagst! Wir mußten ja froh sein, wenn wir das

nackte Leben behielten. Wie heißt du denn, und wo kommst du her?"

„Ich bin aus dem Walddörfchen da drüben, war aber seit sieben Jahren nicht hier. Besinnt Ihr Euch nicht auf den Pfarrer Trautmann, der oft in Eure Stadt kam? Ich bin sein Sohn."

„Vor sieben Jahren?" sprach der Krämer. „Ja, da fing das Elend an, und seitdem ist's immer größer geworden, bis die Pest kam und die Schweden. Da ist's so gräßlich zugegangen, mein guter Bursch, daß wir alles, was sich ehemals zugetragen, darüber vergessen haben. Mühsam fristen wir unser Leben von einem Tag zum andern! Frage nicht nach der Vergangenheit; wir wissen nichts mehr davon."

„Es ist aber doch noch eine da", begann des Krämers Frau, „die immer von alten Zeiten erzählt; und mich dünkt, sie hat seltsame Dinge berichtet, die der gute Doktor draußen im Walddörfchen gesehen, als er zur Pestzeit einmal dort war."

„Du meinst Barbara, des Doktors alte Magd", sprach eine andere. Ihr hat das Entsetzen schier den Verstand geraubt, als die Schweden hier wüteten. Was gestern geschehen ist, weiß sie nimmer; aber die Schreckenszeit steht ihr noch klar vor Augen."

„O, dann führt mich zu ihr; ich bitt' Euch!" rief Hans. „Mein Schwesterlein hat bis vor wenig Jahren im Dorfe gewohnt, vielleicht kann sie mir Kunde von ihm geben."

Die Frauen sahen einander bedeutsam an und winkten Hans, ihnen zu folgen. Unterwegs erzählten sie ihm, der Doktor habe die treue Magd mit sich nehmen wollen, aber sie mochte sich nicht von der Heimat trennen, erwartete

auch immer, daß Georg, des Doktors ältester Sohn, den sie als kleines Kind gepflegt und zärtlich geliebt, wiederkommen würde, um sie zu holen. Der arme Knabe war längst tot, aber sie glaubte es nicht.

Bald stand Hans vor einem dürftigen Lager in düsterem Kämmerchen, und erkannte in dem dürren, zusammengeschrumpften Weiblein kaum noch die saubere Magd des Doktors, die ihn manchmal mit Speise und Trank erquickt. Sie aber richtete sich hastig auf, streckte dem Jüngling die Hände entgegen und rief:

„Mein Georg, mein lieber Bub! Das ist brav, daß du zu deiner Bärbel kommst; sie wartet schon lange auf dich."

„Es ist nicht Georg, Barbara", sagte eine der Frauen; „es ist ein fremder Bursch; Georg ist im Himmel."

„Im Himmel! Ei ja, da möcht' ich gern hin. Sie sind alle dort, die liebe Frau und die Kinder. Nur die arme alte Bärbel hat Gott ganz vergessen, die holt er nicht." Damit schlug sie die Hände vors Gesicht und begann zu weinen.

Hans setzte sich auf den Schemel am Bett und sprach freundlich: „Gott verläßt niemand; auch dich nicht, du armes Weib. Sei gewiß, er holt dich bald. Sag', weißt du noch von der Zeit, da die Pest hier wütete?"

„Noch alles weiß ich."

„Gelt, der Doktor hätt' den Leuten gern geholfen?"

„Er half auch vielen; aber bald war's vorbei. Früh krank, abends tot; nichts mehr wollt' helfen."

„Ging er denn auch aufs Land hinaus zu den Kranken?"

„Wie sollt' er nicht? Ich hab' ihn manches Mal ge-

beten zu bleiben! Er ließ sich aber nicht halten, bis er zuletzt den grausigen Fund tat."

„Was hat er gefunden? O sage mir's!"

„Im Walddörflein zwischen den Bergen, wo sie den Trautmann erschossen — — Aber nein, ich sag' dir's nicht, mein kleiner Georg, 's ist allzu schrecklich!"

„Wenn ich dich nun bitte", sprach Hans, auf ihren Wahn eingehend, „du wirst doch deinem Georg nichts abschlagen?"

„So höre denn. Ein Edelmann holt' ihn einmal im Wagen, daß er nach den Kranken auf seinem Gut sähe. Auf dem Rückweg fiel's ihm ein, ins Walddörflein zu schauen, wo nur noch wenig Hütten standen. Was meinst du, das er drin fand? Nichts als Leichen mit verzerrten Gesichtern. Es war wildes Volk und in Sünden dahingefahren! Hu, mich graut, wenn ich dran denke! Er und die beiden Knechte, die mit ihm waren, machten eine Grube und legten alle hinein. Dann suchte er ringsum, ob noch ein lebendig Wesen da sei, und kam zuletzt an eine Hütte, die war von Stein, und hohe Bäume beschatteten sie. Was zitterst du, mein Georg?"

„Es ist nichts, erzähle nur weiter."

„Da fand er", fuhr die Alte feierlich fort, indem sie die Hände faltete, „ein junges Weib hingestreckt, schlank und blondhaarig, kalt und tot und schon unkenntlich. Aber sie ruhte sanft, denn ihr Haupt lag auf einem offenen Bibelbuch, und mein guter Herr las die Worte: ‚Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen; und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.' Dann nahmen sie die Selige und legten sie in ein besonderes Grab, und sprachen ein Vaterunser dabei. Ach, wie

du weinst, mein armer Bub; hätt' ich dir's doch nicht erzählt!" klagte die Alte, indem sie dem Hans die Wangen streichelte.

Der aber weinte und schluchzte so bitterlich, daß es die Frauen jammerte. „Es war gewiß mein Schwesterlein", rief er, „mein gutes, treues Gretel; ach, wär' ich doch eher gekommen!"

Die Frauen trösteten ihn, so gut sie konnten, und führten ihn hinaus, denn die Alte war erschöpft zurückgesunken und eingeschlummert. Draußen hatten sich etliche Männer versammelt, um den Fremdling zu sehen; mit ihnen verbrachte er den Tag, und sie bestätigten alles, was die arme Magd erzählt. Auch ermahnten sie den Hans, nicht allzusehr zu trauern, denn sie meinten, Gott habe die, die er am meisten liebte, vor der Schwedenzeit weggenommen, damit sie die Greuel nicht zu erleben brauchten.

Ehe er am anderen Morgen schied, wollte er Barbara noch einmal besuchen und einen kleinen Zehrpfennig für sie zurücklassen. Aber die Hauswirtin wehrte ihm den Eintritt und sprach: „Sie bedarf deiner Hilfe nicht mehr; Gott ist über Nacht gekommen und hat sie heimgeholt zu ihrem Georg. Eben sind die Frauen beschäftigt, sie zur letzten Ruhe in reines Leinen zu hüllen."

---

11. Ein alter Kamerad.

Ach, mit wie schwerem Herzen kehrte Hans den heimatlichen Bergen den Rücken, um die große Stadt wieder aufzusuchen! Dort gedachte er einige Zeit in

seinem Handwerk zu arbeiten, da seine Barschaft sehr zusammengeschmolzen war, und er den güldenen Notpfennig, den ihm Frau Brigitte ins Untergewand genäht, nicht anreißen wollte, sondern den lieben Alten zurückbringen, im Fall er zu ihnen heimkehrte. Aber bei aller Traurigkeit ward seine Seele doch nach und nach stiller, als sie seit langer Zeit gewesen. Er wußte nun, daß die Heimat verloren war, und zweifelte nicht, daß die treue Schwester in Gottes Hand ruhte. Gundel und Martin wiederzufinden durfte er ja auch nimmer hoffen; so hatte er nichts zu tun, als einsam seinen Weg zu wandern zur Gottesstadt, wo kein Leid und Kriegsgeschrei mehr ist. Das lange Umherziehen und das bittere Herzeleid hatten ihn müde gemacht; er ging langsam und ruhte oft. So saß er am Nachmittag unter einem Baum am Wege, zog sein Neues Testament aus der Reisetasche und suchte in den lieblichen Reden des HErrn, die der Evangelist Johannes aufgeschrieben, Trost für seine müde Seele. Er war so vertieft und andächtig, daß er nicht merkte, wie zwei wild aussehende Männer aus dem Gehölz traten und auf ihn zuschritten. Sie waren gut bewaffnet, aber ihre Kleidung zeigte viel Löcher und seltsames Flickwerk; Haar und Bart hing ihnen ungepflegt ums gebräunte Gesicht. Ein lautes „Hallo!“ weckte den Lesenden aus seinen Gedanken auf. Mit Schrecken sah er sich den beiden schon dicht gegenüber, befahl sich Gott und zog seine Waffe.

„Laß das elende Ding nur stecken, du Milchgesicht“, schrie der vorderste. „Gib deine paar Groschen willig her, so tun wir dir nichts.“

Hans zog seinen dünnen Beutel und warf ihn in die rauhe ausgestreckte Hand.

„Bist ein Pfaff oder ein Pfaffenschüler?“ fragten beide, dicht herantretend.

„Nein.“

„So bist ein Schulmeister?“

„Auch nicht; ich bin ein Schuster.“

„Mach' keine Flausen, Bursch! Ein Schuster sitzt nicht am Weg und studiert. Kannst lesen, beten, Psalm singen und fromm reden; gelt?“

„Nun, so Gott will, ja!“ erwiderte Hans fest.

„So komm, wir haben Arbeit für dich.“ Jeder packte einen Arm des willig Folgenden; so führten sie ihn durch den Wald, weitab von seinem Ziel.

„Ich muß zur Nacht in die Stadt“, wandte er ein, „laßt mich in Frieden ziehen.“

„Da wird nichts draus; dort hinauf geht der Weg!“ war die Antwort. Sie zeigten auf ein halbverfallenes Gebäude; es mochte wohl ein kleiner Edelhof gewesen sein. Ein Turm stand noch, auf diesen gingen sie zu. Am Eingang hielten sie still, und der Aeltere sprach: „Da drinnen liegt ein Kamerad, der kann nicht leben und nicht sterben, jammert und schreit in Seelennot, möcht' beten und kann doch nicht. Wir haben's auch lang verlernt; geh' du hinein und sprich mit ihm.“

Mit gelindem Stoß beförderten sie ihn über die hohe geborstene Schwelle, und alsbald hörte er in dem schwach erleuchteten Raum Seufzen und Stöhnen. Auf dünner Streu warf sich ein großer, starker Mann unruhig umher; der verbundene Kopf ruhte auf einem gefüllten Sack.

„Habt ihr einen Pfarrer?“ fragte er ängstlich.

„'s ist keiner zu finden in der Nähe“, brummte der Landstreicher, der dem Jüngling gefolgt war, „und in die

Stadt dürfen wir nicht, sonst geht's uns an den Hals. Am Weg saß ein Bursch, der sieht so fromm aus, als sei er vom Himmel gefallen; er kann beten und hat auch ein Buch. Da ist er; ich denk', er wird's wohl tun." Darauf kramte er in den Winkeln des Raumes umher, und ging, einen vollgestopften Sack auf dem Rücken, hinaus zu seinem Kameraden.

Der hatte sich indes ins junge Gras gestreckt und pfiff leichtherzig in die Luft hinaus.

„Was bringst denn da geschleppt?" fuhr er den anderen an.

„Halt's Maul und hör', was ich sag'", flüsterte dieser. „Ich hab' das Beste zusammengerafft von unserem Raub, und ich denk', wir machen uns auf und davon."

„Geh' allein, du Lump", war die Antwort, „ich verlaß meinen Hauptmann nicht."

„Du bist ein Narr", schalt der andere. „Merkst du denn nicht, daß er fromm werden will? Wenn er dann wieder gesund wird, führt er uns fein sachte zum Regiment zurück, dort klopft uns der Profoß den Buckel aus und steckt uns unter die schlechtesten Pikeniere. Gelt, das wird ein lustig Leben?"

„Recht hast du; aber wenn er stirbt?"

„Kannst du ihn wieder lebendig machen? Und ich sag', er stirbt nicht! 's ist ein Kerl von Stahl und Eisen. Hast du dem jungen Burschen in die Augen gesehen? Der verläßt keinen, der im Elend liegt, das sieht man ihm an. Ich halt' sonst nichts auf die Frommen, aber treu sind sie, das hab' ich erfahren. Der Bursch wird unseren alten Eisenfresser besser pflegen wie wir; drum laß uns das Weite suchen, wir sind viel zu nah' bei der Stadt für unsere Sicherheit."

Einen Augenblick besann sich der andere, dann sprang er auf: „Recht hast du, aber gefallen tut mir's nur halb. Mach' hurtig, eh' mich's reut."

Er warf noch einen Blick nach dem Turm, schüttelte sich und eilte dem Sackträger nach, der schon den Hügel hinablief.

Indessen hatte sich Hans auf den Boden neben das Lager gesetzt und des Mannes fieberglühende Hand ergriffen.

„Sagt mir Eure Not", bat er, „soviel ich kann, will ich Euch gern Trost zusprechen."

„Mit mir ist's aus!" stöhnte der Kranke. „O des Jammers, so hinsterben zu müssen wie ein Hund! O, wär' mir doch ein tapferer Reiterstod beschieden gewesen!"

„Grämt Euch darum nicht! Es kommt nichts darauf an, wenn die Seele nur zu Gott geht."

„Das ist eben das Elend. Gott wird zu mir sagen: ‚Jakob, du warst ein braver Soldat, aber du bist ein Räuber geworden, pack dich fort aus meinem Angesicht.'"

„Lieber Mann, wenn Ihr Eure Sünde erkennt, ist's noch nicht zu spät. Bittet nur Gott um Gnade um Christi willen! Gedenkt doch des Schächers am Kreuz; wißt Ihr's nicht mehr?"

„'s ist alles weg! O mein Kopf, mein Kopf! Wasser, Wasser; die Hitze kommt wieder."

Hans sah sich um, fand einen leeren Topf und eilte zum Bach, der in der Nähe floß. Als er wiederkehrte, lag der Kranke in Fieberphantasien und sprach tolles Zeug durcheinander. Endlich wurde er ruhiger; Hans reichte ihm fleißig zu trinken, sprach ihm sanft zu und strich ihm das wirre graue Haar aus dem Gesicht. Sollte er dies Gesicht nicht schon gesehen haben? Jünger freilich, und nicht

so wild und verwüstet. Er legte einen frischen nassen Lappen auf die Stirn und blickte lange forschend in die rauhen, aber gutmütigen Züge. Da lächelte der Kranke halb im Traum und murmelte: „Schreiberhänsel, noch mehr Wasser.“ Dann schlief er ein. Hans aber hätte beinahe einen Freudenruf ausgestoßen, denn jetzt wußte er, wer da lag: des Rittmeisters Reitknecht. Er dachte kaum daran, daß er ihn in Gesellschaft von Wegelagerern gefunden; es war doch einer, der ihn lieb gehabt, und den er herzlich lieb hatte. Als der Kranke nach kurzem Schlummer etwas ruhiger erwachte, gab es ein freudiges Erkennen.

„Gott sei Dank, Hänsel, daß du es bist; hab' in den letzten Tagen oft deiner gedacht. Gelt, du lehrst mich alten Sünder noch den Weg zum Himmel?“

„So gut ich kann, lieber armer Jakob!“ versicherte Hans.

„Aber wo stecken denn meine beiden Kumpane? Geh' hinaus und sag' ihnen, sie sollen dir einen Trunk Wein geben und Wurst und Brot; 's ist genug da.“

Hans ging, kam aber bald wieder und sagte: „Sie sind weg, es ist alles still ringsum.“

„So haben mich die Schwerenöter verlassen! Na, 's ist gut, daß ich los bin von ihnen. Such' dort im Winkel, da ist unsere Vorratskammer.“

„Es ist leer dort“, berichtete Hans.

„Sie haben's mitgeschleppt, die Halunken! Armer Bursch, so mußt du mit mir hungern; aber gelt, du verläßt mich nicht, nur heute nacht nicht?“

„Nimmermehr verlaß ich Euch! Zu hungern brauch' ich nicht, ich hab' noch Brot für zwei Tage in der Wandertasche.“

Zu diesem Vorrat fand sich bei näherem Suchen noch ein Säckchen Mehl und ein Stück geräuchertes Fleisch, das die Ausreißer zurückgelassen hatten.

Nun kamen stille, schwere und doch glückliche Tage für Hans. Der Alte war sehr krank; außer der Kopfwunde hatte ihm eine Kugel den linken Arm schwer verletzt, und heftiges Fieber schüttelte seine Glieder. Hans pflegte ihn, so gut er konnte, und erfuhr nach und nach, wie es ihm ergangen. Bald nach dem Abzug des Heeres von Nürnberg war er in einem Gefecht von den Kaiserlichen gefangen und ins Heer gesteckt worden. Erst hatte er widerwillig darin gedient. Als er aber vernahm, daß es nach des Schwedenkönigs Tode bei seinen Glaubensgenossen auch nicht viel besser zugehe als in des Kaisers Heer, gab er sich zufrieden. Die Grausamkeiten, die das verzweifelnde Landvolk an den Soldaten beging, so oft sie wehrlos in seine Hände fielen, erbitterten nach und nach auch den gutmütigen Mann, so daß er zuletzt, wie seine Kameraden, jeden Bauer und Bürger für seinen Feind ansah. Da geschah es, daß er eines Tages leicht verwundet und müde beim Wachtfeuer einschlief; als er erwachte, war er allein. Der Heerhaufe war weiter gezogen, und er konnte ihn nicht wiederfinden. Mühsam schleppte er sich fort und entging kaum dem Hungertode und den grausamen Händen rachsüchtiger Bauern, bis er zuletzt in dichtem Wald auf eine kleine Schar Soldaten stieß, die ihr Regiment verlassen hatten und auf eigene Faust Beute suchten. Etliche davon kannte er wohl; sie behandelten ihn gut, speisten den Ausgehungerten reichlich und heilten seine Wunden. Da er der älteste war und bewährt als tapfer und umsichtig, wählten sie ihn bald zu ihrem Hauptmann. Ein paar Jahre schon war er mit ihnen umhergezogen, und wenn

er auch nicht mit eigener Hand Wehrlose mordete und Unschuldige marterte, so konnte er doch sein wildes Volk nicht davon abhalten. Schon oft hatte er versucht, sich von ihnen zu trennen, ließ sich aber immer wieder überreden zu bleiben. So ging es vielen in dieser traurigen Zeit. Als brave Soldaten waren sie in den Kampf gezogen, und nach und nach zu Räubern geworden, um sich nur den Hunger vom Leibe zu halten. Vor etwa acht Tagen hatte des Reitknechts Bande einen Edelhof jenseits der Stadt berauben wollen, aber ihr Plan war entdeckt worden, und zahlreiche bewaffnete Knechte leisteten so tapferen Widerstand, daß die Landstreicher fliehen mußten. Alle entkamen, nur Jakob erhielt eine Kugel in den Arm und einen scharfen Hieb über den Kopf. Sein ungetreues Volk zerstreute sich nach allen Seiten; nur zwei kehrten zurück, hoben den Halbtoten auf und schleppten ihn in diesen Turm, den sie sich als Schlupfwinkel eingerichtet hatten. Als er nun furchtbare Schmerzen litt und sein Ende nahe glaubte, erwachte sein Gewissen, das nie ganz geschwiegen. Das wilde Leben der letzten Jahre, und die Greueltaten, deren er sich teilhaftig gemacht, standen wie ein Schreckbild vor seiner Seele. Er gedachte der langen Zeit, da er dem frommen Rittmeister gedient; er gedachte auch des sanften Knaben, den er unter seiner Obhut gehabt und herzlich geliebt hatte. Ach, die waren beide im seligen Himmel, und er mußte elend zur Hölle fahren, denn er war nach und nach ganz von Gottes Wegen gewichen! Von Tag zu Tag wuchs seine Angst; er wollte beten und konnte nicht, er wollte sich besinnen auf manch trostreiches Sprüchlein, das er gehört, als noch Gottesfurcht im Heere herrschte, aber es war alles wie weggewischt aus dem Gedächtnis des armen unwissenden

Mannes! Da bat er endlich die beiden Kameraden, die keine sehr geduldigen Pfleger waren, ihm doch aus irgendeinem Dorfe einen Pfarrer zu holen, daß er ihm beichte, und Hilfe finde in seiner Seelenangst. Unwillig waren sie weggegangen. Nur zu zweien, wagten sie sich nicht gern unter die Leute, dazu war's weit bis zum nächsten bewohnten Dorf. So war's ihnen recht, als Hans in ihre Hände fiel, den sie wirklich wegen seiner guten dunkeln Kleidung und seines ernsten Wesens für einen geistlichen Studenten oder Schulmeister hielten.

Mit großer Geduld und Sanftmut bemühte sich der Jüngling um den Geängsteten. Er ließ sich alles erzählen, was dies arme Gewissen bedrückte, obgleich ihn dabei oft kalter Schauder überlief, und verschwieg ihm nicht, daß es schwere, himmelschreiende Sünden seien, deren er sich teilhaftig gemacht. Dann aber pries er ihm die unerschöpfliche Gnade Gottes und das alle Sünden tilgende Verdienst des Heilandes so lieblich an, und erzählte ihm immer wieder, daß er nie einen Sünder von sich gestoßen, der in Buße und Glauben zu ihm kam. Und Gott segnete die Worte des frommen Jünglings, daß der Kranke endlich den Trost fassen konnte und ruhig ward. „Du bist mir ein Engel von Gott gesandt, Hänsel", sprach er; „ich will nun gern sterben! Gott wird mich armen Schächer auch mit sich ins Paradies nehmen." Aber Jakob starb nicht! Als ihn Hans acht Tage lang gepflegt, und der kleine Vorrat von Speise rein aufgezehrt war, hatte seine starke Natur die Krankheit überwunden. Das Fieber war gewichen, und die Wunden begannen zu heilen.

Aber der kräftige Mann war schwach wie ein Kind geworden, und auch Hans hatte nur schmale Bissen gehabt. Da löste er eins der eingenähten Goldstücke aus dem Ge-

wand, lief nach der Stadt, erlangte Einlaß und erzählte dem freundlichen Wirt, daß er draußen im Walde einen alten Freund verwundet aufgefunden. Der gab ihm bereitwillig Zehrung mit auf eine weitere Woche, und als diese um war, brachte der Jüngling seinen früheren Lehrmeister wie ein Kindlein geführt, und es nahm lange, lange Zeit, ehe sie die Stadt erreichten. Dort gab der Wirt dem Genesenden eine Kammer und ein Bett. Hans aber fand Arbeit in einer Schusterwerkstatt und pflegte ihn von seinem ehrlichen Verdienst. Den Sack mit allerlei geraubtem Gut, der im Turme als Kopfkissen gedient, hatten sie draußen gelassen, und den vollen Geldbeutel, den Jakob in der Tasche trug, leerten sie in die Armenbüchse am Tor.

Nach etlichen Wochen war der Kriegsmann wieder gesund; aber der Arm blieb steif und der Kopf matt, so daß es mit dem Soldatenhandwerk ganz vorbei war. Er half hie und da ein wenig im Wirtshaus, fühlte sich aber in der Stadt beengt und unbehaglich. Auch dem Hans gefiel's nicht sonderlich; seine Mitarbeiter waren rohe Gesellen, und der Meister war eben auch kein Berthold. Als er nun sah, daß sein alter Freund gesund war und sich selbst forthelfen konnte, faßte er den Entschluß, sobald als möglich nach Nürnberg zurückzukehren und die liebe Stadt fortan für seine Heimat anzusehen. Doch ward es ihm schwer, diesen Plan dem Reitknecht mitzuteilen, der ihn zärtlich liebte, und jeden Abend am Tor der Herberge sehnlich auf ihn wartete. Eines Tages aber ging es in der Werkstatt so wüst zu, und man verhöhnte den frommen Jüngling auf so häßliche Weise, daß er das Werkzeug hinwarf und die Arbeit aufkündigte. Aufgeregt kam er im Wirtshaus an, und sagte dem Jakob rund heraus, er werde morgen fortziehen gen

Nürnberg und nicht wiederkommen. Da gab's einen großen Jammer, aber Hans blieb fest und legte sich zeitig schlafen. Siehe, da erschien der Traum wieder, den er voriges Jahr in Nürnberg gehabt, diesmal aber erkannte er deutlich Gundels Züge. Ganz still, von rötlichem Sonnenlicht umflossen, stand sie da und sah ihn so traurig und bittend an. Am Morgen suchte er sich's aus dem Sinne zu schlagen und wollte sich zur Abreise rüsten, aber er konnte nicht; es war, als halte ihn jemand zurück. Bald erwachte auch Jakob und fing wieder an zu klagen.

„Wenn du wanderst, Hänsel, so wandere ich auch. Ins schöne Thüringerland geh' ich, ins Herzogtum Gotha. Dort bin ich ein Hirtenbüblein gewesen und hab' dann als Knecht gedient bei des Rittmeisters Bruder; der ist ein wackerer Edelmann. Vor einem Jahre ward mir die Kunde, daß sein Hof noch steht und er noch bei Leben und ziemlichem Wohlstand ist. Der weist den alten Jakob nicht von der Tür! Hier kann ich nicht bleiben; die Stadt ist wie ein Gefängnis."

„Das ist recht, Jakob", sprach Hans schnell entschlossen, „daß du in deine Heimat willst. Gott laß dir's besser gelingen wie mir. Aber allein kannst du nicht ziehen, du bist noch schwach. So will ich mit dir gehen! Es ist mir, als sollt' ich noch nicht zurück, als warte noch jemand auf mich irgendwo draußen in der Welt."

Die Freude und Dankbarkeit des alten Mannes machte den Jüngling vollends gewiß, daß er den rechten Weg eingeschlagen, und in wenigen Stunden traten sie ihre Reise an.

„Sieh, Hänsel, es ist eine Gottesgabe, daß du mit mir gehst", sagte der Alte. „Nicht um meiner schwachen Glieder willen; ich hätt' mir schon fortgeholfen, bin ja

rauhes Leben gewöhnt. Aber wie ich einst dein Lehrmeister war in der Reiterskunst, so bist du jetzt meiner in viel besseren Sachen."

So war es auch; wenn sie so einsam wanderten, horchte der Alte wie ein Schüler auf des Jünglings Rede, der ihm erzählte von den großen Gottestaten, die im lieben Bibelbuch aufgezeichnet sind, besonders aber von dem Heiland, der die Sünder annimmt. Sie kamen langsam vorwärts und litten manche Not in dem verödeten Lande, aber nach einigen Tagen gelangten sie in bessere Gegend. Wohl hatte auch dort der Krieg gewütet, aber der Mut der Bevölkerung war nicht so ganz gebrochen, und wackere Männer, die im Lande regierten, sorgten dafür, daß man den Armen mit Geld und Saatkorn aushalf, damit die zerstörten Dörfer neu aufgerichtet wurden.

Ohne besonderen Unfall, aber recht reisemüde gelangten sie ins Herzogtum Gotha, und bald war dem Reitknecht Weg und Steg bekannt. Auch ihn erwartete manch Bild der Zerstörung, und bittere Armut herrschte überall, aber doch jauchzte der arme Mann laut auf, als er zuletzt sein Heimatsdorf in der Ferne liegen sah. Noch kleiner war es freilich geworden, als es schon ehemals gewesen. Auf einer Anhöhe stand der Edelhof, und dorthin lenkten die müden Wanderer zuerst ihre Schritte. Es war um die Zeit der ersten Heuernte, und auf einer großen Wiese waren etliche Leute mit Mähen beschäftigt. Zwei bewaffnete Reiter umkreisten den Plan in langsamem Schritt, da man zu jener Zeit das Gesinde nicht leicht unbeschützt draußen arbeiten ließ.

„Sieh doch, sieh!" rief Hans. „Wenn ich nicht wüßte, daß unser lieber Herr droben im Himmel wär', meint' ich sicher, er reite dort so stattlich am Waldesrand."

Noch konnten Jakobs schwächere Augen nichts erkennen, aber er eilte neubelebt vorwärts und rief endlich: „Jetzt seh' ich's; es ist Herr Reinhardt, des Rittmeisters Bruder."

Mit vorgehaltener Waffe ritt der Edelmann den Fremdlingen entgegen, sah aber bald, daß von ihnen nichts zu fürchten sei.

„Lieber Herr Reinhardt", sprach Jakob demütig, „kennt Ihr mich nimmer? Ich bin ja der Jakob, der Euch lange gedient! Erst als Hirtenbub, dann als Knecht, bis ich mit Eurem Bruder in den Krieg zog."

„Woran soll ich dich erkennen?" sprach der Edelmann bedächtig. „Viel betrügerisch Volk schweift im Lande umher und schleicht sich unter allerlei Vorwand in die Häuser."

„Edler Herr", sprach Hans, „seid gewiß, dies ist Eures seligen Bruders Reitknecht. Ich kenn' ihn wohl, denn er hat mich lange in Obhut gehabt, als sich der liebe Rittmeister mein erbarmt. Ich war damals ein ganz verlassener Knabe."

„Wie heißt du?" unterbrach ihn Herr Reinhardt.

„Hans Trautmann!" erwiderte der Jüngling, freimütig dem forschenden Blick des anderen begegnend.

Indessen war ein großer Hund, der sich auf der Wiese umhertrieb, herbeigesprungen, umschnoberte den Reitknecht eine Weile, tat dann plötzlich einen Freudensprung, wedelte heftig mit dem Schwanz und leckte dem Alten die Hände.

„Der Waldmann kennt mich noch", seufzte dieser, „aber Herr Reinhardt hat mich vergessen."

Da reichte ihm der Edelmann die Hand und sprach: „Nicht also, jetzt erkenn' ich dich auch, und du bist mir willkommen. Auch du, junger Mann, bist mir nicht fremd, denn mein Bruder hat mir in einem Briefe viel Gutes von

dir berichtet. Wollte Gott, er hätte auch heimkehren können! Nun kommt ins Haus, ihr bedürft der Erquickung."

Im Edelhof sah es ärmlich aus, denn was nicht niet- und nagelfest war, hatten erst die Kaiserlichen und dann die Schweden mitgenommen; aber es gab Speise und Trank und ein sicheres Obdach, das den müden Wanderern gar wohl tat.

Ehe einige Tage vergingen, hatte Herr Reinhardt den Hans fast so lieb gewonnen wie ehemals sein Bruder, und ward nicht müde, sich von diesem erzählen zu lassen. Jakob hielt sich bescheiden zum Gesinde und freute sich der Ehre, die seinem Hänsel widerfuhr, fing auch bald an, überall bei der Arbeit anzugreifen, soviel es sein steifer Arm erlaubte.

So kam der liebe Sonntag herbei. An des Edelmanns Seite durfte Hans nach dem Kirchdorf herüberreiten, trat still und andächtig in das schmucklose Kirchlein und stellte sich hinter Herrn Reinhardts Stuhl. Als der Gesang begann, konnte er sich der Tränen nicht enthalten, es war so ganz wie ehemals im lieben Heimatsdorf. Nach dem Gottesdienst führte Herr Reinhardt seinen Gast ins Pfarrhaus, das erst vor kurzem wieder aufgebaut und gar notdürftig und ärmlich eingerichtet war. Dennoch hatte der alte Pfarrer einige seiner kostbaren Bücher gerettet, die den Hans gewaltig anzogen. Als nun die beiden Herren viel miteinander sprachen, was den Jüngling nichts anging, machte sich dieser über ein aufgeschlagenes Buch, und war bald so vertieft darein, daß er nichts anderes mehr sah und hörte. Endlich wollte Herr Reinhardt aufbrechen; der Pfarrer aber sprach: „Laßt mir doch den jungen Gesellen ein paar Tage hier. Er scheint mehr Lust zum

Studieren zu haben als zum Essen und Trinken, denn er verschlingt ja schier das Buch, hat aber sein Krüglein Bier noch unberührt stehen lassen. Solch einen Gast hab' ich seit Jahren nicht gehabt."

So blieb Hans im Pfarrhause, las nach Herzenslust, half in Haus und Garten, wo er konnte, und gewann seinen Wirt herzlich lieb. Nach einigen Tagen sprach er jedoch zu ihm:

„Lieber Herr, es darf nicht sein, daß ich hier müßig sitze und Euer sauer verdientes Brot esse. Es wird hohe Zeit für mich, die Wanderschaft fortzusetzen und mein Handwerk zu treiben."

Der Pfarrer, der sich oft mit dem Jüngling unterhalten und seine guten Gaben erkannt hatte, sprach bedächtig:

„Mein lieber Gesell, das Handwerk ist ehrlich und gut; mich dünkt aber, Ihr seid nicht dazu bestimmt. Gelt, Ihr werdet nicht stolz, wenn ich Euch sage, daß ich erstaunt bin, wie wohlbewandert Ihr seid in Gottes Wort, und auch in allerlei irdischem Wissen? Es ist eine Lust, Euch lesen und singen zu hören; auch habt Ihr eine schöne, klare Handschrift. Hättet Ihr nicht Lust, Schulmeister zu werden?"

„Ach Herr", erwiderte Hans errötend, „Ihr habt wohl meinen tiefsten Herzenswunsch entdeckt, aber ich bin viel zu jung und unwissend, um andere zu lehren."

„Mit nichten!" war des Pfarrers Antwort. „Gott hat Euch beizeiten in seine Kreuzesschule genommen, darinnen geduldige Leute viel lernen. Ich habe gestern mit Herrn Reinhardt darüber geredet, und er stimmt mir herzlich bei. Hier ist seit Jahren keine Schule mehr gehalten worden, und da ich eine ganze Anzahl Dörfer,

denen der Pfarrer fehlt, mit Gottes Wort versorgen muß, so kann ich mich der Jugend nur wenig annehmen. Als ich Eure guten Gaben spürte, war mir's, als habe Euch Gott gesandt. Bleibt doch bei uns, und nehmt Euch der armen Kleinen an, die ohne Zucht und Lehre verwildern."

Da gedachte Hans der Abschiedsworte des guten Berthold, daß er sich nicht weigern solle, in Gottes Reich zu arbeiten, und schlug freudig in die Hand des Pfarrers ein.

Am nächsten Sonntag verkündigte dieser von der Kanzel, daß ein Schulmeister gefunden sei, und forderte die Bauern auf, das übel verfallene Schulhäuschen auszubessern, damit nach Einbringung der kärglichen Ernte die Schule wieder beginnen könne. Draußen auf dem Kirchhof traten etliche Leute zu Hans, schüttelten ihm die Hände und versprachen, nach Kräften für seinen Unterhalt zu sorgen, andere aber gingen murrend davon und sagten, man habe kaum selber Brot, und nun solle man noch einen Schulmeister füttern.

Mit großem Eifer begann der Jüngling sich auf sein Amt vorzubereiten und bat Gott inbrünstig um ein liebevolles, geduldiges Herz und um die rechte Weisheit, sein Amt zu verwalten. Damit er aber sein Brot verdiene, arbeitete er auch noch rüstig auf den Feldern, die man nach angstvoller Zeit in diesem Jahre mit unsäglicher Mühe zum Teil wieder bestellt hatte. Das gefiel den Bauern wohl. „Der neue Schulmeister ist kein Stubenhocker", sagten sie; „er kann die Hände wacker rühren und wird uns nicht zur Last fallen."

Sobald sein Schicksal entschieden war, hatte Hans einen langen Brief an Meister Berthold geschrieben, ihm

alle seine Erlebnisse erzählt, und um seinen Segen gebeten zu dem schweren Amte, das man ihm anvertraut. Ein Bote des Edelmanns trug diesen Brief nach Gotha zu einem Kaufmann, der alljährlich mit der Stadt Nürnberg verkehrte, und es traf sich gut, daß dieser sich eben auf den Weg dahin machen wollte. Als nun gegen Ende August die leider recht kümmerliche Ernte eingeheimst war, hielt auch Hans schon die Antwort des guten Meisters in den Händen, und die liebevollen, ermutigenden Worte des Briefes stärkten ihm das Herz.

Es war ein klarer, sonniger Spätsommertag, als der junge Schulmeister in sein neues Heim einzog. Das Häuschen, aus Holz und Lehm gebaut, enthielt nur einen einzigen Raum, der als Schul-, Wohn- und Schlafzimmer dienen mußte. Der Edelmann hatte dem Hans ein Bett hineingestellt, einen Tisch, zwei Schemel und eine Truhe; der Pfarrer aber schenkte ihm ein Schränklein, und legte eine Bibel, etliche andere Bücher und Schreibgeräte hinein. Auf der Bank, die um den Ofen lief, stand im Winkel Topf, Schüssel und Wasserkrug; das war des Schulmeisters Hausrat. Die Bauern hatten etliche rohe Bänke gezimmert und ein Gärtlein eingezäunt, damit sich Hans Kohl und Gemüse darin ziehen könne. Für das zweite Goldstück des Meister Berthold aber, das dieser durchaus nicht zurücknehmen wollte, hatte sich Hans eine Schusterbank angeschafft mit Handwerkszeug und Leder, denn die meisten Schulmeister mußten damals um der Not willen in ihren Mußestunden noch ein Handwerk betreiben.

Als der Pfarrer, der ihm sein neues Heim übergeben hatte, gegangen war, und Hans allein blieb, war sein erstes ein Dankgebet gegen Gott, der ihn so reich gemacht. Ja, was uns jetzt als große Dürftigkeit erscheinen würde,

dünkte dem Jüngling ein ehrlicher Wohlstand zu sein. Er hatte ein gutes Obdach, Speise und Trank und reichlich Arbeit; was wollte er mehr? Bald aber ward sein strahlendes Auge trübe; er setzte sich auf die Ofenbank und stützte den Kopf in die Hand. „Ach", dachte er, „wenn ich meine Gretel mit hier hätte, wie glücklich würde sie sein! Wie nett und sauber würde sie mein kleines Heim halten; wie würde sie die Mägdlein lehren und zu allem Guten erziehen! Ach, liebe Schwester, warum mußtest du so einsam und verlassen sterben?"

Armer Hans, was trauerst du? Es war ja nicht deine Gretel, die einst in der verfallenen Hütte hingestreckt lag! Es war die arme Martha, die ihre müde Seele ausgehaucht über dem Buche, das ihr nach wildem Sündenleben noch den Weg zum Himmel gezeigt. Ja, junger Schulmeister, wenn jetzt der frische Wind, der über die Stoppeln weht, wieder Glockenklänge zu dir tragen könnte aus gar nicht so weiter Ferne, so würden es festliche, fröhliche Klänge sein: Gretels Hochzeitsglocken!

---

12. Ein seltsamer Hochzeitsgast.

Nach mühseliger und gefahrvoller Reise waren Andreas und Gretchen im Jahre 1634 glücklich in der thüringischen Waldmühle angelangt. Unterwegs hatte Andreas reichlich Gelegenheit, sein Versprechen zu erfüllen, und das Mädchen zu hüten wie seinen Augapfel. Wenn ihr die Kräfte zum Wandern ausgingen, mietete er streckenweise ein Wäglein; manchmal nahm auch ein freundlicher

Fuhrmann die beiden ein Stück weit mit auf den Fässern und Säcken, die er führte. Erkannten aber die scharfen Augen des Jünglings Kriegsvolk in der Ferne, so suchte er eilig ein sicheres Waldversteck, aus dem sie sich erst hervorwagten, wenn die Straße wieder frei war. Wenn sie im Freien übernachten mußten, was sie öfter den unsicheren Herbergen vorzogen, so schlummerte Gretchen sanft auf weicher Streu; Andreas aber wachte, damit keine Gefahr ihr nahe. Dabei riefen sie fleißig zu Gott um den Schutz der heiligen Engel, ohne den sie ja nimmer ihr Ziel erreicht haben würden. Gretchen war fast ebenso verwundert als einst der kleine Martin, daß die Welt so gar groß und weit sei, und immer neue Berge und Wälder in der Ferne zu sehen waren. Sie meinte, wenn man ein so großes Stück der Welt durchwandere, müsse man einander doch wiederfinden, und sah sich in jedem Ort, durch den sie kamen, eifrig nach den Geschwistern um, aber immer vergebens.

In der Waldmühle erregte Andreas' Wiederkehr große Freude! Es hatte sich niemand gefunden, der seine Stelle vertrat, und die Arbeit lag danieder. Auch Gretchen ward gar freundlich aufgenommen, denn die Müllerin war durch die Angst und Not des Krieges früh gealtert, und sehnte sich nach einer treuen Magd. Emsig und geschickt waltete Gretel alsbald in Haus und Hof, wenn auch anfangs die Trauer um die verlorene Heimat noch schwer auf ihrem Herzen lastete. Aber ihr Gemüt war gar einfältig und kindlich. Sie gewann die guten alten Leute bald lieb, freute sich des sauberen, geordneten Haushaltes, des blühenden Gartens, und des wohlgenährten Viehes in den Ställen. Der rauschende Bach, der dicht hinter dem Hause floß, erinnerte sie an die

Heimat, und das Klappern des Mühlrades war ihr trauliche Musik. Gar nicht weit von der Haustür trat man in den Wald, der sich an einem Berge emporzog. Die Bäume waren hier noch viel schöner und höher als daheim, und in ihrem tiefen Schatten gab's gar lauschige Plätzchen, wo süße Beeren in Menge wuchsen. Wie wohl war es Gretel in dieser friedlichen Umgebung nach all dem Schrecklichen, das sie erlebt! Bald zog auch wieder Frieden in ihr Herz ein; sie war dankbar und fröhlich, und nahm sich des Haushaltes an, als wäre er ihr eigen. Da konnte es nicht fehlen, daß die Müllersleute sie bald wie eine Tochter liebten, und den Tag segneten, der sie zu ihnen geführt.

Doch war es damals den Menschen selten vergönnt, sich lange der Ruhe zu erfreuen. Noch in demselben Jahre drang eine Schar Kroaten auch in diese bisher noch verschonte Gegend, und die erschrockenen Bewohner flüchteten in die Wälder, die zum Glück viele sichere, schwer aufzufindende Verstecke darboten. Man war durch die große Not gar wachsam geworden, und auch Andreas erstieg fast täglich den Gipfel des nahen Berges, um Rundschau zu halten. So hatte er auch jetzt die aufsteigenden Rauchsäulen gesehen und das ferne Läuten der Sturmglocken gehört, das die Leute zur Flucht mahnte. Mit großer Umsicht sorgte er dafür, daß zuerst Gretel und die Müllerin sich in eine Waldschlucht flüchteten, die man schon längst für einen solchen Fall ausgesucht. Beide waren wohlbepackt mit den besten Sachen, und trieben die schönsten Kühe vor sich her. Die Männer folgten später, nachdem sie allerlei Wertvolles, das sich nicht mitnehmen ließ, versteckt und vergraben hatten. Als sie nach angstvollen Tagen wieder in die Mühle zurückkehrten, fanden sie frei-

lich arge Verwüstung vor, und was irgend fortzuschleppen war, war geraubt. Aber Feuer hatten die Zerstörer diesmal nicht angelegt, wahrscheinlich war ihre Habgier von den vielen guten Dingen, die sie noch vorfanden, befriedigt gewesen. Im Dorfe war's freilich übler zugegangen, doch hatten die starken Steinmauern der Häuser dem Feuer getrotzt, und viel versteckes Geld und Gut war übrig geblieben, so daß der Wohlstand nicht ganz zerstört war.

Drei friedliche Jahre lebten und arbeiteten Andreas und Gretchen nach dieser Zeit bei den guten Müllersleuten. Wohl drang auch zu ihnen die Kunde von der schrecklichen Verheerung des Sachsenlandes durch die Schweden und die Pest; wohl rafften böse Seuchen auch im nahen Dorfe viele dahin, aber in das friedliche Tal drang weder Krieg noch Krankheit. Herumstreifendes Bettelvolk aller Art verlief sich freilich oft dahin, ließ sich Speise und Trank wohlschmecken, mauste, wo es konnte, und trieb allerlei Unfug auf dem Felde und unter dem Vieh, aber es geschah doch niemand dadurch ein wirkliches Leid.

Wie Bruder und Schwester hatten die beiden jungen Leute bisher miteinander geschafft, und am Winterabend plaudernd und singend auf der Ofenbank gesessen, während die Spinnräder schnurrten. Allmählich aber ward das anders. Gretel wich dem Andreas aus, wo sie konnte. Sie ließ ihren Platz auf der Bank frei und rückte sich einen Schemel neben die Müllerin. Sie machte sich gern draußen zu schaffen, wenn er drinnen war, und stand so früh auf, daß die Kühe schon gemolken waren, wenn er in den Stall kam. Und doch war sie ihm nicht böse! Warum hätte sie sonst das große Loch, das er sich ins Wams gerissen, noch denselben Abend so sauber geflickt?

Im Frühling des Jahres 1638 pflügte Andreas auf dem Felde. „Gretel", sprach die Müllerin, du möchtest dem Andreas den Samensack hinaustragen; kannst gleich sein Vesperbrot mitnehmen." Das Mädchen hob rüstig den schweren Sack auf den Rücken, hing das Körbchen an den Arm und wanderte hinaus. Ganz nahe dem Platz, wo Andreas arbeitete, stand eine Tanne, in deren Schatten sie voriges Jahr so manchmal fröhlich miteinander gegessen hatten. Heute aber setzte Gretel nur ihr Last ab, rief den Burschen kurz beim Namen und machte sich eilig auf den Heimweg. Aber er war ihr zu geschwind und erwischte eben noch ihren Schürzenzipfel.

„Ei, Gretel, warum reißest du aus; hab' ich dir was zuleid getan?"

„Gewiß nicht; aber laß mich fort, die Müllerin braucht mich."

„Sei ruhig, sie mag dich jetzt gar nicht! Ich hab' sie selbst gebeten, dich zu mir herauszuschicken, damit ich ein Wörtlein mit dir reden kann. Komm, setz' dich zu mir wie ehemals; vertrau' mir doch, du hast's ja dem Vater versprochen."

Da setzte sie sich zu ihm, schlug aber die Augen nieder und ihre Hände zitterten.

„Gretel", sprach der Jüngling, „der Vater hat gesagt, ich soll dich hüten wie meinen Augapfel, und ich hab's auch redlich versucht. Aber meinst du nicht, daß ich's noch viel besser tun könnte, wenn du wirklich mein Augapfel würdest, das heißt, mein liebes Weib, mein bester, größter Schatz auf dieser Welt? Sieh, ich hab' dich gleich so herzlich liebgewonnen, als ich sah, wie du den Vater pflegtest, und wie tapfer du gewesen warst in der schweren Zeit. Aber damals wollt' ich dir's noch nicht sagen; du

warst noch fast ein Kind. Ich war so froh, daß es schien, als ob du mich auch gern hättest, aber die letzte Zeit sah's nicht mehr so aus. Nun sag' mir's doch frei vom Herzen, wie's mit dir steht." Damit hob er ihren gesenkten Kopf in die Höhe und sah sie ernst und forschend mit treuen Augen an.

Sie aber blickte hell und frei zu ihm auf, legte ihre Hand in die seine und sprach leise: „Ja, Andreas, ich hab' dich lieb, so lieb wie nichts auf der Welt, und will dein Weib werden in Gottes Namen."

So schlossen die beiden Waisen vor Gottes Angesicht ihren Bund, und vergaßen auf kurze Zeit allen Jammer, den sie bisher erlebt, über ihrem großen Glück. Gretels einfacher Sinn kehrte zuerst ins Alltagsleben zurück.

„Du mußt essen, Andreas", sagte sie, „du hast heute so hart gearbeitet. Und ich möcht' dem Vieh das Abendfutter geben. Darf ich's denn drinnen sagen, was wir miteinander ausgemacht?"

„Ei freilich!" lachte Andreas. „Es ist ihnen nicht fremd; sie werden sich's wohl denken. Komm, wir gehen zusammen herein, denn heute wird Feiertag gemacht, und morgen hilfst du mir wieder wie sonst, gelt?"

„O so gerne; ich freu' mich ja, daß ich wieder bei dir sein darf."

„Warum hast du mich denn immer so gemieden?"

„Ach, ich will dir's sagen. Als dein Vater starb, sagte er, ich solle dir vertrauen und folgen wie einem älteren Bruder, und das tat ich auch bis vor einem halben Jahr. Dann aber merkt' ich nach und nach, daß ich dich ganz anders lieb hatte, und viel mehr als den Hans und den Martin. Gott weiß, wie lieb ich die beiden hab' und wie oft ich mich um sie gräme; wenn ich aber dich ver-

lieren müßt', möcht' ich gar nimmer leben. Da meint' ich, das sei eine große Sünde, und wollt's aus dem Herzen reißen; darum wollt' ich nicht mehr um dich sein. Es hat aber nichts geholfen; von Tag zu Tag hab' ich dich lieber gewonnen. Was meinst du, war das wohl unrecht?"

„Nein, gewiß nicht; wir sollen uns liebhaben, denn Gott hat uns füreinander bestimmt. O Gretel, ich wollt', ich könnt' dir die Treue lohnen, die du meinen Eltern bewiesen in ihrer Verlassenheit. Ihr Segen wird um deinetwillen auf uns ruhen. Es wird uns wohlgehen und wir werden lange leben auf Erden, wie's uns der Vater noch verhieß mit seiner letzten Kraft." —

In der Mühle war große Freude über das glückliche Brautpaar, und es ward beschlossen, daß die Hochzeit im Laufe des Sommers stattfinden solle. Man begann alsbald mit den Vorbereitungen; die Müllerin überließ Gretel allen Flachs, der im letzten Winter gesponnen worden war, und der Dorfweber verarbeitete ihn zu schönem Leinen. Andreas zimmerte eine Truhe und bemalte sie rot und gelb, damit die Braut ihre Schätze hineinsammle.

Noch nie war Gretel so reich gewesen! Ja, sie hatte in ihrem bisher so armen Leben noch nie so viel glänzendes Leinen und gute, saubere Kleidung beisammen gesehen, als sie jetzt nach und nach in ihre Truhe legen durfte. Die große Güte der Müllersleute bewegte ihr weiches Herz gar sehr, und sie verdoppelte Fleiß und Sorgfalt für das Hauswesen, um ihnen recht dankbar zu sein. Als aber der bestimmte Hochzeitstag näher kam, flog manchmal ein trüber Schatten über das sonst so freundliche Gesicht; und als ihr Andreas eines Abends ein schönes silbernes Kettlein umhing, das er bei einem reisenden Händler ge-

kauft, brach sie plötzlich in Tränen aus und sagte schluchzend:

„Ach, seid mir nur allzusammen nicht bös, daß ich weine! Es ist ja nur, weil ich's gar so gut hab', und ihr alle mir so viel Schönes schenkt, und ich gar so glücklich bin mit dem Andreas."

„Ei, Gretel, darum weint man doch nicht", wandte der Jüngling ein.

„Ach, ich muß ja weinen, wenn ich an die Geschwister denk'. Wer weiß, ob sie nicht in Hunger und Elend sind; und ich bin so reich, daß es für alle genug wär', o übergenug! Das drückt mir schier das Herz ab, und ich denk', es ist Sünde, wenn ich mich meines Glückes freu'."

„Meine Tochter", tröstete der Müller, „du dünkst dich reich mit dem wenigen Hausrat, aber sag', ist Gott nicht viel reicher? Sagt er nicht: Mein ist beides, Silber und Gold? Sei gewiß, er wird auf dein inniges Gebet die Geschwister wohl versorgt haben, wenn sie noch auf Erden leben."

„'s ist auch noch was, das mich traurig macht", bekannte Gretel, indem ihr die Tränen über die Wangen liefen. „O, ich hätt' so gern eines, ach, nur eines von ihnen an meinem Ehrentag bei mir, am liebsten den Martin. Wie würd' er mich anstaunen, wenn ich so schön geschmückt bin, und wie würd' ihm der Hochzeitskuchen schmecken!"

„Ja, das wär' schön", meinte die Müllerin, „wenn eins deiner Geschwister in unser friedliches Tal käme; aber gib dich nur drein, armes Kind, daß es wohl nimmer geschehen wird."

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich", wandte der Alte ein; „du darfst der treuen Schwester die Hoffnung nicht

nehmen. Wenn ich hie und da in der Stadt war, hab' ich von manch wunderbarem Wiederfinden gehört. Es ist ja immer so: Wenn Gott schwere Zornesgerichte über die Erde gehen läßt, so beweist er sich zur selben Zeit auch als besonders wunderbarer Helfer und Erretter seiner Kinder."

Diese Worte waren für Gretel ein großer Trost, dankbar küßte sie des Alten Hand, trocknete ihre Tränen, und widmete sich wieder mit heiterem Sinn den Vorbereitungen auf das Hochzeitsfest und den vielen Arbeiten, die die Erntezeit mit sich brachte. Da auch die obere Stube, die das junge Paar bewohnen sollte, so freundlich als möglich eingerichtet werden mußte, blieb für Gretel nur wenig Zeit, in Hof und Feld zu helfen; darum ließ man Rudolf, den vierzehnjährigen Enkel der Müllersleute, aus dem Dorfe kommen, um dem Andreas ein wenig zur Hand zu gehen.

Leider ward gerade in dieser Zeit die Gegend wieder sehr von herumziehendem Volk heimgesucht. Im Dorfe geschahen viele Räubereien. Ein Hof ward sogar in Brand gesteckt, und man war in steter Angst, daß das Fest, worauf man sich so sehr gefreut, noch gestört werden würde. Endlich brachte Rudolf, der seine Eltern besucht hatte, die Nachricht mit, daß ein großer Haufe bewaffnetes Gesindel über die Berge abgezogen sei; die Wache, die in solchen Zeiten stets auf dem Kirchturm stand, habe es gesehen.

Aber schon am nächsten Tage merkte Gretel, daß drei der jungen Hühner, die man zum Festmahl bestimmt, spurlos verschwunden waren, und Rudolf verkündete mit großem Zorn, daß der beste Birnbaum im Garten seiner süßen, reifenden Früchte beraubt sei. Nun ließ man

abends Nero, den großen Kettenhund, los, damit er Haus und Hof umkreise, fand ihn aber am Morgen ganz gemütlich beim Abnagen von Hühnerknochen. Die Diebe, die diesmal ein ganz junges Schweinchen mitgenommen, hatten ihn offenbar zu beruhigen und zu bestechen gewußt. „Soldaten sind es nicht", tröstete Andreas, „die würden sich nicht mit so wenigem begnügen; es kann nur Bettelvolk sein, das sich irgendwo versteckt hat."

Zwei Tage vor der Hochzeit ward der Backofen geheizt, zuerst das kräftige Brot bereitet, dann die leckeren gelben Fladen und der große Napfkuchen, der die Mitte des Tisches zieren sollte. Am späten Nachmittag stand alles fertig in der unteren Stube im Schutz des Müllers, der ein wenig im Lehnstuhl ausruhte. Das Fenster nach dem Garten war offen; dicht davor hatte Gretel den Napfkuchen auf einen Tisch gestellt, damit er abkühle. Behaglich sog der Alte den Duft des frischen Gebäckes ein; es war ja lange nicht so hoch hergegangen in der Mühle! Da er aber heute fleißiger geschafft hatte als sonst, fing er bald ein wenig an zu nicken, schlief endlich fest ein und schnarchte sogar ein wenig.

Da hob sich aus dem dichten Himbeergebüsch, das vor dem niedrigen Fenster stand, ein struppiger Kopf, zwei lachende blaue Augen blickten aus einem sehr schmutzigen Gesicht, zwei derbe Hände streckten sich aus, und der Napfkuchen verschwand samt dem schönen, bunten, irdenen Teller. Der Müller merkte gar nichts davon, fuhr aber bald erschrocken empor, denn draußen erhob sich ein wahrer Heidenlärm. „Faß, Nero, faß!" tönte Rudolfs Stimme; dazwischen wütendes Hundegebell, Scherbenklirren und der Jammerruf der Müllerin: „Er hat den Kuchen! Gretel, Gretel, es läuft einer mit dem Kuchen davon!"

Der alte Mann eilte ans Fenster; aber im Garten war's ganz still. Er lief zur Haustür, und sah nun einen zerlumpten Buben in fliegender Eile dem nahen Walde zurennen, den Kuchen fest mit beiden Armen umfassend. Der Teller war ihm bereits entfallen. Schon war ihm der Hund ganz nahe, da machte er noch einen verzweifelten Versuch zur Bestechung, brach ein großes Stück des Gebäckes ab und warf es dem Tier hin. Aber diesmal war's vergebens, denn Rudolf kam mit erhobenem Stock nachgestürzt, und schrie in hellem Zorn: „Faß, Nero, faß!" Jetzt hatte Nero den Dieb erreicht und am Bein gepackt; mit lautem Wehschrei stürzte er zu Boden. Rudolf schlug auf ihn los; der arme Hochzeitskuchen aber lag in viele Stücke zersprengt im hohen Gras. Horch, da krachte unter den dichten Waldbäumen ein Schuß; eine Kugel zischte durch die Luft, verletzte aber niemand.

Indessen war Gretel aus der oberen Stube herabgekommen und lief dem Schauplatz zu. Kaum hatte sie den Wehschrei des Kuchendiebes gehört, so erlosch ihr Zorn und sie rief aus aller Macht dem Hunde zu: „Laß los, Nero; hierher, mein gutes Tier! Rudolf, so tu ihm doch nichts! Er ist ja schon gebissen." Der Hund gehorchte dem Mädchen gleich; der Bube aber führte noch einige kräftige Streiche auf den Rücken des hilflos Daliegenden, denn er konnte ihm den Raub der süßen Birnen nicht vergeben, die er gar so gern aß.

Nun kam auch Andreas, der im Mühlenwerk gearbeitet, mehlbestäubt herbeigelaufen, und alle umstanden eine Weile sprachlos den Jungen, der nach dem ersten Wehschrei ganz still war und die Hände vors Gesicht hielt, um seinen Schmerz zu verbeißen. Gretel faßte sich zuerst:

„Laßt uns hineineilen, eh' sie wieder schießen; komm, Rudolf, hilf mir den Buben aufs Bett tragen. Sieh, wie das Bein blutet."

„Aufs Bett gehört so ein Schmutzfink nicht", meinte Andreas, „ein Bund Stroh im leeren Stall ist gut genug für ihn."

Nicht eben sanft hob er ihn empor und trug ihn dem Stalle zu, wo Gretel ein Streulager zurechtmachte, Wasser und etliche Lappen herbeibrachte, und dann den unsaubern Gast Andreas und Rudolf überließ.

Es war nötig, die Hose aufzuschneiden, da außer einer tüchtigen Bißwunde am Fuß auch eine über dem Knie vorhanden war. Dabei purzelten alsbald aus dem weiten Hosensack eine Menge Birnen, die Rudolf eilig aufsammelte, während Andreas das Dolchmesser an sich nahm, das dem Buben im Gürtel steckte. Als die Wunden sorgfältig gewaschen und verbunden waren, und der Junge, in eine alte Decke gewickelt, in mürrischem Schweigen dalag, lief Rudolf hinaus. Andreas aber rückte sich einen alten Melkschemel neben das Lager und begann:

„Jetzt sag' mir, wie du heißt und wo du herkommst."

„Geht Euch nichts an", brummte der Junge.

„Ich will's aber wissen."

„Ich hab' viele Namen. Unhold, Schwerenöter, Freßhals, Strolch, so nennt mich die Lies'. Die Buben aber heißen mich Blitz, weil ich so flink bin zum Mausen."

„Das hast du gezeigt. Auf deinen Namen kommt mir's nicht an; aber ich muß wissen, ob du allein hier bist oder ob noch Gesindel irgendwo versteckt liegt. Das sagst mir jetzt frei und ehrlich, oder es geht dir schlecht. So einen Knirps, wie du bist, kann man noch unter die Faust

Zwei derbe Hände streckten sich aus und der Napfkuchen verschwand.

kriegen.“ Damit packte er ihn mit starker Hand an der Schulter und schüttelte ihn, daß ihm die Zähne klapperten.

„Laß mich los“, schrie der Junge, „ich lüg' nicht; lügen ist feige. Es ist noch einer da.“

„So einer wie du?“

„Ja, aber stärker! Nehmt Euch in acht vor ihm; er war's, der geschossen hat, und er hat ein scharfes Messer. Ich hab' auch eins; wo ist's hin?“

„Sicher verwahrt; du kriegst's jetzt nicht wieder.“

„Na, wart' nur!“ drohte der Bube mit geballter Faust, „wenn ich nur aufkönnt'.“

„Du kannst aber nicht auf, darum lieg' fein stille und sei manierlich, so soll dir kein Leid geschehen. Hast du Hunger?“

„Nein, aber Durst.“

Bisher hatte der Junge sein Gesicht mürrisch abgewandt, jetzt kehrte er's voll und ganz dem Manne zu, der ihm den Wasserkrug reichte. Es war ein hübsches, rundes Knabengesicht, wenn's nur nicht gar so schmutzig gewesen wäre, und die hellen, blauen Augen nicht so wild geblitzt hätten. Das dicke blonde Haar war quer über der Stirn verschnitten nach der Schweden Weise.

„Du bist kein Schwed' nach deiner Sprache?“ fragte Andreas.

„Ich gehör' zu ihnen; bin schon mit dem großen König gezogen, er hat selber mit mir gesprochen“, erwiderte der Junge stolz. „Jetzt hab' ich mich von ihnen losgesagt.“

„Da werden sie sich arg drum gegrämt haben“, lachte Andreas. ‚Na, schlaf' jetzt nur, du Bösewicht; ich weiß nicht, warum ich nicht so hart gegen dich sein kann, wie du's verdienst. Vor dem Stall wird der Hund wachen,

und wenn du dir's etwa einfallen läßt, auf allen vieren herauszukriechen, reißt er dich in Stücke; das bedenk'!"

Der noch sehr unruhige Hund ließ sich indes nur schwer bewegen, seinen Wachposten anzutreten; es gelüstete ihn offenbar, drüben im Walde nach dem unberufenen Schützen zu suchen. In der Stube fand Andreas den Müller unwillig über seinen Enkel, der durchaus verlangte, den Dieben weiter nachzuforschen, und sich schon mit Flinte und Messer bewaffnet hatte. „Gib nur die Flinte her", entschied Andreas, „schneid' dir mit dem Messer ein Stück Brot und geh' schlafen. Jetzt bei einbrechender Dunkelheit wär's tollkühn, sich in den Wald zu wagen. Der Bub versichert zwar, es sei nur noch einer da, und ich glaub' fast, er sagt die Wahrheit; aber darauf verlassen kann man sich nicht. Jedenfalls will ich die Nacht ums Haus her wachen; vielleicht versucht das Gesindel den Kumpan zu befreien. 's ist schade um den kleinen Kerl, er sieht gar nicht so übel aus."

Die Abendsuppe war gegessen, Rudolf schlief schon, und die Alten schickten sich an, zur Ruhe zu gehen; da huschte Gretel leise über den Hof, um noch einmal zu sehen, wie's dem armen Buben ging, und ob ihn die Wunden nicht allzusehr schmerzten. Ach, sie war mild gesinnt gegen alle ungezogenen Jungen, die etwa in dem Alter waren, worin ihr Martin jetzt stand, wenn er noch lebte. An der Stalltür lauschte sie und streichelte den Hund. Was war das? Drinnen fing jemand an zu sprechen; sollte sich schon ein Diebesgeselle eingeschlichen haben? Aber nein, das war ja das heilige Vaterunser! Ganz deutlich hörte sie's bis zu Ende. Die Stimme und die ganze Art, wie es gesprochen ward, ging ihr seltsam durchs Herz, eine Hoffnung stieg in ihr auf, die sie sich

selbst nicht zu gestehen wagte. Mit zitternder Hand öffnete sie; es war dunkel drinnen, aber es raschelte im Stroh, als ob der Bub erschrocken auffahre.

„Fürcht' dich nicht, armer Junge", sagte sie mit weicher Stimme, „ich mein's gut mit dir."

„Ich fürcht' mich nie", war die Antwort; „vor einer Frau erst recht nicht."

„Ich will dir noch einmal die Wunde kühlen und einen frischen Trunk holen; soll ich?"

„Mir ist's recht."

Sie lief, füllte den Krug am Brunnen und kehrte zurück. Ihr Herz klopfte so, daß sie sich ins Stroh neben dem Knaben niederlassen mußte. Er faßte den Krug mit beiden Händen und trank begierig.

„Du hast ja gebetet", sagte sie leise; „ich hab' es draußen gehört."

„Es sollt's keiner hören; warum mußt überall horchen?"

„Das ist ja was Gutes, wenn du betest; sag', wer hat dich's gelehrt?"

„Was geht's dich an?"

„Doch! Du jammerst mich, weil du ein Dieb bist; und ich bin froh, daß du auch was Gutes kannst. Sei brav und sag', wer hat dich beten gelehrt?" Damit tastete sie im Dunkeln nach seinem Kopf, und strich über das struppige Haar.

„Du sprichst so gut", sagte der Junge, „ich hör' dich gern reden! Es ist mir, als hätt' ich dich schon oft gehört. So will ich dir's ins Ohr sagen, wer mich beten gelehrt hat; ich sag's sonst keinem, denn sie haben mich schon drum ausgelacht."

Das Mädchen beugte sich atemlos nieder; der Bube

aber flüsterte: „Mein Gretel hat mich beten gelehrt, und ich tu' es ihr zulieb jeden Abend. Aber was hast du denn?" rief er erschrocken; „so laß mich doch los, was machst du nur?"

Gretel hatte seinen Kopf umfaßt, und küßte ihn wieder und wieder. „Nein, ich laß dich nicht", rief sie. „O, du bist mein Brüderlein, mein lieber, kleiner Martin! Kennst du denn meine Stimme nicht? Ich bin ja deine Gretel."

„Du? Das machst mir nicht weiß!" sagte der Junge, sich losmachend. „Mein Gretel wohnt in keiner Mühle; sie ist ein hübsches rotbäckiges Mädel mit langen Zöpfen; und du bist schon eine Frau."

„Ach Martin, du warst auch ein lieber, kleiner Bube, als ich dich im Bärenloch verlor, und jetzt bist du wild und groß, und bist gar ein Dieb", schluchzte Gretel.

„Du weißt's vom Bärenloch", sprach der Junge, „dann muß es schon wahr sein; wenn's nur nicht so finster wär'."

Aber es ward schon heller; der Mond war aufgegangen, und bald fiel sein Silberschein durch das kleine Stallfenster, gerade auf die Geschwister. Gretel nahm das Tuch ab, das ihr Haar zusammenhielt, und ließ die blonden Zöpfe herabfallen; der Bube hatte sich aufgerichtet, legte die harten braunen Hände auf ihre Schultern, und blickte ihr lange scharf ins tränenüberströmte Gesicht. Es zuckte um seinen Mund, er atmete tief auf, aber plötzlich umschlang er des Mädchens Hals, und rief lachend und weinend zugleich: „Jetzt kenn' ich dich, du bist's; du bist meine Gretel. So hast du alle Abend an meinem Bett gekniet, als ich noch ein kleiner Bub war." Unter den Liebkosungen der treuen Schwester ward der rauhe Bursche

ganz weich, und bald ruhte sein müder Kopf in ihrem Schoß wie vor sieben Jahren, als er im Bärenloch einschlief.

Da öffnete sich plötzlich die Stalltür, und Andreas stand davor, die Jagdflinte im Anschlag haltend. Wachsam im Hofe auf- und abgehend, hatte er das Sprechen im Stalle gehört. Nun aber ließ er erschrocken die Waffe sinken und rief:

„Um Gottes willen, Gretel, was machst du hier bei dem verwilderten Buben?"

Da erhob die Braut im hellen Mondlicht ihre Augen zu ihm, und sagte mit weicher, ruhiger Stimme: „Andreas, es ist mein Martin." —

Der junge Müller war zuerst etwas mißtrauisch, ob der Bube nicht etwa einen Schelmenstreich spiele, um sich gute Behandlung zu sichern; aber wenige Fragen, die dieser jetzt bereitwillig beantwortete, überzeugten ihn, daß es wirklich der verlorene Bruder sei. Als vollends beim Schein der Stallaterne das Gesicht von seinem Schmutzüberzug befreit war, traten die Züge des kleinen Pfarrmartin, den er so oft hatte reiten lassen, so deutlich hervor, daß kein Zweifel mehr an der Wahrheit blieb.

Gern hätte die glückliche Schwester den Wiedergefundenen in ihre Kammer gebracht und in ihr gutes Bett gelegt, doch scheute sie sich, einen so wilden Gast ins Haus zu bringen, ohne Wissen der alten Leute, die sie nicht im Schlaf stören wollte. „Aber ich bleibe die Nacht bei meinem Martin", sagte sie, „wehre mir's nicht, Andreas! Sein Kopf ist heiß; er fängt an zu fiebern, und ich seh's ihm an, daß er Schmerzen leidet. Schlafen kann ich ja doch nicht, ich bin viel zu glücklich." So machte ihr Andreas ein Strohlager zurecht neben dem Buben,

der sich jetzt in unruhigem Halbschlummer hin und her warf. Dann reichte er ihr still die Hand und ging hinaus, um seine Wache wieder anzutreten.

Gesenkten Hauptes ging er im Hofe auf und nieder, in Zwiespalt mit sich selbst. Freute er sich denn nicht, daß Gott den Herzenswunsch seiner Braut erfüllt hatte? „Ach, warum mußte der Junge gerade jetzt kommen, so kurz vor der Hochzeit?“ dachte er. Er hatte Gretel so sehr lieb, und wollte ihr gern alles ersetzen, was sie verloren. Er wollte sie so glücklich machen, daß sie bald nur noch in Frieden ohne Schmerz der Geschwister gedenken sollte. Und nun kam der schmutzige, verwilderte, diebische Bube und legte seinen struppigen Kopf an ihre Brust, schlang die Arme um ihren Hals und rief einmal über das andere: „Du bist meine Gretel!“ Wohl sagte er sich, daß es unrecht und selbstsüchtig sei, so zu denken; und daß die Geschwisterliebe was ganz anderes sei als die Liebe der Braut, aber es war doch eine schwere Nacht für den guten Burschen.

Rings um den Hof blieb alles still, und als die Sonne hinter den Bergen aufging, rief Andreas den Hund, führte ihn an die Stelle, wo gestern der Bube gelegen, zeigte nach dem Wald und sprach: „Such', Nero, such'!“ Freudig gehorchte das Tier, und verfolgte bald mit erhobenem Schwanz und tiefgesenkter Nase eine Spur im Waldgras. Wohl eine halbe Stunde stiegen Hund und Mann die dichtbewaldete Höhe hinan; hie und da zeigte das niedergetretene Gebüsch, daß jemand dagewesen war, und zuletzt gelangte man mitten im dichtesten niedrigen Tannenwuchs auf einen kleinen freien Platz. Dort war aus Aesten und Zweigen eine Hütte aufgerichtet, ähnlich den Lagerhütten der Soldaten, aber so klein, daß Andreas nur kriechend ins Innere gelangen konnte. Hochauf-

geschüttete trockene Waldstreu füllte den engen Raum fast ganz. Nero wühlte alsbald in einer Ecke, und brachte die Hälfte des gestohlenen Schweinchens zum Vorschein, die aber so unappetitlich roch, daß sie Andreas gleich weit hinausschleuderte. Ein Melkeimer und ein irdener Krug, den man im Hause vermißt, fand sich auch, und in weichem Moosnest ein ganzer Haufen Eier. Vor der Hütte sah man Spuren einer Feuerstelle, und viel abgenagte Knochen ringsum; aber Kochkessel und Bratspieß fehlten, woraus Andreas schloß, daß sich der Geselle seines kleinen Schwagers aus dem Staube gemacht habe. Ein hohler Baum in der Nähe enthielt noch großen Vorrat von Birnen und Sommeräpfeln. Der Ausreißer schien sich davon die Taschen übervoll gestopft zu haben, denn quer über den Platz bis in den Wald hinein lagen sie ziemlich dicht gestreut. Nero bewies starke Neigung, auch diese Spur zu verfolgen, doch ließ es Andreas nicht zu, denn er meinte, daß es an diesem einen wilden Hochzeitsgast völlig genug sei. Nachdem er den Eimer mit den Eiern an den Arm gehangen, trat er den Rückweg an; das Ausnehmen des Obstnestes sollte Rudolf überlassen bleiben. Noch war er nicht weit gegangen, als es im Gebüsch raschelte. Schnell nahm er die Flinte von der Achsel; der Hund aber eilte in freudigen Sprüngen vorwärts, und sprang alsbald an Gretel empor, die zwischen den dichten Tannen hervortrat.

„Guten Morgen, mein Andreas!“ rief sie, ihm beide Hände entgegenstreckend. „Es ließ mich nicht länger daheim; ich mußte dich suchen, und fand bald die Spur. O, wie froh bin ich, daß mein Kleiner da ist; nun darf ich mich erst recht meines Glückes freuen!“

„Warum hast du ihn denn allein gelassen, um mich zu suchen?“ fragte Andreas.

„Mein Herz zog mich so stark zu dir, weil ich alles mit dir teilen muß, auch die große Freude, die mir Gott beschert hat. Die Nacht über hat er recht gefiebert, und ich mußt' ihm oft zu trinken geben, jetzt aber schläft er fest. Er ist derb und abgehärtet, das merkt man; darum hat's keine Gefahr. Es sind auch nicht seine ersten Wunden. Der arme kleine Kerl ist voller Narben; er mag ein hartes Leben gehabt haben. Du brauchst die Flinte nicht bereit zu halten", fuhr sie lachend fort; „er sagt, es sei nur noch ein Schwedenbub draußen, und sie hätten nur eine einzige Kugel gehabt zu der alten Reiterpistole, die sie irgendwo gemaust, und die habe der Niels gestern abgeschossen."

„Ist er denn die ganze Zeit über bei den Schweden gewesen?"

„Ich hab' ihn noch nicht viel gefragt; er ist müde und weiß noch gar nicht recht, wie ihm geschehen ist. Laß ihn nur erst gesund werden, dann wird er schon erzählen. Ich möcht's auch jetzt gar nicht wissen; es wird genug dabei sein, was mir's Herz schwer macht. Morgen ist unsere Hochzeit, da will ich ganz allein dir gehören und an nichts anderes denken. Ich hab' den Jungen wieder, das ist mir genug; und ganz verdorben ist er nicht, denn er betet noch!"

O, wie schämte sich Andreas der düsteren, eifersüchtigen Gedanken von der vorigen Nacht! Doch sagte er seiner treuen Braut nichts davon; es hätte sie ja nur betrübt.

Groß war das Erstaunen der Müllersleute, als sie erfuhren, wer der Kuchendieb sei. Die freundliche Frau war gleich bereit, ihn ins Haus aufzunehmen, denn sie meinte, wo vier essen, essen auch fünf. Aber Gretel sagte bedächtig: „Gute Mutter, wie dank' ich Euch für Eure

Liebe! Aber man weiß ja nicht, ob sich der Bub in Eure Zucht und Sitte schickt, nachdem er so lang unter wildem Kriegsvolk war. Er soll Euren Hausfrieden nicht stören; ich mag Eure große Güte nicht mißbrauchen. Gelt, ich darf ihn in meine Kammer bringen? Heute soll er noch stille liegen; was wir mit ihm tun sollen, wird sich nach der Hochzeit schon finden."

Die Wunden erwiesen sich als ungefährlich, und der Junge fühlte sich sehr behaglich in Gretels gutem Bett, sprach aber wenig, und war offenbar etwas verdutzt durch die schnelle Wendung seines Schicksals. So oft Gretel zu ihm heraufkam, lachte er vor Freude und zog immer wieder ihren Kopf zu sich herab, um ihn mit seinen rauhen Händen zu streicheln.

„Ich hab' immer an dich gedacht", sagte er. Wenn der Krieg aus ist, wollt' ich dich suchen; er dauert aber so lange. — Ist denn der Niels fort?"

„Ja, eure Hütte ist leer; was wolltet ihr denn so ganz allein dort draußen?"

„Ei, hier wohnen, bis uns einer wegjagt, und dann wo anders hinziehen."

„Seit wann seid ihr denn da?"

„Seit die Schar abzog, die neulich im Dorf Feuer angezündet. Zu der gehörten wir; aber 's gefiel uns nimmer, wir wollten schon lang weg."

„Warum denn?"

„Die Lies' wollt' uns immer befehlen, als ob wir noch kleine Buben wären. Alle Tag' schlug sie uns mit Fäusten, und was wir einbrachten, riß sie uns weg. Aber das war's nicht allein."

„Was war's denn noch?"

„Komm, ich sag' dir's leise: Die Kriegsleut' von

unserer Schar haben oft schreckliche Ding' getan mit den Leuten! O Gretel, du glaubst nicht, wie sie sie quälten! Der große König hätt' sie im Zorn zerschmettert, wenn er's gesehen hätt'! Ach Gretel, da hab' ich mich so arg gefürchtet."

„Vor wem denn?"

„Vor Gott!" sagte der Bube ganz leise, und ein Schauer durchbebte ihn.

Gretel drückte ihn fest an sich. Sie sagte nichts, sandte aber ein heißes Dankgebet empor, daß dem Bruder in so entsetzlicher Umgebung ein Fünklein Gottesfurcht geblieben war.

„Martin", begann sie nach einer Weile, „'s ist auch Sünde zu rauben und zu stehlen; das wußtest du schon, eh' wir ins Bärenloch gingen; hast du's ganz vergessen?"

„Ei, was sollt' ich denn tun? Die Lies' gab uns fast nie mehr zu essen! Maust euch was, so habt ihr was! sagte sie. 's ist auch keine Sünde, denn dem Kriegsvolk gehört jetzt die Welt; das darf nehmen, was es will."

„Du bist groß und stark; hätt'st schon längst bei einem Bauer im Feld helfen können, oder das Vieh hüten. So verdient man 's Brot."

„So, meinst du? Wenn die Bauern unsereins nur von fern sehen, kommen sie mit Spießen und Mistgabeln auf uns los. Den Holger haben sie durch und durch gestochen. Hu, mich gruselt, wenn ich dran denk'; geh' mir doch mit den Bauern."

„Armer Tropf! Aber gelt, hier bei mir stiehlst du nimmer?"

„Nein, warum sollt' ich? Du gibst mir ja zu essen, mehr als ich mag!"

Am Abend, nachdem unten alle Vorbereitungen für

Gretchens Ehrentag vollendet waren, stieg sie recht ermüdet hinauf, um zum letztenmal in ihrem Kämmerchen zu schlafen, und zwar auf einem Strohsack im Winkel, denn das Bett gehörte nun dem Bruder. Sie setzte sich noch einmal zu ihm, erzählte ihm kurz, wie's ihr ergangen sei; wie Vater Christoph sich ihrer angenommen, wie Andreas sie hierher geführt, und daß sie morgen Hochzeit mit ihm halten wolle.

„Das ist recht!" sagte der Junge, ohne sich sehr zu verwundern. „Der Andreas ist ein schmucker Kerl, und auch stark. Potztausend, wie hat er mich geschüttelt! Gehört ihm die Mühle?"

„Nein, die gehört dem Alten, der dich heute früh so freundlich ansprach. Dem mußt du folgen; er ist der Erste im Haus."

„So wie der Hauptmann in der Schar?"

„Ja, ganz ebenso."

„Wenn dich nur der Andreas auch gut hält, und dir schöne Kleider kauft und Bänder und Kettlein! Wenn er aber mit dir hadert, so komm nur zu mir; ich will's ihm schon zeigen." Dabei ballte der Bube die derbe Faust und seine Augen blitzten.

„Ach, Gott erbarm's", seufzte Gretel, „wie bist du verwildert! Bei uns geht's nicht zu wie unterm Kriegsvolk; wir leben zusammen in Gottes Frieden. Weißt's denn nimmer, wie's daheim war beim Vater?"

„Nein, das weiß ich nimmer, 's ist viel zu lang her."

„So bete nur jetzt und schlaf'." —

An demselben Morgen, da Hans in sein kleines Schulhäuschen einzog, schmückte die Müllerin ihr treues Gretel zur Hochzeit. „Du darfst nicht wie ein Bauernmägdlein einhergehen", sagte sie, „denn du bist eines

Pfarrers Tochter.“ Darum hatte der Dorfschneider seine ganze Kunst aufwenden müssen, um ein feines dunkles Wollenkleid zu fertigen, das dem blonden Mädchen gar wohl stand. Die weiße Spitzenkrause, das silberne Kettlein und ein duftender Rosmarinkranz vollendeten den einfachen Schmuck. Der alte Müller fuhr das Brautpaar selbst nach der Dorfkirche; die Müllerin begleitete es nur mit ihrem Segen und Gebet, denn sie mußte daheim bleiben, um das Festmahl zu rüsten. Rudolf sollte ihr dabei zur Hand gehen, war aber bald mit seiner Arbeit fertig und stieg hinauf zu Martin, der nach langem, festen Schlaf sehr frisch und munter war, und sogleich das Gespräch begann:

„Was willst du hier? Die Kammer ist meiner Gretel; du darfst ihr nichts wegnehmen.“

„Was sollt' ich nehmen? Du denkst wohl, ich bin auch so 'n Mauskopf wie du?“

„Kerl, laß das Schimpfen“, schrie Martin zornig. „Du meinst, weil du mich vorgestern untergekriegt, geht's immer so? Wart' nur; wenn ich erst aufkann, zahl' ich dir die Hiebe heim. Ich hab' schon jetzt in einer Faust so viel Kraft, als du in zweien.“ Damit langte der braune nervige Arm aus dem Bette nach Rudolfs Wams; der aber zog sich schnell zurück, denn er wußte, daß die Großmutter arg zürnen würde, wenn hier oben eine Balgerei losginge.

„So laß doch die alten Geschichten“, sagte er begütigend. „Ich wußt' ja nicht, daß du Gretels Bruder bist, sonst hätt' ich nicht so derb zugehauen. Ich bin der Gretel gut und auch dir. Wollen wir nicht Kumpane sein von nun an, und lustig miteinander leben?“

Martin maß ihn mit prüfenden Blicken. „Mir ist's

recht", sagte er endlich, schlug in die dargebotene Hand ein, und sie waren von nun an gute Freunde.

„Möchtest du nicht herunterkommen und den Tisch sehen?" fragte Rudolf. „'s gibt gut Essen und Trinken heut."

„Ich kann nicht. Sie haben ja meine Hosen zerschnitten, und 's Wams hat Gretel zu Zunder verbrannt; 's war arg zerlumpt."

„Weißt, ich hab' noch ein leinen Wams und Hosen, sauber gewaschen; das leih' ich dir, und helf' dir die Stiege herab. Du kannst im Winkel hinterm Ofen sitzen, wenn du dich vor den Leuten fürcht'st. Der Herr Pfarrer kommt zu Gast und der Dorfschulz."

„Ich fürcht' mich vor keinem Pfarrer; mein Vater war selber einer."

Nun ging Rudolf ans Werk, seinen neuen Freund zu schmücken, und bearbeitete ihn zuerst tapfer mit Wasser, Seife und Kamm. Dabei fiel ihm ein Schnürchen in die Hand, das jener um den Hals trug.

„Was ist das?" fragte er.

„Rühr's nicht an, 's ist ein Zauber."

„Dummer Bub, 's ist ja nur ein zusammengelegt' Papierchen, ganz schwarz von Schmutz. Laß sehen, was drauf steht." Damit riß er es mit kräftigem Ruck von Martins Hals; der aber warf sich alsbald aus dem Bette und suchte es ihm zu entreißen.

Kriechend, und auf dem gesunden Bein hüpfend, verfolgte er ihn, und das Gepolter rief bald die Müllerin herauf.

„Schämt euch, ihr Buben", rief sie strenge, „heut zu der lieben Schwester Hochzeitstag so wüst zu tun!"

„Er hat meinen Zauber genommen!“ schrie Martin empört.

„Wer spricht von Zauber und Teufelswerk in meinem Haus?“ fragte die Alte. „Gleich gib das Ding her, Rudolf, daß ich's verbrenne.“

„Du sollst nicht!“ schrie Martin. „'s hat einen Silbertaler gekostet; von einem Kriegsmann hab' ich's gekauft. Es steht was drauf, das macht fest gegen Hieb und Stich; aber lesen darf man's nicht, sonst verliert's die Kraft.“

Rudolf hatte es indes entfaltet und die halbverloschene Schrift entziffert; jetzt lachte er hell auf und rief: „Weißt, Großmutter, was drauf steht? ‚Wehr' dich, du Schafskopf!‘“

„So hat mich der Unhold betrogen!“ schrie Martin ingrimmig. „Dem Niels hat er auch eins verkauft, und wir mußten ihm die blanken Taler dafür geben, die wir eben aus des Krämers Kasten gemaust. Na wart', du Lump; wenn ich dich treff', reiß' ich dir den Kopf ab!“

„Halt ein mit den wüsten Reden, Junge!“ gebot die Müllerin. „Jetzt steht wohl deine treue Schwester vor dem Altar, und Gottes Segen wird über sie gesprochen. Da ziemt dir's zu beten und nicht zu lästern.“

Verdutzt saß der Bube am Boden und faltete still die Hände. Die Müllerin sprach wenig herzliche Worte der Fürbitte für die jungen Eheleute, dann nahm sie das Papier aus Rudolfs Hand und ging hinunter.

Die Buben sprachen nicht mehr von dem Zauber, und bald brachte Rudolf seinen Kumpan die schmale Treppe hinab, half ihm zur Ofenbank, und beide labten sich am Anblick des festlich gedeckten Tisches, bis die Hochzeitsgäste heimkehrten. Als das einfache Festmahl beendet war, fand

die junge Frau Zeit, sich zu dem Bruder zu setzen, damit er sich ihres Schmuckes freue. Sein Lob fiel jedoch kärglicher aus, als sie gedacht. „Da verstehen's die Weiber und Dirnen im Lager besser. Ich sag' dir, sie behängen sich oft mit Sammet und Gold, daß es nur so flimmert. Ein rotes Kleid hätt' dir der Andreas kaufen sollen und ein glänzend Krönlein auf den Kopf; das wär' was Rechtes gewesen!" —

Obwohl nun des Bruders wilder Sinn Gretel noch manche Sorge schuf, so ging es doch weit besser mit ihm, als sie zu hoffen gewagt. Daß seine Heimat nun in der Mühle sei, schien ihm ganz selbstverständlich; er mußte ja bleiben, wo seine Gretel war. Die innige Liebe zu ihr hatte sein ganzes wildes, unstetes Kindesleben überdauert, und bald hing er fast ebenso an Andreas. Die beiden Alten aber waren für ihn hohe Personen, denen man unbedingt gehorchen und in deren Gegenwart man sich fein stille und sittsam halten mußte.

Bei tüchtiger Arbeit in Hof, Feld und Wald hatte er wenig Zeit, an die verlorene Freiheit zu denken, die in den letzten schrecklichen Hungerjahren wohl manche Schattenseiten gehabt haben mochten. Sehr schwer war es, ihn davon zu überzeugen, daß sein Mausen und Rauben Sünde gewesen sei; und noch manchmal vermißte man im Hause ein Geldstück oder einen kleinen Schmuck, den Gretel dann in der Tasche des Buben fand. Mit Strenge war nichts bei ihm auszurichten; wohl aber zeigte er sich sehr empfänglich für Gottes Wort, worin ihn die treue Schwester in kindlicher Einfalt fleißig unterrichtete. Je mehr er davon lernte, um so seltener wurden die Ausbrüche von wildem Zorn und die häßlichen Worte. Auch die Lust nach fremdem Gut verschwand nach und nach gänzlich. Als der

Winter kam, und man sich traulich um den Ofen und den brennenden Kienspan versammelte, war er schon ganz eingewöhnt, und gab sich redlich Mühe, lesen und schreiben zu lernen, denn es kränkte ihn, wenn Rudolf über seine Unwissenheit lachte. Beim Schnurren der Spinnräder erzählte dann jedes, was ihm eben einfiel; und auch bei dem Buben ward nach und nach die Erinnerung wach. Gern rühmte er sich seiner Bekanntschaft mit dem Schwedenkönig, und ward nicht müde, die wenigen Worte zu wiederholen, die er mit ihm gesprochen. Sie waren ihm unvergeßlich geblieben; und er hielt sie wert wie ein Vermächtnis. Auch von dem guten Fischer erzählte er endlich, und ganz unverhofft erwähnte er auch einst Hans.

„Was sagst du, Bub?" rief Gretel; „du hast Hans gesehen?"

„Ei freilich, oft! Er war ja mit in des Königs Heer. Nicht so nah' bei ihm wie ich, durft' auch nicht überall mitziehen; aber manchmal war er da."

„Warum sagst du das erst jetzt? Ach, wie lang schon sehnt sich mein Herz nach Kunde von dem lieben Bruder!"

„Ei, ich hab' gar nicht mehr an ihn gedacht, er ist schon lang weg; schon eh' der König fiel. Wir hatten ein Lager bei einer großen Stadt, ich weiß nimmer, wie sie hieß. Da hab' ich ihn oft gesehen. Er trug ein Sammetwämslein, und eine Feder auf der Kappe, und er war sehr fromm."

„Und ihr anderen Buben waret wild und gottlos, gelt?"

„Na, wir hatten immer Hunger und rissen einander das Brot vom Munde weg. Aber der Hans gab mir noch von seinem Brot, bis er auf einmal weg war. Nicht lang

danach starb der König und auch der Fischer; da hab' ich alles andere drüber vergessen."

Ach, wie gern hätte Gretel noch mehr von dem Bruder erfahren, aber alles Fragen war umsonst; Martin wußte nichts weiter.

So schloß die gute Schwester die Hoffnung, daß auch Hans noch lebe, in ihr stilles Herz ein, und genoß dankbar und in Frieden das Glück, das Gott ihr beschert hatte. Als der Sommer wieder ins Land gekommen war, gebar sie ihrem Andreas ein Töchterlein und nannte es nach der seligen Mutter Katharina. Nach zwei Jahren folgte ein Knäblein nach, das den Namen Christoph erhielt.

Obwohl nun alle Hausgenossen sich der lieben Kleinen herzlich freuten, war doch Martin der allerbeste Kinderwärter. Wie sorglich wiegte der stämmige Bursche die zarten Kindlein in den Armen, wie hoch schwang er das Käthchen empor und trug es tanzend auf der Schulter! Der kleine Christoph konnte kaum laufen, da verlangte er schon zu Martin aufs Pferd gehoben zu sein, und jauchzte laut, wenn er mit ihm um den Hof trabte.

Als aber im Jahre 1643 das dritte Kind, Johannes genannt, in Martins Armen ruhte, klagte Käthchen der Mutter, daß er gar nimmer tanze und singe, und nichts weiter erzähle als von Kriegsmännern mit Flinten und Spießen. „Dem Christoph hat er ein Schwert von Holz gemacht und auch eine Flinte; damit läuft er mir immer nach und schreit: puff! puff! daß ich mich fürchte."

Gretel seufzte tief. Ach, sie wußte wohl, daß die Lust zum Soldatenleben nie völlig aus des Bruders Herzen gewichen war; und jetzt hatte sie ihn wieder ganz eingenommen. Als er vor etlichen Tagen eine Ladung Mehl nach dem Dorfe gefahren hatte, lagerte dort eine

Abteilung der Torstensohnschen Regimenter, die damals durch jene Gegend zogen. Da war ihm das Schmettern der Trompeten, das Wehen der Fahnen und das Blinken der Waffen so heimatlich vorgekommen, daß er am liebsten gleich in Reih' und Glied getreten wäre; und von da an war ihm die stille Arbeit in der Mühle verleidet. Gretel schwieg, und hoffte, die Zeit werde den Schaden wieder heilen, aber es sollte anders kommen. Seit Jahren hatte kein Kriegsmann das einsame Tal betreten; daher erschraken alle nicht wenig, als eines Abends gewaltig ans schon verschlossene Hoftor geklopft ward, und ein schwedischer Offizier, der im Dunkeln den Weg verloren hatte, Einlaß begehrte. Es war aber ein edler, rechtschaffener Herr, der fromm die Hände faltete, ehe er das Nachtessen anrührte, das Gretel ihm brachte. Freundlich sprach er mit den Männern und liebkoste die Kinder. Als aber Martin, der des Fremden Pferd versorgt, hereinkam, rief er aus:

„Was ist das für ein Prachtbursche! Ist's nicht jammerschade, daß er hier in diesem Winkel versauern muß?"

„Ach, edler Herr", wandte Gretel ein, „sieben Jahre zog dieser, mein lieber Bruder, im Troß des Schwedenheeres. Dann hat ihn Gott wunderbar wieder zu mir geführt; und ich bin froh, daß er des wilden Lebens ledig ist."

„Ei, meint Ihr denn", sprach der Offizier, „daß ich ihn zum Troßbuben machen will? Das sei ferne! Als schmucker Reiter soll er in meiner Kompagnie ziehen! Sie ist sehr zusammengeschmolzen, und ich suche nach wackerem Ersatz. Wohl ist's leider wahr, daß unter dem Kriegsvolk greuliche Sünden im Schwange gehen. Aber es gibt auch

noch Regimenter, wo gute Zucht herrscht; und das meine gehört dazu. Doch was soll das Reden? Der Bursch sitzt wohl selbst lieber am Ofen, als daß er durch Sturm und Wetter reitet; he?"

Feuerrot und mit blitzenden Augen stand Martin da; jetzt aber fiel er Gretel um den Hals und rief: „O, laß mich fort, laß mich fort! Ach, ich weiß, die Lust wird sonst so stark in mir, daß ich heimlich fortlaufen muß, und dann ruht Gottes Segen nicht darauf. O, ich bitt' euch, ihr Lieben, laßt mich in Frieden ziehen!"

Nun gab es einen schweren Kampf; aber die Männer, die viel früher als Gretel die stete Neigung des Burschen zum Kriegsleben bemerkt, überredeten endlich die zärtliche Schwester, daß sie mit schwerem Herzen einwilligte.

„Weinet nicht so, Frau", tröstete der Offizier. „Dieser unheilvolle Krieg kann nur noch wenig Jahre dauern, denn Land und Volk sind völlig erschöpft, und auch die Heere können sich kaum mehr erhalten. So Gott will, kehrt dann der Bursch zurück, nicht als diebischer Troßbub, wie das erstemal, sondern als tapferer, ehrlicher Soldat."

Am Morgen war Käthchen gar sehr betrübt, daß der lustige Spielgefährte nicht mehr da war, denn schon bei Tagesanbruch hatte der Offizier ihn mit sich geführt. Gretels Herz aber war von schwerer Sorge erfüllt, und ihr Auge blieb lange Zeit trübe, bis es endlich wieder leuchtete in Dank und Freude über ihren braven Mann und die blühenden Kindlein.

---

13. Wie Hans Gundel wiederfand.

Zu derselben Zeit, als Gretel sich bemühte, den wiedergefundenen Bruder zu lehren und an gute Sitten zu gewöhnen, hatte Hans gar schwere Arbeit mit einer Schar Kinder, von denen nur wenige besser gezogen waren, als der wilde Trotzbube. Wohl brachten am ersten Tage einige Mütter liebe Kindlein geführt, die sie trotz Angst, Not und Elend in Gottesfurcht aufgezogen hatten. Diese wußten schon schöne Gebete und Lieder, hatten ein wenig lesen gelernt, lachten den Schulmeister freundlich an und brachten ihm kleine Geschenke. Aber das waren nur wenige; die meisten saßen in schmutziger, zerrissener Kleidung stumpfsinnig auf den Bänken, wollten kaum ein Wort sprechen, und Hunger und Kummer malte sich auf manchem jungen Gesicht. Auch an verwilderten Buben fehlte es nicht, die unter struppigem Haar grimmig zu dem Lehrer aufsahen, der ihnen die goldene Freiheit geraubt. Doch war die Schar nur klein, im Verhältnis zu dem großen Dorfe, denn auch hier hatte Krankheit und Mangel viele Kinder hingerafft.

Hans brachte allen ein Herz voll Liebe entgegen, denn als er sie zum ersten Male aufforderte, die Hände zum Gebet zu falten, war es ihm, als ob der Heiland zu ihm spräche: „Weide meine Lämmer.“ An den frommen Kindern labte und tröstete er sich, die wilden und störrigen bändigte er bald durch freundlichen Ernst und stete Wachsamkeit; für die bleichen, hungrigen hatte er manch Stücklein Brot, das er sich oft genug am Munde absparte. Mit dem Lesen und Schreiben ging's im Anfang langsam, denn die Armut und Gleichgültigkeit war so groß, daß nur wenige Kinder ein Buch und eine Schreibtafel

besaßen. Endlich erbarmte sich Herr Reinhardt und half notdürftig aus. Mit Herzenslust erzählte Hans seinen Kindern zuerst von dem Heiland, bei dessen Geburt die Engel gesungen hatten: Friede auf Erden. Ach, die armen Kleinen wußten ja kaum, was Friede wär, denn unter Krieg und Kriegsgeschrei waren sie aufgewachsen. Wie leuchteten ihre Augen, wenn der gute Lehrer von dem seligen Himmel sprach, wo in Ewigkeit nichts sein wird als Friede, Freude und Liebe! Dann erzählte er, wie der Gottessohn auf Erden gewandelt, überall segnend, heilend, tröstend und helfend; alle Sünder freundlich zu sich rufend. Auch die Stumpfsten und Wildesten horchten nach und nach auf die liebliche Rede; ach, sie wußten ja alle wohl, was Krankheit, Not und Elend war! Der Tod aber war den meisten schon in schrecklichster Gestalt vor Augen getreten. Wie sollten sie nicht gern von Dem hören, der den Tod bezwungen und das ewige Leben ans Licht gebracht hat? Schon nach wenigen Wochen hing die ganze Schar mit Liebe an dem guten Lehrer, und nur ganz selten und ungern mußte er den langen Haselstock gebrauchen, den ihm ein Bauer gleich am ersten Tag gebracht, damit er die Rangen in Ordnung halte. Wohl machten ihm einzelne Kinder, bei denen die Sünde schon in mancherlei grober, häßlicher Gestalt hervortrat, schwere Sorge; diese aber befahl er in heißem Gebet dem himmlischen Vater, der allein die Herzen ändern kann, und nach und nach fügten sie sich seiner Zucht. Wenn nun aus dem kleinen Schulhäuschen die lieblichen geistlichen Lieder erschallten, die der sangeskundige Schulmeister seine Kinder lehrte, mischte sich oft eine rauhe Männerstimme darein: die des alten Reitknechtes. Er konnte nicht mehr viel arbeiten, doch gab man ihm auf dem Edelhof gern

das Gnadenbrot. Da wanderte er oft ins Kirchdorf zu seinem Hänsel, auf dessen neues Amt er nicht wenig stolz war, setzte sich auf die Ofenbank und hörte aufmerksam dem Unterricht zu. Geduldig sprach er mit den Kleinen den Katechismus nach, nahm auch manchmal ein ungeschicktes Knäblein auf den Schoß und führte ihm die Hand beim mühsamen Nachmalen der Buchstaben. Spielten die Kinder draußen, so war er gern ihr Gefährte, saß wohl auch vor der Tür und erzählte allerhand Kriegsabenteuer. Doch warnte er die Buben, ja nicht unters Kriegsvolk zu laufen, sondern Gott fleißig zu bitten, daß er bald Frieden auf Erden sende. Hatte aber eins den Schulmeister betrübt oder geärgert, so konnte es gewiß sein, daß es von des alten Soldaten rauher Hand draußen noch einmal beim Ohr genommen ward, und den Text gelesen bekam mit derben Worten.

War nun am Nachmittag das muntere Völkchen entlassen, so hätte Hans gar gern ein wenig studiert in den schönen Büchern, die ihm der Pfarrer von Zeit zu Zeit lieh. Aber das war ihm nur selten vergönnt, denn die Geldsumme, die man ihm fürs Schulehalten zahlte, war so klein, daß sie kaum zum trockenen Brot reichte. So mußte er fleißig seines Handwerks warten und das grobe Schuhzeug der Bauern ausflicken. Geld bekam er nur selten dafür, wohl aber einen Krug Milch, ein Säcklein Mehl, und als die Zeiten besser wurden, etwa ein paar Eier oder eine Wurst. Das Holz, um den Kachelofen zu heizen, holte er mit seinen Buben selbst aus dem Walde, und richtete es zum Gebrauch zu. Anfangs halfen sie ihm unwillig, bald aber rissen sie sich um die Lust, mit dem Schulmeister zu laufen, der unterwegs so schön erzählte. Solche Gänge konnten freilich nur unternommen werden,

wenn der Wächter vom Turme nichts Verdächtiges wahrnahm. Denn obgleich jene Gegend früher als andere Länder vor der Kriegsnot Ruhe bekam, zog doch noch manch wilder Haufe durchs Dorf, erregte Angst und Unfug, und nahm das mühsam Erworbene wieder weg.

Bei so vieler Arbeit und so dürftigem Lohn war Hans dennoch glücklich, und dankte Gott manchmal aus tiefstem Herzensgrund, daß er ihn gewürdigt, an den Seelen der Kleinen zu arbeiten. Wenn er durchs Dorf ging, und sie aus den Hütten hervorsprangen, seine Hände ergriffen und ihm freundlich zulachten, dünkte er sich gar reich. Sein höchster Lohn aber war's, wenn ein bisher verschlossenes Kinderherz sich dem Wirken des Geistes Gottes öffnete.

Zwei Jahre waren vergangen, und wieder nahte sich das liebe Weihnachtsfest. In dieser armseligen Zeit dachte niemand daran, den Kindern eine Freude zu machen mit bunten Lichtlein und süßen Lebkuchen; man war ja froh, wenn man nur das trockene Brot für sie hatte. Hans aber wollte das Fest diesmal so feiern, wie er's in der Heimat gewöhnt gewesen, damit die Kinder durch die irdischen Gaben die hohe Gottesgabe desto besser erkennen möchten. Es war ihm schwer geworden, von seiner Armut einige Groschen abzusparen; zumal um diese Zeit des Jahres gar viel Bettelvolk mit hohlen Augen und bleichen Wangen durchs Dorf zog, und er nie eins von seiner Tür wies ohne ein Stücklein Brot. Aber er aß sich lieber manchmal nur halb satt, und betrachtete nun mit Lust einige Bildchen, Griffel und bunte Bälle nebst einer Schachtel mit kleinen Wachslichtern, die er einem Krämer abgekauft. Jakob brachte vom Edelhof einen Korb Aepfel und Nüsse; und nun fehlte nur noch der Tannenbaum.

Am Tage vor dem Weihnachtsfeste wurden die Kinder mittags entlassen, mit der Weisung, am Abend fein sauber wiederzukommen, um die Geburt des Christkindleins recht schön zu feiern.

Nun machte sich der Schulmeister auf den Weg, den Baum zu holen. Aber im Walde war's so schön, daß er sein Geschäft fast vergaß und, mit der Axt auf der Schulter, weiter und weiter schritt. Das Wetter war mild, und nur wenig leichter Schnee bedeckte den Boden. Unter den hohen Tannen gab es noch lauschige Plätzchen, wo Moos und Farrenkräuter grüngoldig in den durchbrechenden Sonnenstrahlen glänzten, als ob Sommer wäre. Wie wohl tat dem Hans die frische Luft und Waldeinsamkeit nach dem Lärm der dumpfen Schulstube! Jetzt schlängelte sich der schmale Waldpfad einen Hügel hinan. In Weihnachtsgedanken vertieft, stieg Hans höher und höher, bis er plötzlich Steingeröll und Mauertrümmer vor sich sah und, von seltsamer Bangigkeit befallen, stehen blieb. Ohne es zu wollen, war er bis zur Ruine einer Burg gewandert, in der es nach Aussage der Bauern nicht geheuer war. Besonders in den letzten Wochen wollten Holzsammler eine helle Gestalt gesehen haben, die zwischen den Tannen hinhuschend im Gemäuer verschwand. Man sprach auch von wunderbar süßem Gesang, der in der Dämmerung da oben erschalle. Hans wußte wohl, wie tief das arme, geängstete, unwissende Volk in Aberglauben und Gespensterfurcht befangen war, und hatte nie auf diese Gerüchte geachtet. Jetzt aber, da er so ganz allein dem verfallenen Schloß gegenüberstand, durchrieselte ihn ein geheimnisvoller Schauer. Schon wandte er sich zum Rückweg; horch, da drangen wirklich süße Töne an sein Ohr! Er lauschte; und bald nahmen ihm die Worte des Gesanges alle Furcht:

Auf einem Lager von dürrem Laub saß ein junges Weib.

„Er ist auf Erden kommen arm,
Daß er unser sich erbarm'
Und in dem Himmel mache reich
Und seinen lieben Engeln gleich!
Kyrieleis."

„Nun", sprach er bei sich selbst, „es muß ein guter Geist sein, der da in tiefer Einsamkeit Weihnachten feiert. Gewiß haben arme Heimatlose hier Zuflucht gesucht, wie jetzt so oft geschieht. Vielleicht kann ich ihnen raten und helfen." Steine überkletternd und Gestrüpp zur Seite schiebend, stand er bald auf dem freien Platze, der ehemals der Burghof gewesen sein mochte, und sah an der Ecke des Gemäuers einen kleinen runden Turm, den die Flammen verschont hatten. Zerbröckelte Steinstufen führten zu einer morschen Tür, die angelehnt war. Dorther mochte der Gesang gekommen sein, denn aus dem kleinen Schornstein erhob sich leichter Rauch. Leise stieg Hans hinauf und lauschte. Er glaubte einen tiefen Seufzer zu hören und das liebkosende Lallen eines Kindleins. Vorsichtig öffnete er die Tür etwas weiter. Durch eine Oeffnung in der Mauer strömte das Licht der sich neigenden Wintersonne in das enge Gemach, und bestrahlte eine wundersam rührende Gruppe. Auf einem Lager von dürrem Laub saß ein junges Weib, so lieblich und schön, wie Hans noch keins gesehen. In lichten Wellen umrahmte das goldene Haar ein bleiches, holdseliges, aber unsäglich trauriges Gesicht. Die zarte Gestalt war in einen alten Reitermantel gehüllt, der zugleich das Kindlein umschloß, das in ihren Armen ruhte. Zwischen etlichen Steinen brannte ein Holzfeuer; zu Füßen der Traurigen lag eine weiße Ziege, die ihren Kopf liebkosend an das graue Gewand lehnte. Ein kleines Bündel lag auf der zerbrochenen Bank in der Ecke; ein zinnernes Schüsselchen und ein Wasserkrug stand daneben.

Atemlos blieb Hans stehen und wagte nicht, die Sinnende zu stören, die sich tiefer und tiefer über ihr Kindlein neigte. Er dachte an das Bild der heiligen Genoveva, das er bei Meister Berthold gesehen. Ein leises Knarren der Tür verriet den Eindringling. Die Arme erschrak heftig, als sie den Fremden vor sich stehen sah; dieser aber begann mit freundlicher Stimme:

„Fürchtet nichts, arme Frau, und zürnt nicht, daß ich Euch belauschte! Ganz zufällig kam ich in die Nähe, und Euer lieblicher Gesang lockte mich weiter. Aber sagt, habt Ihr kein besseres Obdach für das zarte Kindlein, als dies alte Gemäuer?"

„Es ist warm gebettet in meinen Armen, und die Ziege gibt ihm reichlich Nahrung; was sollte es draußen in der bösen, kalten Welt?"

„Ihr seht krank aus und seid noch so jung; habt Ihr denn niemand, der für Euch sorgt?"

„Niemand auf der ganzen Welt!" rief die Arme, die sich indes erhoben hatte. „O, laßt mich in Frieden mit meinem Kindlein, und vertreibt mich nicht aus dieser stillen Zufluchtsstätte!"

„Das sei ferne!" erwiderte Hans. „Aber wenn strenge Kälte eintritt, werdet Ihr schwer darunter leiden. O, vertraut mir doch; ich möchte Euch gern helfen. Sagt, warum flieht Ihr die Menschen und grämt Euch in der Einsamkeit?"

Bis jetzt hatte die junge Frau gebeugt gestanden; nun hob sie die Augen zu dem Lehrer, und rötlicher Feuerschein bestrahlte ihr Haupt. Hans aber bebte, von seltsamer Ahnung ergriffen; so hatte das Traumgesicht vor ihm gestanden, umgeben von Mauerwerk, in geheimnisvollem Licht. Still schauten sie einander an, und die

tiefblauen Augen der Verlassenen wurden immer ernster und träumender, als schauten sie zurück in weite Ferne. Aber jetzt wankte sie, wie von Ohnmacht ergriffen, und wäre umgesunken, hätte sie Hans nicht sanft umfaßt und zum Lager zurückgeleitet.

„Ich soll Euch vertrauen", sprach sie mit bebender Stimme, „o, so gewährt mir zuerst eine Bitte! Süße Erinnerungen weckte Euer Anblick auf kurze Zeit in meinem Herzen. Ihr seid meinem geliebten, längst verlorenen Vater so wunderbar ähnlich. Aber für mich gibt's kein Glück mehr auf Erden; darum nennt mir Euren Namen, damit sein fremder Klang die flüchtige Hoffnung zerstöre."

Hans aber konnte noch nicht sprechen. Tränen entströmten seinen Augen; er ließ sich neben der Armen nieder und faßte ihre abgezehrte Hand. Er schlang seinen starken Arm um sie und stützte ihr mattes Haupt, dann sagte er leise:

„Fasse Mut, du Jammervolle; Gott hat sich dein erbarmt, heute, wo er sich einst der ganzen Sünderwelt erbarmte. Höre meinen Namen; lieb und heimisch wird er dir klingen! Ich bin Hans Trautmann, des Pfarrers Sohn! Und du, o ich weiß es gewiß, aber sage mir's selbst! Laß mich deinen lieben Namen mit deiner trauten Stimme hören."

Da legte sie rasch das Kindlein auf die Streu, schlang die Arme um des Mannes Hals, wie sie als Kind so oft getan, und flüsterte: „Ich bin Gundel, deine Schwester." Dann aber sank das schöne Haupt ohnmächtig an des Bruders Brust.

Mit zitternden Händen legte er sie nieder, benetzte das bleiche Gesicht mit Wasser und rief sie mit den zärtlichsten Namen. Aber es blieb lange umsonst; die Er-

regung war allzu groß gewesen! Da kroch das Kindlein, das den fremden Mann mit großen Augen angeblickt, ohne zu weinen, mühsam heran, streichelte der Mutter die Wangen und stieß die lallenden, liebkosenden Töne aus, die so wunderbar zum Herzen sprachen. Da öffnete Gundel die Augen und zog es zärtlich an sich. Bald konnte sie, an den Bruder gelehnt, aufrecht sitzen, und sie ruhten eine Zeitlang in tiefer Stille.

„Meine Schwester", begann Hans endlich, „die Sonne neigt sich zum Untergang! Laß mich ins Dorf hinablaufen und die Bauern um ein Wäglein bitten, daß ich dich hinabführe in meine Hütte."

„O nein, mein Bruder; mein Fuß ist rauhe Wege gewöhnt, und, auf dich gestützt, vermag ich wohl zu gehen. Ich kenne auch den Weg, denn schon manchmal hab' ich in den Höfen, die dem Walde am nächsten sind, um Brot gebettelt."

„Ach armes, armes Gundel, so nahe warst du mir, ohne daß ich's wußte!" seufzte Hans. „Ich will nicht fragen, wie du in so bitteres Elend gekommen; wenn du unter meinem Dache Frieden gefunden hast, wirst du mir's erzählen. Nur eins sage mir; wo ist dieses Kindleins Vater?"

„Er ist tot", sprach Gundel, ihr Gesicht verhüllend, „Sein Sterbetag war des Kindes Geburtstag; es heißt Eva."

Nachdem Hans eins der Tannenbäumchen gefällt, die auf dem öden Burghof standen, machten sie sich auf den Weg, und kamen ins Dorf, als es schon dunkelte. Eilig entzündete der Lehrer ein prasselndes Feuer im Ofen, wärmte die Suppe, die er zum Nachtessen aufbewahrt, und erquickte die Müde damit. Die Ziege, die ungeheißen

nachgelaufen war, brachte er in den kleinen Holzstall, molk sie, und tränkte das Kindlein. Dann bat er die Schwester, auf seinem Bette zu ruhen, bis die Schulkinder, von denen etliche schon ungeduldig vor der Tür flüsterten, wieder entlassen seien. Bald hatte er die Freude, Mutter und Kind in sanftem Schlummer liegen zu sehen. Nun zog er den spärlichen Vorhang dicht um sie zusammen und traf rasch, wenn auch mit klopfendem Herzen und bebender Hand, die geringen Vorbereitungen zur Weihnachtsfeier. Als er endlich die Tür öffnete, standen die Kleinen erstaunt und geblendet von dem Glanz des lichtstrahlenden Bäumchens, denn in ihrem armen Leben hatten sie noch nie etwas so Schönes gesehen. Als aber der Lehrer das liebe Kinderlied anstimmte: „Vom Himmel hoch, da komm ich her", fielen sie alle fröhlich ein und sangen es mit steigender Lust. Nun erzählte Hans mit einfachen, herzlichen Worten, was sich einst in dieser Nacht zugetragen, und ermahnte sie, dem Christkindlein ihr Herz zu öffnen und es ja nicht durch Sünde zu betrüben. Da tönte plötzlich aus der dunkeln Ecke, wo das Bett stand, ein feines Stimmchen: „Da, da!" und aller Augen wendeten sich dahin. Die kleine Eva schaute zwischen dem Vorhang heraus und zeigte lachend nach dem hellen Christbaum. Hans aber nahm sie zärtlich auf die Arme, trug sie zu den Kindern und erzählte ihnen, wer der Geist gewesen sei, der in dem Schlößlein gehaust, und vor dem sich das ganze Dorf gefürchtet. Nun hatte sich auch Gundel aufgerichtet und saß auf dem Bette. Ihr goldenes Haar schimmerte im Lichterglanz. Staunend blickten die Kinder auf die schöne, aber ach so bleiche Schwester des Schulmeisters, und lauschten ihrer süßen Stimme, die sich in den Schlußgesang mischte:

„Ach, mein herzliebes JEsulein,
Mach' dir ein rein' sanft Bettelein,
Zu ruhn in meines Herzens Schrein,
Daß ich nimmer vergesse dein!"

Gar groß war das Erstaunen im Dorfe, als die Kunde von Haus zu Haus lief, der Lehrer habe seine Schwester in tiefem Elend oben in den Ruinen gefunden. Jetzt durfte Hans sehen, daß er nicht umsonst gearbeitet, und nicht nur die Herzen der Kinder, sondern auch die der meisten Eltern gewonnen hatte. Gleich am ersten Morgen, noch ehe die Glocken zum Christfest läuteten, klopften viele kleine Hände an die Schultür und brachten allerhand Gaben für des Lehrers mageren Tisch, so daß er die Fülle kaum bergen konnte. Als die Festtage vorüber waren, stellten sich mitleidige Frauen ein und halfen der Armen mit etwas Linnen und Gewand aus, damit sie ihre Lumpen ablegen und ehrbar einhergehen könne. Sie dankte allen mit Tränen und innigen Worten, sonst aber war sie gar still und eingezogen und freute sich, wenn der Abend kam, und sie ganz allein mit dem geliebten Bruder blieb.

Wenn dann Eva schlief, Hans fleißig an der Schusterbank arbeitete, und Gundel das Spinnrad drehte, das ihr Herr Reinhardt nebst einem kleinen Vorrat Flachs gesandt hatte, erzählten die Geschwister einander ihre Erlebnisse. Mit Lob und Dank berichtete Hans, wie gnädig ihn Gott geführt; Gundel aber zögerte lange, ehe sie ihre Erzählung begann, denn es war vieles dabei, was schwer auf ihrem Herzen lastete. Nach und nach aber, als sie den milden, barmherzigen Sinn des Bruders kennen lernte, löste sich ihre Zunge, und Hans erfuhr mit bewegtem Herzen, wie es der armen Schwester ergangen.

14. Gundels Erzählung.

„An jenem Morgen, da ich zum letztenmal dein liebes Antlitz sah, schloß mich Ursula in die Wohnstube ein. Darüber entbrannte mein Zorn noch mehr, und ich zerbrach ihr Spinnrad, das sie so wert hielt. Voller Angst vor der vom Vater gedrohten Strafe sprang ich aus dem Fenster, um bei der Pate Schutz zu suchen, hatte mich aber vorher in kindischer Eitelkeit mit den zierlichen Kleidern geschmückt, auf die ich so stolz war."

„Ich erinnere mich wohl des grünen Kleidchens mit den weißgeschlitzten Aermeln", sagte Hans; „es stand dir so gut."

„Mein Schicksal wäre wohl ganz anders geworden, wenn ich mich des schlechten Röckleins nicht geschämt hätte", fuhr Gundel fort. „Flüchtigen Schrittes eilte ich hinter den Gärten und Höfen des Dorfes hin, um unbemerkt zu bleiben, lief über Wiesen und Felder und endlich durch ein Stück Wald, bis ich das Schlößchen schon von weitem auf sonnigem Hügel liegen sah. Am Waldesrand ruhte ich eine Weile, denn die feinen Schuhe paßten nicht für rauhe Wege, und die Füße schmerzten von dem schnellen Lauf. Von meinem Ruheplatz aus sah ich in der Ferne die Heerstraße, und wunderte mich, daß so viel Menschen hin und wieder liefen und Helme und Spieße in der Sonne glänzten. Rauch stieg hie und da auf, und es ward mir ängstlich zumute. Eilig lief ich weiter, versteckte mich einigemal ins Gebüsch, wenn Bauersleute des Weges kamen, und langte endlich matt und erhitzt beim Schlößchen an. Dort war alles still; nur Packan, der treue Hund, begrüßte mich mit Gebell und Schwanzwedeln. Die Haustür war verschlossen; aber aus einem der Ställe führte der alte Klaus eben ein

gesatteltes Pferd auf den verödeten Hof. „Um Gottes willen, Kind", rief er, „was willst du hier?" „Die Pate besuchen und mit dem Puppenhaus spielen." „Habt ihr denn in eurem Waldnest nicht gehört, daß die Kaiserlichen ins Land gefallen sind?" „Was sind das für Dinger?" fragte ich. „O du Einfalt!" rief er; „Räuber und Mörder sind's! Tillys Scharen, die Magdeburg zerstörten. Die Pate ist schon längst mit dem Mägdevolk nach der Stadt zu ihrem Herrn Vetter geflohen. Ich hab' noch vergraben und versteckt, was ich konnte, und will nun auch fort. Mach', daß du wieder heimkommst; schnell, schnell!" „Ich kann nicht mehr laufen", rief ich weinend, „und die bösen Soldaten werden mich unterwegs finden und totmachen." Tillys Name war uns Kindern ja ein Schrecken, wie du gewiß noch weißt. „'s ist auch wahr", sagte der Alte, „so ein feines Mägdlein darf man nicht allein laufen lassen. Ich nehm' dich aufs Pferd und bring' dich zur Pate in die Stadt; bist ja dort sicherer als daheim. Ist's recht?" Ach, es war mir nur zu recht, und ich lachte schon wieder, als wir in schnellem Schritt der Heerstraße zutrabten.

Gern hätte ich mit dem Alten geplaudert wie sonst, aber er gebot mir Schweigen und sah ängstlich ringsum. Plötzlich, als wir um die Ecke eines Wäldchens bogen, kam uns ein Trupp Reiter entgegen, von denen zwei sogleich ihre Hellebarden quer über den Weg hielten. Da fing ich wieder jämmerlich an zu weinen und klammerte mich an Klaus, betrachtete aber doch dabei neugierig die fremden Männer. Der Anführer mochte wohl ein hoher Offizier sein, denn er war reich gekleidet. Eine Kette von großen Perlen, daran ein Kreuz hing, trug er um den Hals, und von seinem Hute wallten weiße Federn. Neben ihm ritt

ein blasser finsterer Mann in langem, schwarzen Gewand, einen breiten Filzhut auf dem Haupt; er trug keine Waffen. „Wer bist du und wohin willst du?“ fragte der Offizier. „Ein armer Knecht“, erwiderte Klaus. „Ich bitt' Euch, laßt mich ruhig meines Weges ziehen; ich habe wirklich nichts, womit ich mich lösen könnte.“ „Du hast ein gutes Pferd“, war die Antwort. „Steig' ab, es ist unser. Wes ist das feine Mägdlein, das du mit dir führst? Ist es von edlem Blut?“ „Ihr seht ja wohl, daß es keine Bauerndirne ist!“ erwiderte Klaus, indem er mich auf den Boden stellte und selbst abstieg. „Es ist meiner Herrin, der Frau von Herzberg Enkelkind. Ach erlaubet, daß ich es sicher zu seiner Großmutter bringe!“ Schon winkte der Offizier, daß man uns ziehen lasse, als sein Nachbar dicht heranritt und sprach: „Ich kenne das Geschlecht der Herzbergs wohl; sie waren ehemals treue Söhne der Kirche, bis sie zur lutherischen Ketzerei abfielen. Ihr werdet ein gutes Werk tun, wenn Ihr dies Zweiglein des edlen Stammes wieder zurückführt. Uebergebt mir das Kind; gedenkt an Eure Gelübde!“ „Es sei so, nehmt es hin!“ entgegnete der andere; und im Nu hatte mich ein Reitknecht vor sich aufs Pferd genommen. Furcht und Schrecken hatte mich fast betäubt; ich sah nur noch, daß man Klaus unsanft zur Seite stieß, und fort ging's in schnellem Trab.“

„Warum nannte wohl der arme Alte nicht deinen wahren Namen?“ fragte Hans.

„Wohl um mir ein besseres Los zu bereiten“, erwiderte Gundel. „Ach, in den letzten Jahren hab' ich gar oft gewünscht, daß man damals meinem Leben ein Ende gemacht hätte! So deutlich ich mich der Ereignisse dieses Tages erinnere, so unklar ist mir die nächstfolgende Zeit.

Nur eins weiß ich noch wohl; die Stimme meines Gewissens rief mir oft zu: Sage es ihnen, daß du des Pfarrers Trautmann Töchterlein bist und kein Edelfräulein! Ich aber schwieg wohl aus Furcht, daß man mich dann hart behandeln würde; besonders da der finstere Mann viel sprach von den greulichen Ketzern, die man mit Feuer und Schwert ausrotten müsse. Ich ahnte wohl, daß er damit solche Leute meinte, wie unser lieber Vater war. Dann erinnere ich mich der langen Reise, die ich in Begleitung einer Nonne in einer Kutsche machte, deren Vorhänge fast immer zugezogen waren. Bald ward noch ein Mägdlein zu uns hereingebracht; es hieß Lenchen und war ein gar liebes Kind, weinte aber fast Tag und Nacht bitterlich nach seinen Eltern, und wollte von den guten Speisen, die uns geboten wurden, kaum etwas genießen. Manchmal erwachte auch in mir das Heimweh, und ich verlangte zurück zu meinem Vater; die Nonne aber hieß mich schweigen. „Du hast keinen Vater mehr", sagte sie. „Du bist jetzt der heiligen Kirche übergeben, die dir eine zärtliche Mutter sein wird, wenn du ihr willig gehorchst."

Meines Eintritts in die Klosterschule, wohin man uns brachte, erinnere ich mich nicht mehr, wohl aber des großen schattigen Gartens, wo viele wohlgekleidete Mägdlein spielten. Ich war bald eingewöhnt unter ihnen, wurde Kunigunde von Herzberg genannt und gar freundlich behandelt. Ein Sommerabend aus der ersten Zeit ist mir im Gedächtnis geblieben. Das Glöcklein der Klosterkirche tönte zum Vespergebet. Geführt von einer Nonne zogen wir in die reichgeschmückte Kirche, durch deren bunte Fenster ein sanftes, geheimnisvolles Licht fiel. Es war ein Marientag; das Bild der Gottesmutter stand in silber-

glänzendem Gewand auf dem Altar, und wir alle trugen Blumen in den Händen, um sie ihr darzubringen. Im Chor sangen die Nonnen mit süßer Stimme, und als sie schwiegen, begannen wir Kinder:

„O sanctissima, o piissima,
Dulcis virgo Maria!
Mater amata
Intemerata
Ora, ora pro nobis!“

Dann knieten wir im Halbkreis nieder und beteten ein Ave Maria nach dem andern nach den kleinen Rosenkränzen, die an unseren Gürteln hingen, während je drei und drei vortraten und das Bild mit Blumen schmückten. Ach Hans; auch ich armes verführtes Kind plapperte die lateinischen Worte, die ich kaum verstand, und küßte das prächtige Gewand der Jungfrau, die sich eine Magd des HErrn nannte.“

„Arme Schwester!“ entgegnete der Lehrer mild. „Du warst ein Kind und tatest es unwissend.“

„Ach nein; ich war zehn Jahre alt, und der gute Vater hatte uns so sorgfältig unterrichtet. Ich weiß wohl, daß mir in der ersten Zeit oft der Spruch einfiel: ‚Du sollst anbeten Gott, deinen HErrn, und ihm allein dienen.‘ Auch stellte mir Gott ein gar rührendes Beispiel von Treue vor; höre nur weiter.

An der Hand einer Nonne ward Lenchen hergeführt, blaß und elend, an allen Gliedern zitternd. „Wirst du endlich ein gutes Kind sein“, fragte man sie, „und deine Knie vor der heiligen Jungfrau beugen? Sieh nur, wie holdselig sie ist, wie schön sie glänzt! Komm, opfere ihr diese Rosen, so wird sie dich segnen. Du bekommst dann auch schönes Obst und Weckelein, und darfst mit all

den lieben Kindern spielen." „Ich kann nicht!" schluchzte Lenchen, die mageren Händchen flehend zu der Nonne emporhebend. „Ich will so gehorsam sein, und gern zu Gott beten und zum lieben HErrn JEsus, aber vor Maria darf ich nicht knien; mein lieber Vater sagt, es sei Sünde." „Dein Vater war ein verdammter Ketzer; er ist längst in der Hölle!" „Nein, nein", rief das Kind, „er ist im Himmel, ich weiß es gewiß; o, wär' ich doch bei ihm!" Da ward es unter harten Scheltworten fortgeführt, um in einem einsamen Kämmerlein hungrig zu Bett zu gehen. Nur den Unterricht durfte Lenchen mit uns teilen, von Spiel und Erholung blieb sie stets ausgeschlossen, und nachdem sich ähnliche Auftritte, wie der in der Kirche, oft wiederholt, kam sie auch nicht mehr in die Schule. Ich sah sie noch manchmal unter den niedrigsten Mägden mit harter Arbeit beschäftigt, oder im Garten das Unkraut ausjätend. Wir durften nicht mit ihr sprechen; aber mein Herz war doch voll Mitleid, und ich steckte ihr gern einen Wecken oder einen Apfel zu, wenn ich konnte. Dann sah sie mich dankbar an, aber so wehmütig, als sei nicht sie zu bedauern, sondern ich! Nach ein paar Jahren verschwand sie ganz.

Ich leichtsinniges Kind aber wuchs schnell und blühend heran, und gedachte nur noch ganz selten und flüchtig der Heimat. Was mich der Vater gelehrt, entschwand bald meinem Gedächtnis, denn ich hatte mir's nie recht zu Herzen genommen. Wir wurden in allerlei Wissenschaft und Kunstfertigkeit unterrichtet; ich lernte leicht und gern und stand fast immer obenan. Dadurch ward meine Eitelkeit gar sehr gepflegt, und als wir etwas älter wurden, entstand oft Streit durch mein herrisches, hochmütiges Betragen. Dann mußte ich wohl zur Buße eine Anzahl Ge-

bete hersagen, und kam mir gar fromm vor, wenn ich allein in der halbdunkeln Kirche kniete. Aber mein Herz ward dadurch nicht gebessert, denn niemand leitete mich zur wahren Demut an. Die Nonnen nannten mich ein frommes Kind, und ließen mich wegen meiner guten Gestalt und schönen Stimme gern in den Prozessionen vorausgehen und die geweihte Kerze tragen, worauf ich mir nicht wenig einbildete.

So entwuchs ich mit meinen Gefährtinnen nach und nach dem Kindesalter. Die harmlosen Spiele, die zierlichen Arbeiten, die Kirchenfeste genügten uns nicht mehr. Wir sehnten uns nach der Zeit, da wir die Klostermauern verlassen und in die Welt hinaustreten würden. Von dem Elend des Krieges hatten wir nur sehr wenig gehört, und ahnten nicht, daß Tausende in Hunger und Kummer schmachteten, während wir sorglos dahinlebten.

Als ich etwa sechzehn Jahre alt war, kam eines Tages ein edler Herr, namens Hallerström, um seine Tochter Thekla heimzuholen nach seinem Schloß an der Donau. Er gab ihr die Erlaubnis, eine ihrer Gespielinnen mit in die Heimat zu nehmen. Sie wählte mich, und die Nonnen waren es wohl zufrieden, da ich heimatlos, und der Schule bald entwachsen war. Ich ward nicht viel darum gefragt, nahm auch den Abschied nicht schwer, und freute mich, mit Thekla im Reisewagen zu fahren, begleitet von etlichen Junkern zu Pferd, die uns fein bedienten und törichte Schmeichelworte sagten.

Auf dem Schloß am Strande der Donau begann nun für mich ein herrliches Leben. Theklas Vater und ihre zwei Brüder hatten große Beute aus dem Kriege heimgebracht, und viele vornehme Gäste zogen aus und ein, die das Schloß mit Saus und Braus erfüllten. Später,

als ich durch das verwüstete Land zog, ist mir's oft schwer aufs Herz gefallen, daß wir bei den Festgelagen die Gaben Gottes so arg verschwendet hatten, während viele im Hunger verdarben. Damals dachte ich aber nicht daran, sondern freute mich der prächtigen Kleider und des Schmuckes, den man mir gab, und hörte es gar gern, wenn die Herren meine Schönheit rühmten. Im Anfang war ich schüchtern, ward aber bald keck und übermütig, lachte und scherzte mit ihnen, und wandte immer mehr Sorgfalt auf Kleidung und Putz. Das gefiel Thekla gar übel. Sie war kleiner und nicht so blühend wie ich, verstand auch nicht so munter zu plaudern; und es verdroß sie sehr, daß man mich so vorzog. Wir haben uns damals oft heftig gestritten und gar böse Worte gesagt. Wenn es nun recht arg gewesen war, beteten wir abends einige Rosenkränze in der Schloßkapelle, zündeten eine Kerze vor dem Marienbild an, und meinten, nun sei alles wieder gut.

Ein Jahr mochte so vergangen sein, als eines Tages ein Offizier mit prächtigem Gefolge auf dem Schlosse ankam, Konrad von Birkheim genannt. Er benahm sich fein und edel wie ein Prinz, kleidete sich in Sammet und Atlas; dunkle Locken umgaben sein schönes Gesicht; stattlich und schlank war seine Gestalt. Vom ersten Tage an sprach er viel mit mir, und auch ich ließ mich schnell von ihm blenden. Er rühmte sich großer Kriegstaten, und ich hing an seinem Munde, wenn er erzählte. Er verstand die Laute zu spielen und begleitete meinen Gesang; wir lustwandelten im Garten und schaukelten im leichten Nachen auf den klaren Wellen. So ging's einen ganzen Sommer; und als die Gäste sich nach und nach entfernten, erklärte er, er werde nur dann gehen, wenn ich ihm als sein Ehegemahl folge, denn er könne ohne mich nicht leben.

Theklas Eltern sagten ihm, ich sei ein Kind des Klosters und habe kein Erbe; aber er meinte, er bedürfe keines Heiratsgutes, mein edler Name sei ihm genug. Das fuhr mir wie ein Stich durchs Herz; denn obgleich ich den neuen Namen so gewöhnt war, daß ich des alten kaum noch gedachte, fühlte ich doch, daß ich ihm die Wahrheit sagen müsse, ehe ich ihm meine Hand reichte. Doch tat ich's heimlich mit Furcht und Zittern. Er aber tröstete mich freundlich und sagte, in diesen wilden Kriegszeiten kämen solche Dinge nicht selten vor. Ich sei ja ein Kind gewesen, und darum ganz unschuldig; auch habe die heilige Kirche die Macht, Stand und Namen zu ändern, wie es ihr heilsam erschiene. Ich sei nun seine Königin, und es gelte ihm gleich, wo ich herstamme.

Ach, lieber Bruder! Ich ward sein Weib und zog mit ihm nach Wien, wo er eine prächtige Wohnung für uns besorgt hatte. Dort lebten wir eine Zeitlang herrlich und in Freuden. Er schaffte mir Schmuck und reiche Kleider, soviel ich wollte, und überall pries man meine Schönheit. Aber die stete Aufregung, die vielen in Tanz und Spiel verbrachten Nächte griffen meinen Körper an, der trotz des blühenden Aussehens nie sehr kräftig war. Ich ward des Treibens müde, und bat Konrad, doch mit mir aufs Land zu ziehen, wo er so manch schönes Schloß und Gut zu besitzen vorgab. Davon wollte er aber nichts wissen, meinte jedoch, ich könne ja zu Hause bleiben, wenn ich der Festgelage überdrüssig wäre. Bald tat ich das auch; er ging allein aus, und wenn er heimkam, merkte ich, daß er sich mehr und mehr dem Trunk und Würfelspiel ergab. Davor hatte ich immer einen Abscheu, und bat ihn oft herzlich, es doch zu lassen und bei mir zu bleiben, daß wir uns mit Singen, Ausfahren und Er-

zählen die Zeit vertrieben, wie auf Theklas Schloß. Dazu lachte er nur, und sagte, er könne nicht sein Lebtag mein Page bleiben; ich sei jetzt seine Frau und müsse mich in seine Weise schicken. So saß ich viel allein, und schon damals regte sich mein Gewissen und warf mir vor, daß ich meinen Glauben und des Vaters ehrlichen Namen verleugnet hatte. Kamen dann wieder Tage, wo Konrad bei mir blieb, mich stürmisch liebkoste und mir prächtige Geschenke brachte, so schlug ich mir's freilich schnell aus dem Sinn und war leichtherzig wie zuvor.

Eines Abends im letzten Winter war ich wieder allein und wartete ängstlich auf Konrads Heimkehr. Da kam er eilig den Gang herauf und sah wild und verstört aus. „Was sitzest du hier so blaß und still?" fuhr er mich an. „Mach' hurtig und pack' ein Bündel Kram zusammen, soviel wir tragen können; wir müssen gleich fort!" „Um Gottes willen, Konrad, was ist geschehen?" rief ich entsetzt. „Das Geld ist alle", schrie er, „und ein großer Haufen Schulden noch dazu! Eben hab' ich im Würfelspiel das letzte verloren, worauf ich noch meine Hoffnung setzte." „Aber unsere Wohnung, unser reicher Hausrat?" wandte ich ein. „Gehört längst nicht mehr uns; ist alles verspielt und verjubelt! Morgen kommen sie und holen's weg. Drum schnell, daß wir der Schande entgehen." Wie im Traum packte ich einiges zusammen und folgte ihm in die Nacht hinaus. In einer öden Gasse erwartete uns ein Mann mit zwei Pferden; wir bestiegen sie, verließen die Stadt und ritten die ganze Nacht. „Wo bringst du mich hin?" fragte ich endlich. „Ist nicht eins deiner Landhäuser in der Nähe?" Da lachte er, und sagte, ich müsse es doch endlich erfahren, sein Name sei nur angenommen, er heiße Konrad Metzler, und sei seinen Eltern,

die arme Bürgersleute wären, davongelaufen und ins Heer getreten. Unter Wallenstein habe er tapfer gekämpft und großes Gut erbeutet; einmal sogar ein ganzes Tönnchen mit Goldstückchen. „Lange hielt ich's versteckt", sagte er, „und wußte nicht, was ich damit machen sollte; endlich kam mir die Lust, auch einmal zu wissen, wie es großen Herren zumute ist. Ich verließ das Heer, verschaffte mir Pferde und Diener, kleidete mich prächtig und spielte den Edelmann, aber fern von der Heimat, damit mich niemand kenne. Dumm und ungeschickt war ich nicht, so ward mir's nicht schwer, die feine Lebensart zu lernen; das Lautenspielen und dergleichen hatte mich schon meine Mutter gelehrt. Gott hab' sie selig! Sie soll aus Gram um mich gestorben sein; das macht mir manchmal Herzweh, aber 's ist nicht mehr zu ändern. Das Geld hat lang gereicht; aber der Jude, der mir's verwaltet, warnte mich schon oft, daß es zu End' gehe, und nun ist's weg. Dazu hab' ich heut in der Stadt etliche Kumpane gesehen, mit denen ich ehemals im Heer stand; sie schauten mich an, als ob sie mich kennten. Ich mag aber nicht, daß sie mich einen Betrüger heißen und über den falschen Edelmann ihren Spott treiben; lieber mach' ich mich auf und davon. Nun weißt du alles", schloß er, „und wir haben einander nichts vorzuwerfen. Du bist eines ketzerischen Pfaffen Tochter, und ich eines Schneiders Sohn." „Aber was soll denn nun aus uns werden?" frug ich schreckensbleich. „Ei was, ein Kerl wie ich kommt überall durch! In Krieg geht's wieder; neue Beute zu suchen."

Nach mühseligem Umherziehen trat Konrad endlich in ein Regiment ein, das gegen Turenne zu Felde zog, und einige Monate folgte ich ihm mitten unter dem gemeinen

Troß. O Bruder, was ich da gelitten, ist nicht zu beschreiben! Aber ich weiß, Gott schickte es mir, um mein eitles, hoffärtiges Herz zu brechen und mich zur Erkenntnis meiner Sünden zu bringen. Doch sollte es noch schlimmer kommen. Konrads wilder Sinn bäumte sich auch noch gegen den Rest von Kriegszucht, der im Heere herrschte; ungebundene Freiheit war sein Ziel. Als er nun einst, leicht verwundet, hinter dem Zuge zurückblieb, suchte er ihn nicht wieder auf, sondern schloß sich einer Schar Abenteurer an, die beutesuchend im Lande hin und herstreifte. Nun mußte ich zusehen, wie man den Armen das letzte Stück Brot entriß, das kleine Feld zerstampfte und die Hütte in Brand steckte. Ja, noch viel ärgere Greuel mußte ich sehen, von denen zu sprechen sich meine Zunge sträubt. Oft litten wir den bittersten Mangel, dann schwelgten die Wilden wieder im Ueberfluß von geraubtem Gut. Ich bat und flehte Konrad, dies Leben aufzugeben, und versprach ihm treulich zu helfen, wenn er mit ehrlicher Arbeit unser Brot verdienen wolle, aber er hörte mich nicht. Bisher hatte er noch für mein Wohlsein gesorgt und mich freundlich behandelt, denn er liebte mich nach seiner Weise, und ich liebte ihn wieder. Nach und nach aber ward ich ihm eine Last! Meine bleichen Wangen und trüben Augen mißfielen ihm; ich weinte viel und mochte nicht mehr lachen und scherzen. Bald ward ich so elend, daß ich mich mit Mühe fortschleppen konnte. Da erwachte in mir eine bittere Sehnsucht nach der Heimat, und besonders nach dem geliebten Vater. Schon längst hatte ich aufgehört, die Gebete herzusagen, die ich im Kloster gelernt; sie gaben mir keinen Trost in meiner Not. Wie sollte ich mir durch eigene Werke den Himmel verdienen, wo ich rings um-

geben war von greulichen Sünden, und in meinem vergangenen Leben nichts fand als Eitelkeit, Selbstsucht und Lüge? Erschreckliche Angst ergriff mich, daß mich in diesem Zustande der Tod ereilen könne! Ach, was würde dann mein Los sein? Dennoch wußte ich, daß es einen Weg zur Seligkeit gibt, und daß ich ihn als Kind vom Vater gelernt, aber ich kannte ihn nicht; es war alles vergessen.

Zum Vater, zum Vater trieb mich's mit aller Macht. Ihm wollt' ich zu Füßen fallen, mein müdes Haupt an sein Herz legen; er würde mich nicht verstoßen; das wußte ich. Als wir nun immer weiter nordwärts zogen bis an des Sachsenlandes Grenze, bat ich Konrad inständig, mich doch heimzubringen zum Vater. Er wollte lange nicht, aber als ich immer elender und ihm selber zur Last ward, gab er endlich nach. Etliche von dem Haufen begleiteten uns, die anderen zerstreuten sich. Da wir einen Wagen und mehrere Pferde erbeutet hatten, ging die Reise schnell von statten. Ich erinnerte mich noch des Namens der Stadt, die nicht weit vom Heimatsdorf lag, und in diese Gegend lenkten wir unsere Schritte. Nur bis zur Dorfflur sollten sie mich begleiten; dann wollt' ich allein weiter wandern zum lieben Vater. Du weißt, mein Bruder, was wir fanden. Ein ödes, verwüstetes Land und keine Spur mehr von der teuren Heimat. Unweit des Städtchens las ein alter Mann am Waldesrande Holz. Er wollte fliehen; aber auf Konrads Zuruf stand er still. „Was ist aus den Leuten geworden, die ehemals dort oben gewohnt?" fragte Konrad. „Gestorben und verdorben!" war die kurze Antwort. „Ist der Pfaff auch tot?" „Der war der erste, den die Kaiserlichen umbrachten. Ich kannt' ihn wohl, 's war ein braver Mann." „Und seine Kinder?" „Was fragt

Ihr nach den Kindern! Tot oder im Elend werden sie sein, was sonst? Es ist ja alles tot oder elend, was ehemals schön und frisch war!" Nun war die letzte Hoffnung geschwunden, und ich lag in dumpfem Schmerz auf dem Stroh des Wagens. Alle Städte vermeidend zogen wir schnell gen Westen und kamen bald in bessere Gegend.

Eines Abends gelangten wir in einen Wald und sahen dort einige Höfe und ein stattliches Forsthaus versteckt liegen. Sogleich ward ein Plan geschmiedet, die unglücklichen Bewohner zu überfallen und zu berauben, denn eine Anzahl verwegenes Gesindel hatte unseren Haufen wieder vollzählig gemacht. Wo der Wald am dichtesten war, machte mir Konrad ein Lager zurecht und sprach freundlicher mit mir, als seit langer Zeit, denn mein Elend jammerte ihn. Er beugte sich nieder, küßte mich und sprach: „Schlafe hier; bald komme ich wieder zu dir mit reicher Beute. Und dann, wer weiß, ob ich nicht dir zulieb das wüste Leben laß. 's fängt an, mir überdrüssig zu werden." Ich umfaßte ihn; der Mond schien durch die Bäume und beleuchtete sein Gesicht; er war immer noch ein gar schöner Mann. „O Konrad", bat ich, „jetzt sind wir allein. Laß uns jetzt fliehen von den wilden Genossen und ein ander Leben anfangen, wenn auch in noch so großer Armut." „Heute noch nicht", lachte er, „morgen ist auch noch Zeit!" Er enteilte; und ich sah ihn nicht lebend wieder.

Lange lauschend lag ich und hörte bald schießen, Jammergeschrei und all den wüsten Lärm des Ueberfalls, der mir nur zu bekannt war. Aber es dauerte nur kurze Zeit, dann ward alles wieder still. Angstvoll wartete ich, bis der Morgen graute, dann schlich ich der Richtung nach, woher das Schießen gekommen, und sah bald den letzten

und kleinsten der Höfe zwischen den Bäumen liegen. Wie war doch alles so still! Der Boden war übel zerstampft, hier mußte ein Kampf gewesen sein. Vorsichtig durch die Bäume spähend, sah ich bewaffnete Bauern und Jäger auf und ab schreiten, und wollte mich eben wieder ins Dickicht zurückziehen, da bemerkte ich nicht weit von mir einen Mann am Boden liegend. Ich trat zaghaft näher. Es war mein Konrad, kalt und tot; ich aber sank ohnmächtig bei ihm nieder. —

Als meine Augen sich wieder öffneten, begegneten sie dem lieblichen Gesicht eines Mädchens, das sich erbarmend über mich beugte. Sie hielt ein Gefäß mit Wasser an meine Lippen und sprach: „Komm fort von hier! Wenn dich die ergrimmten Bauern finden, werden sie dich töten.“ „Laß sie“, sprach ich, „warum soll ich leben?“ „Weil Gott es will!“ sagte sie ruhig und ernst. Da küßte ich Konrads kalte Stirn noch einmal und folgte ihr mit schwanken Schritten. Sie brachte mich in einen entlegenen Stall, bettete mich auf weiches Heu, und ging den Tag über ab und zu wie ein tröstender Engel. Ich aber lag in schweren Leiden, und gegen Abend ward mein Kindlein geboren.

Mit müden Augen schaute ich zu, wie das gute Mädchen das Neugeborene in ärmliche Lumpen und Tüchlein wickelte. Dann küßte sie es auf die Stirn, faltete die Hände darüber und sprach so recht aus Herzensgrund: „O barmherziger Gott, segne und behüte dies arme Kindlein.“ Als sie die sanften, ernsten Augen so gen Himmel richtete, wußt' ich auf einmal, wer sie war. Ihre Stimme hatte mir von Anfang an bekannt geklungen. „Bist du nicht Lenchen?“ frug ich leise. „Ich bin es“, erwiderte sie, „und ich hab' dich gleich erkannt, du arme Kuni-

gunde! Du warst freundlich und gut zu mir; jetzt will ich dir's danken."

Wochenlang lag ich krank und schwach in dem Stalle; meine Kraft schien ganz gebrochen, und ich erwartete den Tod. Lenchen pflegte mich mit sanfter Hand und großer Aufopferung, denn sie diente als Magd auf dem Bauernhof und mußte die Zeit, die sie bei mir zubrachte, durch angestrengte Arbeit nachholen. Aber was sie für meinen elenden Leib tat, ist geringe gegen die unermeßliche Wohltat, die sie meiner armen Seele erzeigte. Schon in den ersten Tagen faßte ich solches Vertrauen zu ihr, daß ich ihr alles erzählte: mein Verleugnen, mein leichtsinniges Leben, und auch meine Reue und bittere Seelenangst. Da lehrte sie mich den Weg zum Herzen Gottes wiederfinden, denn sie wies mich allein auf JEsum. Ganz so hatte der Vater gesprochen, wenn ich als Kind unrecht getan. Ach, oft war mir's, als hörte ich ihn selbst reden. Da erwachte in meiner Seele vieles wieder, was ich einst gedankenlos gelernt, und nun trug es Frucht! Wenn Lenchen mein Kindlein in den Armen wiegte, sang sie die Lieder, die wir einst daheim gesungen; und bald konnt' ich leise einstimmen. O wie oft, wenn ich keinen Trost fassen konnte, sang sie mir den Vers:

„Ob bei uns ist der Sünden viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnaden;
Sein' Hand zu helfen hat kein Ziel,
Wie groß auch sei der Schaden.
Er ist allein der gute Hirt,
Der Israel erlösen wird
Aus seinen Sünden allen."

Ja, lieber Hans; ich weiß nun, daß mir der himmlische Vater vergeben hat, um seines Sohnes willen.

Daß er mich dich finden ließ, ist mir ein sichtbarer Beweis seiner Gnade.

Endlich berichtete mir Lenchen auch, wie es ihr ergangen. Als sie etwa vierzehn Jahre alt war, kam einst eine Dame ins Kloster, um ihre Andacht zu halten. Sie fand Wohlgefallen an dem verachteten Mädchen und nahm es mit, daß es ihr diene. Zuerst ging es ihm gut, aber nach zwei Jahren folgte die Herrin ihrem Gemahl, der ein hoher Offizier war, ins Winterquartier des Heeres und nahm Lenchen mit. Da ging es hoch her mit Festgelagen und Schwelgerei, und auch das Gesinde ward wild und übermütig. Bald sah Lenchen, daß sie fliehen mußte, um nicht zu sündlichem Leben gezwungen zu werden, und entwich heimlich aus der Stadt. Von dem Elend, das sie bei langem Umherirren erduldet haben muß, sprach sie nicht, sondern pries Gott, der sie zuletzt in diesem Bauernhof eine Zuflucht finden ließ. „Die Bäuerin ist streng", sagte sie, „aber sie hat mich lieb, und ich kann ihr oft ein Trost sein, denn der Bauer ist ein wüster, zornmütiger Mann. Er weiß nicht, daß du hier bist, armes Gundel; sonst wärst du deines Lebens nicht sicher. In der Nacht, da dein Konrad fiel, ist er schwer verwundet worden und liegt noch ungeduldig auf dem Bette, schwört auch allem Soldatenvolk bittere Rache. Deines Konrad Leute wurden bald in die Flucht geschlagen, denn im Forsthaus gab's tapfere, wohlbewaffnete Männer. Die Bäuerin weiß um dich, war auch ein paarmal hier, als du schliefst, und gönnt dir gern Speise und Trank. Aber sobald der Bauer wieder vom Lager ersteht, mußt du fliehen; darum trinke die gute Milch, daß dir die Kräfte wiederkehren, du Arme."

Die letzten Worte erfüllten mich mit Schrecken. Ich

war bisher zu schwach gewesen, um an die Zukunft zu denken, nun aber sah ich unbeschreibliches Elend vor mir. Gern wär' ich gestorben; aber durfte ich Gott um den Tod bitten, da ein Kindlein an meinem Herzen lag? Nein, ich mußte leben um seinetwillen. So raffte ich mich auf, aß und trank, und langer, sanfter Schlummer stärkte mich nach und nach ein wenig. Eines Abends trat die Bäuerin in den Stall; sie sah ernst und traurig aus, als trage sie schweres Leid. Ich erhob mich und dankte ihr demütig für die Barmherzigkeit, die sie an mir erwiesen. „Danke mir nicht", sprach sie, „Lenchen hat alles getan! Ich hätte dich hinausgetrieben zu deinesgleichen, aber das Mägdlein hat mein Herz bezwungen; ich kann ihm nichts abschlagen. Doch nun ist deines Bleibens hier nicht länger, denn mein Hausherr ist genesen, und morgen schon wird er mit wachsamem Auge durch seinen Hof gehen. Wehe dir, wenn er dich findet! Auch in den anderen Höfen zeige dich nicht, denn die Herzen sind hart geworden gegen alles umherziehende Volk. Hier, nimm diesen Zehrpfennig und mache dich beim Morgengrauen auf nach der nächsten Stadt. Suche dort barmherzige Leute, die dein Kindlein aufnehmen; du selbst aber verdinge dich als Magd und bessere dein Leben. Das ist mein Rat, und nun gute Nacht." Sie wandte sich zu gehen; ich wollte ihr die Hand reichen, aber sie wies sie zurück. Sie war ja eine ehrbare Hausfrau; mich aber hielt sie für eines Räubers verworfenes Weib, und mochte mich nicht berühren. Ach, was für bittere Tränen weint' ich in dieser Nacht; was war aus der stolzen Gundel geworden! Am Morgen, als mich leichter Schlaf umfing, stand Lenchen am Lager und mahnte zum Aufbruch. Sie hing mir ein Säcklein um, gefüllt mit allerlei Speise und etwas Zeug für das Kind.

Dann schlang sie die Arme um meinen Hals, küßte mich und weinte; sie scheute sich nicht vor des Räubers Weib.

Sie trug das Kindlein; stille verließen wir den Hof und kamen bald aus dem Walde. Dort beschrieb sie mir den Weg nach der Stadt und sprach: „So gern ginge ich noch weiter mit dir, aber ich darf nicht; die Bäuerin würde sehr zürnen. Gott geleite dich, du Arme, und erwecke dir gute Herzen, die sich dein erbarmen. Er wird's tun; sei doch getrost, er ist ja so gnädig." So schieden wir, und nach langer Wanderung kam ich zur Stadt. Ach Bruder, man ließ mich nicht einmal hinein! Der Torwart reichte mir ein Almosen und sagte, es sei übergenug des Bettelvolks darin; der hochweise Rat habe streng verboten, noch mehr einzulassen. Ich zog weiter, und da die Sonne warm schien und alles schön grün um mich war, blieb ich tagelang im Freien und übernachtete sicher in dichtem Gebüsch. Reife Waldbeeren erquickten mich, und Brot hatte ich noch genug. So ward ich etwas gestärkt, und als die Speise zu Ende ging, konnte ich hie und da den Bauern auf dem Feld helfen, während mein Kindlein im Schatten schlief.

Eines Sonntags trug ich's in ein ärmliches Dorfkirchlein und bat den Pfarrer, es zu taufen. Wir nannten es Eva. Er beschenkte mich reichlich, obwohl er selbst Armut litt, und sprach manch gutes Wort zu mir. Aber er und alle anderen hielten mich für ein gewöhnlich Bettelweib, und ließen mich weiterziehen. Gern hätt' ich mich jemandem anvertraut, aber überall war so viel Not und Elend, daß ich den Mut nicht fand. Endlich verging der Sommer, und ich mußte ein bleibend Obdach suchen um des Kindes willen. Durch manche Stadt, durch manches Dorf wanderte ich und fragte hie und da, ob man eine

Magd brauche. Oft wurd' ich hart abgewiesen, aber oft hätt' ich eine Zuflucht finden können, nur nicht mit dem Kind. Wiederum bot mir mehr als einmal ein barmherzig Weib an, das Kind zu behalten, aber eine Magd bedurfte sie nicht. Uns beide zusammen wollte niemand herbergen, und nimmer hätt' ich mich von meinem Evchen getrennt. Wie mir das Herz blutete die ganze Zeit, als ich so heimatlos umherirrte, hier rauh abgewiesen, dort gar beschimpft; ach Bruder, das mußt du selbst fühlen, beschreiben kann ich's nicht! Als der Wind anfing, kalt zu wehen, sanken mir die Kräfte wieder, und mein todmüdes Herz sehnte sich nach einer stillen, einsamen Zufluchtsstätte, wo ich allein wäre mit meinem süßen Kindlein und mit meinem Gott. Da fand ich vor etlichen Wochen den verfallenen Turm und darinnen den warmen Mantel und wenige Stücken zerbrochenen Hausrat. Da beschloß ich zu bleiben, und am ersten Morgen lief mir die Ziege zu. Woher sie kam, weiß ich nicht; Gott sandte sie mir für mein Kind, denn ich konnte es nicht mehr nähren. Manchmal wagt' ich mich herab ins Tal, um Brot zu betteln, aber ich brauchte wenig, und die Stille tat meiner Seele so wohl. Wenn mich mein Evchen anlachte, ging mir ein warmer Freudenstrahl durchs Herz; oft aber brach bittere Trauer und heiße Sehnsucht nach dem lieben Vater gewaltig aus. Da führte der barmherzige Gott dich zu mir, der du des Vaters Ebenbild bist! Du wirst dich der armen verirrten Schwester nicht schämen, du wirst sie bei dir behalten und ihr müdes Haupt sanft betten zur letzten Ruhe. Gelt, lieber Hans?"

„O liebe, liebe Schwester, sprich nicht so", bat Hans, sie an sich ziehend. „Du wirst wieder gesund werden, und ich will dich hegen und pflegen als teure Gottesgabe!"

Aber Gundel schüttelte den Kopf. „Meines Bleibens ist nicht mehr lange auf Erden", sprach sie, „das fühl' ich wohl. Gott sei gelobt, daß ich mein Töchterlein dir lassen darf! Du wirst es aufziehen, wie uns der Vater erzog. Es wird dir, will's Gott, gehorsamer sein, als ich armes, törichtes Kind ihm gewesen bin."

---

15. Herzog Ernst.

Still und demütig waltete Gundel in des Bruders dürftigem Haushalt, und würde ihm wie eine Magd gedient haben, wenn er es gelitten hätte. Wie wohl war es dem Schulmeister, daß nun eine freundliche, weibliche Hand für ihn sorgte, ihm die geringe Mahlzeit sorgfältig bereitete, und die abgetragenen Kleider so sauber zu flicken verstand, daß er immer noch schmuck darin aussah. In der düsteren Schulstube war es ganz hell geworden, seit Gundel die kleinen Fenster so blank und Tische und Bänke so sauber hielt. Selbst die Kinder kleideten sich nun reinlicher, denn sie fühlten, daß Schmutz und Lumpen in so freundliche Umgebung nicht paßten. Als der Frühling kam, bauten die Geschwister zusammen das Gärtchen, und den Kindern war's eine Ehre, dabei helfen zu dürfen. Bald fehlte es nie an einem duftenden Strauß auf dem Schustertisch, denn Gundel liebte noch immer die Blumen. Obwohl sie nun die schwachen Hände emsig rührte und dem Bruder an den Augen absah, was sie nur konnte, ward es diesem doch manchmal recht schwer, nun auch für sie und das Kindlein Nahrung und Kleidung zu verschaffen. Obgleich er den ganzen Sommer hindurch wie ein Tagelöhner auf den

Feldern der Bauern arbeitete, konnte er doch nicht genug verdienen, um etwas Vorrat für den langen Winter einzukaufen. Mit Sorge sah er auch, daß sein Rock kaum mehr zu flicken war, und daß Gundel und Klein-Evchen notwendig wollene Kleider und eine warme Bettdecke haben mußten.

Die Ernte war vorüber, und seit einigen Tagen unterrichtete Hans wieder mit großem Fleiß seine Schüler. Da trat der Pfarrer in die Schulstube, freute sich der guten Zucht und Ordnung, befragte die Kinder und war wohl zufrieden mit ihren Antworten. Er hatte es aber sehr eilig, sie zu entlassen, und als sie fröhlich davongesprungen waren, sprach er zu dem Lehrer:

„Mein lieber Schulmeister, ich bring' Euch gute Kunde. Schon längst hat mich's gejammert, wie Ihr Euch plagen müßt, und wie bleich Eure arme Schwester aussieht, weil wohl fast nie ein Bissen Fleisch oder ein Trunk kräftigen Bieres auf Euren Tisch kommt. Gern hätt' ich Euch geholfen; aber ich bin selbst so arm, daß ich kaum die Söhne auf der hohen Schule erhalten kann. Nun ist die Not zu Ende; seht, was ich Euch bringe!" Damit zählte er des Lehrers kleines Jahrgeld auf den Tisch, aber nicht einfach, sondern doppelt, und fuhr fröhlich fort: „Das sollt Ihr nun jedes Jahr haben, und dazu sollen Euch die Bauern freien Tischtrunk liefern und genug Holz in den Hof, daß Ihr nimmer mit Axt und Säge auszuziehen braucht."

„Wie ist das möglich?" fragte Hans erstaunt. „Die Bauern sind selbst noch arm; wie können sie so viel Geld zahlen?"

„Seid ganz ruhig; von den Bauern kommt's nicht; da könnten wir lange warten. Ihr wißt doch, daß seit

vorigem Jahr der gute Herzog Ernst in unserem Land regiert. Als Prinz war er ein tapferer Kriegsheld, und hat in mancher Schlacht mit Löwenmut gekämpft. Seit er aber zur Regierung gekommen, mischt er sich nicht mehr in Kriegshändel, sondern ist eifrig bemüht, das Elend in seinem Lande zu lindern. Besonders will er, daß alt und jung wohl unterrichtet werde in Gottes Wort, damit der Roheit, die so schrecklich überhandgenommen, kräftig gesteuert werde. Pfarrer und Schulmeister sollen nicht mehr durch allzu saure Handarbeit ihr Brot verdienen, sondern ihr bescheidenes Auskommen haben, damit sie mit Lust ihres Amtes warten. Darum hat er große Summen aus seinem Hausschatz gestiftet zur Besserung ihrer Besoldung, und daher kommt Euch die Zulage. Auch mir ist etwas zuteil geworden. So wollen wir uns miteinander freuen, und Gottes Segen über den edlen Fürsten herabrufen."

Kaum war der Pfarrer gegangen, so kam der Dorfschulze mit seinem Gevatter, dem Zimmermann, des Weges daher. Sie besahen das Schulhäuschen von vorn und hinten, klopften an den Wänden und maßen mit Schritten den kleinen Hofraum.

„Was tut ihr da, lieben Männer?" fragte Hans heraustretend.

„Ei, wißt Ihr's nicht, Schulmeister? Das kommt davon, daß Ihr über den Büchern hockt, wenn andere Leut' ihren Abendtrunk in der Schenke tun. Gebaut muß werden, und zwar gleich, nach hoher Verordnung. Der erlauchte Herzog hat befohlen, daß die Schulhäuser in gutem Stand gehalten, auch reichlich Gelaß beschafft werden soll, damit der Unterricht nicht durch das Geräusch des Haushaltes gestört werde."

„Nun, bei mir wäre das so eilig nicht! Meine Schwester geht gar leise einher und ist ganz zufrieden mit dem Winkel hinterm Ofen, den ich durch einen Vorhang abgeteilt."

„Ist wohlgemeint!" sprach der Schulze. „Doch hier gilt nicht Euer Wille, sondern der des Herzogs. Während andere edle Herren jagen und jubilieren, reist er im Land umher und sieht zu, ob man seine Befehle treulich ausführt. Findet er Saumseligkeit, so soll er die Stirne gewaltig runzeln können; darum nur frisch ans Werk."

So kam es, daß in kurzer Zeit ein geräumiges Wohngemach der Schulstube angebaut war, und reichliches Holz den kleinen Schuppen füllte, ehe der Winter einzog. Aber der fromme Fürst gedachte nicht nur des Lehrstandes; er ließ auch Saatkorn an die verarmten Bauern verteilen, damit nach und nach alle Felder wieder bestellt werden könnten. Wer zu arm war, seinen zerstörten Hof wieder aufzurichten, erhielt ein Geschenk an Geld oder Baumaterial; und wer sich im Lande ankaufen wollte, dem ward Grund und Boden billig gelassen. Da zogen viele, die ihre Heimat verloren hatten, in dies glückliche Land. Aber nur solchen, die sich bereit erklärten, in Gottesfurcht und Fleiß zu leben, ward zum Anbau geholfen. Die Alten mußten sich zur Kirche, die Kinder zur Schule halten; Kleiderpracht und unordentliches Wesen ward nicht geduldet. Unter solcher Regierung war es kein Wunder, daß Gotha sich schneller von den Drangsalen des Krieges erholte, als andere Länder; besonders da es vom Jahre 1643 an nur noch wenig vom Kriegslärm zu spüren bekam.

Das Osterfest dieses Jahres war vorüber. Auf den strengen Winter war schnell ein warmer Frühling gefolgt, so daß alles grünte und knospte. Hans grub eifrig in

seinem Gemüseland; er war ein stattlicher Mann geworden. Seine Schule blühte als ein Garten Gottes, alt und jung liebte ihn, und obgleich er immer noch arm war, durfte er doch nie mehr Not leiden. Aber dennoch blickte sein Auge trübe; oft hielt er in der Arbeit inne, stand auf den Spaten gestützt und seufzte tief und schwer. Gundel half ihm nicht, wie in den beiden letzten Jahren; wohl aber kniete dort drüben der alte Jakob am Boden und bepflanzte eifrig das frische Gemüsebeet. Dazwischen lief leichtfüßig die kleine Eva umher. Die hellen Löckchen flatterten im Winde, die Wänglein glühten und die tiefblauen Augen glänzten vor Lust. Sie rupfte Grashalme und Gänseblümchen aus, bis die kleine Hand nichts mehr fassen konnte, dann warf sie sie empor und haschte jauchzend danach. Jetzt neckte sie den Alten, zupfte ihn bald am Rock, bald am grauen Haar; duckte sich blitzgeschwind und fuhr lachend empor, wenn er sich scheinbar erschrocken umschaute. Dieses Spieles müde, warf sie sich endlich ins junge Gras und sang mit der kleinen hellen Stimme die Weise, die Hans heute mit den Schulkindern geübt, ohne Worte lustig in die Luft hinaus. „Nicht so laut, mein Liebling", warnte Hans mit aufgehobenem Finger, „lieb Mütterlein schläft!" Sogleich schwieg das Kind, stand eine Weile sinnend, ging dann leise zu dem Beet, wo die ersten duftenden Veilchen blühten, pflückte einige und trug sie zu Hans. „Das Mutter bringen; Mutter sagen: Ei schön, ei schön!" Mit sorgenvollem Blick betrachtete der Schulmeister das liebliche Kind, dann nahm er's auf den Arm, küßte es und trug es ins Haus; Jakob sah ihm traurig nach.

Nicht mehr auf des Bruders dürftigem Lager, sondern in einem guten Bette im freundlichen Wohngemach lag

Gundel schon wochenlang und ward täglich bleicher und stiller. Noch im Herbst war sie so munter gewesen, daß Hans hoffte, die Wunden ihres Herzens seien durch Gottes Gnade und seine sorgende Liebe geheilt, und sie werde um des heranblühenden Kindes willen noch gern auf Erden leben. Aber im kalten Winter befiel sie ein schlimmer Husten, und täglich ward ihr Schritt matter und ihre Augen trüber.

„Quäle dich doch nicht, liebste Schwester", bat Hans oft. „Ich will gern selbst alles tun wie ehemals; ruhe doch, damit es bald besser mit dir wird."

„Laß mich, du Guter", bat sie; „ich bin so glücklich, wenn ich dir dienen kann. Mein ganzes Leben war so unnütz; nun dank' ich Gott, daß ich noch ein wenig arbeiten darf."

Aber sie mußte bald genug ruhen. Als Jakob einst das Schulhaus besuchte, fand er sie todesmatt im Bett, und den Schulmeister in schwerer Not zwischen dem Unterricht, der Schusterbank, der Sorge um das lebhafte Kind und um die Kuh, die ihm die Bauern als Christgeschenk in den Stall gestellt. „Weißt du was, Hänsel", schlug er vor, „ich will mich dir als Magd verdingen für mein Essen und Trinken und einen Platz auf der Ofenbank. Im Edelhof bin ich nichts mehr nütz', und Herrn Reinhardts Sohn, der jetzt Herr ist, sieht mich fast scheel an. Er ist von der neuen Sorte, und nicht wie sein Vater. Wie gut ich kochen kann, weißt du vom Lager her; fegen und putzen geht auch noch, und das Goldkind zu hüten soll meine Lust sein."

In der traurigen Zeit, die nun über Hans hereinbrach, war ihm der treue Alte ein starker Trost und große Hilfe, wenn auch seine Hauswirtschaft manchmal seltsam

genug war. Gundel fiel in schwere Krankheit; heftiges Fieber verzehrte schnell die Kräfte des zarten Körpers, und in ihren wilden Phantasien durchlebte sie noch einmal die schreckliche Zeit ihres heimatlosen Umherirrens. Sie sah im Geist die Greueltaten, von denen sie Zeuge sein mußte; sie durchlebte die Schreckensnacht, da ihr Konrad ein jähes Ende nahm, und bat dann wieder mit rührender Stimme um Obdach für sich und ihr Kindlein. Jetzt erst erkannte Hans, daß es Seelenleiden gibt, die auf Erden nimmer ganz heilen, sondern immer wieder hervorbrechen und das müde Herz quälen, bis Gott ihm die ewige Ruhe schenkt. Aber diese Zeit verging, und an Stelle der Aufregung trat große Stille und Schwäche. Hans hoffte auf Genesung; doch gab der Arzt, der dann und wann aus der Stadt kam, nur wenig Hoffnung.

Es war am Abend des Tages, da Eva der Mutter die Veilchen gebracht. Das Kind schlief in seinem Bettchen, Jakob auf Stroh im Stalle, denn jedes andere Lager war ihm ungewohnt und zuwider. Hans saß bei der Schwester, die offene Bibel im Schoß.

„Was soll ich dir lesen?“ fragte er sanft.

„Von der großen Sünderin!“ bat sie.

Er tat es; und sie horchte mit dankbarem Lächeln; dann sprach sie leise vor sich hin:

„Mit Fried' und Freud' ich fahr' dahin,
Ein Gotteskind ich allzeit bin.
Dank hab', mein Tod, du führest mich;
Ins ewge Leben wandre ich,
Mit Christi Blut gereinigt fein.
HErr JEsu, stärk' den Glauben mein!“

„Ich bin so glücklich heute, lieber Hans!“ fuhr sie fort. „All das Schreckliche, das mich gequält, ist ver-

gessen, auf immer; ich weiß es. Alles ist Friede; nur einen Wunsch hab' ich noch."

„Welchen, Geliebte?"

„Neige dich zu mir, ich kann nicht laut sprechen."

Er legte den dunkeln Kopf zu ihr aufs weiße Kissen und horchte der kaum hörbaren Rede. Dann saß er eine Zeitlang betend und sinnend.

„Willst du, mein Bruder?" fragte sie endlich.

„Ich will, in Gottes Namen!"

„Er segne dich!" sprach sie innig; und bald umfing sie leiser Schlummer, aber Hans wich nicht von ihr.

Mitten in der Nacht erwachte sie und blickte ihn mit großen Augen an; der Schein der Nachtlampe fiel auf sein Gesicht. „Gelt, lieber Vater", flüsterte sie, „du bist deiner Gundel wieder gut, ganz gut?" Lächelnd schlief sie wieder ein, und ging im Schlaf heim zu dem himmlischen und dem irdischen Vater.

Unter sanftem Gesang der Schulkinder war des Lehrers Schwester zu Grabe getragen worden, er aber kehrte in tiefer Trauer in sein Haus zurück, denn er hatte sie von Tag zu Tag inniger und zärtlicher geliebt. Das Kind, das zuerst oft ängstlich nach der Mutter rief, auch am Bettvorhang zog und dahinter schaute, um das liebe, bleiche Gesicht zu suchen, ward schnell wieder fröhlich, ja sogar wild und übermütig, denn Jakob tat ihm allen Willen. So streng er vor Jahren den Hans kommandiert hatte, so gehorsam war jetzt der alte Mann dem winzigen Dinglein, das bei aller Lieblichkeit sein Köpfchen überall durchzusetzen verstand. Versuchte sie's aber mit Hans, den sie Vater nannte, ebenso zu machen, so ward sie mit Ernst und Strenge zurückgewiesen, so daß Jakob oft ärgerlich brummte: „Die Trauer um die Mutter macht ihn hart

gegen das Kind.“ Aber Hans war nicht hart; er sah nur in dem Kinde dieselbe Neigung zum Leichtsinn und herrischem Wesen, die den Grund zu Gundels Elend gelegt hatte, und suchte sie im Keim zu ersticken.

Als die schulfreie Sommerszeit kam, war Hans mit männlichem, gottergebenen Sinn seines Kummers Herr geworden und schaute wieder frisch ins Leben. Die ehrsamen Bauersfrauen im Dorf aber schüttelten oft den Kopf und sprachen untereinander: „Wie mag unser Schulmeister so fortwirtschaften mit dem alten Kriegskumpan und dem kleinen Kind? Traun, es wird Zeit, daß er ein Weib nimmt. Schade, daß er so fein und gelehrt ist, sonst wär' manch braves Dirnlein im Dorf, das ihn gern nähme. Mein Bärbel gäb' ich ihm gleich, wenn er's möcht'.“ „Ei was“, meinte eine andere, „ein Schulmeister ist gar so ärmlich. Mein Liesel muß einen freien, der Haus und Hof hat; anders tu' ich's nicht.“

Aber der ernste Schulmeister schaute weder nach dem Bärbel noch nach dem Liesel, sondern trug die kleine Eva eines Tages hinauf ins Pfarrhaus und bat des Pfarrers treue alte Magd, das Kind etliche Tage bei sich zu behalten; dann redete er lange mit dem Pfarrer. Am anderen Morgen in aller Frühe traten Hans und Jakob aus dem Schulhäuschen; und nachdem sie alles wohl verwahrt und verschlossen, wanderten sie zum Dorfe hinaus. Beide waren bewaffnet und trugen ihre besten Kleider. Etwa vierzehn Tage mochten vergangen sein, da hielt vor dem Pfarrhause ein Bauernwagen. Ein fremder Fuhrmann führte die Zügel, hinter ihm aber saßen die beiden und hatten zwischen sich ein schlankes Mägdlein mit schlichtem dunkeln Haar, ernsten Augen und sanftem, freundlichen Gesicht. Es war Lenchen. Hans übergab sie sogleich in des Pfarrers

Obhut, aber am nächsten Sonntag ward die Hochzeit gefeiert; und nun war Gundels letzter Wunsch erfüllt. Ob es leicht gewesen sei oder schwer, das Mädchen aus seiner Dienstbarkeit zu befreien, ward nie kund im Dorfe. Hans hat es nicht bereut, der Schwester letzte Bitte erfüllt zu haben; und Lenchens stille Augen leuchteten in Glück und Frieden.

Als in diesem Herbst der Kaufmann aus der Nachbarstadt wieder nach Nürnberg zog, nahm er wie jedes Jahr einen Brief von Hans an Meister Berthold mit, der diesmal ganz besonders lang war, denn es gab ja so viel zu erzählen von Trauer und Freude. Statt der gewohnten Antwort brachte er aber diesmal ein Kästlein mit, worin, außer einem Schreiben voll Liebe und Treue, für die kleine Eva eine der prächtigen großen Puppen lag, wie sie damals nur in Nürnberg angefertigt wurden. Es mußte aber auch noch etwas darin gewesen sein, denn bald darauf fuhren Hans und Lenchen in die Stadt, und kamen wieder, beladen mit allerlei Leinzeug und Hausrat, das sie gewiß nicht von des Schulmeisters bescheidenem Einkommen hatten kaufen können.

Wieder und wieder las Hans den Brief seines lieben Meisters, und ohne daß er's wollte, fiel manche Träne darauf. Man sah es den Buchstaben an, daß eine müde, zitternde Hand sie geschrieben; und die innigen Segenswünsche und herzlichen Ermahnungen klangen wie die eines Scheidenden. Er hatte sich nicht getäuscht; noch in demselben Jahre ging der gute Mann zum ewigen Frieden ein, und Frau Brigitte, die ihn bei aller Rauheit treu geliebt, folgte ihm bald. Ihr geringes Hab und Gut hinterließen sie den Armen ihrer Stadt; aber Hans bekam als teures Andenken durch Vermittlung des Kaufmanns alle Bücher,

Bilder und Schriften seines geliebten Meisters, was ihm mehr wert war als viel Gold und Silber.

Hans und Lenchen lebten in Fleiß und Gottesfurcht, Liebe und Treue zusammen. Gundels Kindlein betrachteten sie ganz als ihr eigenes, ließen sich Vater und Mutter nennen und erzogen es mit großer Sorgfalt. Bald zeigte sich bei dem Mägdlein der gute Verstand, den es von der Mutter geerbt, verbunden mit einem fröhlichen, liebreichen Herzen. Mit Geduld und Weisheit leiteten die Eltern den lebhaften Geist in die rechte Bahn, hielten es von klein auf an, für andere zu leben, und nicht für sich selbst, und gewöhnten es zu schnellem Gehorsam. Bald bekam Klein-Evchen auch so viel zu tun, daß es nur noch selten Zeit hatte, übermütig und wild zu sein. Als es vier Jahre alt war, schaukelte es schon die Wiege, worin das Brüderlein Berthold lag; nach zwei Jahren kam ein kleiner Friedrich dazu, und diesem folgte später das Schwesterchen Anna.

Da gab es Arbeit genug im Schulhäuschen; auch Sorge und Krankheit blieb nicht aus, so daß Hans noch manchmal zum Handwerk greifen mußte, um mit Ehren durchzukommen. Im Laufe der Zeit hatte sich das Dorf sehr vergrößert, auch die Schülerzahl war gewachsen, und manch kluger Knabe fand sich darunter, den Hans gern etwas mehr gelehrt hätte, als das Gewöhnliche, aber es fehlte ihm und den Kindern an Zeit. Obgleich die bitterste Armut aus dem Dorfe gewichen war, gehörten doch lange Jahre dazu, die Wunden, die der schreckliche Krieg geschlagen, ein wenig zu heilen.

Eines Morgens, es mochte im Frühling 1647 sein, unterrichtete Hans seine Knaben besonders eifrig, damit sie während der langen Sommerarbeit das mühsam Gelernte nicht vergäßen. Die Größeren standen um die schwarze

Wandtafel, worauf der Lehrer die Gestalt der Erde gezeichnet, und lauschten aufmerksam seiner Erklärung, während die Kleinen eifrig auf ihren Tafeln schrieben. Im Wohnzimmer hatte Lenchen die Mägdlein um sich versammelt; etliche unterwies sie im Nähen, andere übten sich im Lesen. Den Allerkleinsten aber zeigte Eva mit großer Wichtigkeit die Buchstaben, die Hans zu diesem Zweck auf starkes Papier gemalt hatte. Der kleine Berthold spielte still in einem Winkel, während Friedrich in seiner Wiege schlief; beide Knäblein hatten die sanfte Natur der Eltern, und störten nur selten die Ruhe der Schulstube. Da fuhren plötzlich alle die kleinen Köpfe auf und wendeten sich nach der offenen Tür, denn man hörte das Rollen eines Wagens, und, o Wunder, er hielt vor dem Schulhause! Das war noch nie geschehen, und selbst Hans und Lenchen waren erstaunt; Eva vergaß im Augenblick ihre Würde als kleine Schulmeisterin und war zur Tür hinaus, ehe die Mutter sie aufhalten konnte, kam aber sogleich zurückgelaufen und rief mit glänzenden Augen: „Vater, Vater, es kommt ein König!“ Hans eilte zur Tür. Siehe, da hielt draußen eine schwerfällige, glänzende Kutsche, von vier Pferden gezogen; ein Diener öffnete sie eben, und stand tief gebeugt, als ein stattlicher Herr ausstieg, in der Kleidung eines vornehmen Edelmannes. Der Schulmeister merkte sogleich, daß es Herzog Ernst selbst sei, ging ihm entgegen, neigte sich mit gutem Anstand und führte ihn ehrfurchtsvoll ins Haus. Die Kinder standen wie gebannt, als sie vernahmen, wer es sei; der Herzog aber begann freundlich:

„Lieben Kindlein, fürchtet euch nicht, sondern antwortet eurem guten Lehrer frei und laut, wie ihr's gewöhnt seid, damit ich sehe, ob ihr den Weg zur Seligkeit

wohl gelernt habt. Doch ich sehe nur Knaben; schickt man die Mägdlein nicht, daß sie auch etwas lernen?"

„Die hat mein Weib um sich versammelt im Wohngemach", entgegnete Hans.

„So habt Ihr ein treues, frommes Weib? Das ist ein großer Schatz. Rufet nun alle zusammen und lasset sie den Katechismus aufsagen, auch die schöne Historie vom Erzvater Abraham erzählen und etliche geistliche Lieder singen. Macht es in Eurer Weise, als ob ich nicht da wäre." Damit ließ sich der hohe Herr auf einen Schemel nieder, und Hans begann nach stillem Seufzen zu Gott seine Prüfung.

Zuerst waren die Kinder befangen, bald aber siegte die gute Gewöhnung, und all die vielen glänzenden Augen hingen wie sonst an des Lehrers Mund, und die hellen Stimmen gaben frisch und fröhlich Antwort. Unter den Mädchen zeichnete sich Eva besonders aus. Ohne daß die Eltern es merkten, hatte sie schon vor ihrem sechsten Jahre viel gelernt vom steten Zuhören, und seitdem machte sie schnelle, fast überraschende Fortschritte.

Mit wachsender Freude hörte der Herzog zu, besonders gefiel ihm der liebliche Gesang so wohl, daß er gar nicht genug hören konnte. Dann ließ er die Kinder im Lesen und Schreiben prüfen und das Bild an der Wandtafel erklären. Mit gewohntem Eifer hatte Hans seines Amtes gewartet, war aber doch ganz erschöpft, als er's zu Ende gebracht.

„Nun ist's genug, lieber Schulmeister", sprach der Herzog. „Ihr seid müde, und das ist kein Wunder, denn Euer Eifer ist groß. Ihr, lieben Kinder, habt mir viel Freude gemacht! Fahret so fort und danket Gott von Herzen für euren treuen Lehrer. Damit ihr aber seht,

daß fromme, fleißige Kinder Gnade haben bei Gott und Menschen, will ich euch auch was schenken."

Darauf mußte der Diener ein Paket aus dem Wagen bringen, und der freundliche Fürst teilte mit eigener Hand Schreibtafeln, Bilder, Gebetbüchlein, Griffel und dergleichen Dinge unter die Kinder aus. Etliche, die sich besonders fleißig gezeigt, beschenkte er mit silbernen Katechismustalern, das waren große Münzen, auf die er zu diesem Zweck schöne Sprüche und Verse hatte prägen lassen. Als die drei Knaben, die so geehrt worden waren, dem hohen Herrn dankbar die Hand geküßt hatten, sprach dieser: „Da ist auch ein ganz kleines Mägdlein, das liest schon geläufig und betet fast den ganzen Katechismus. Es soll auch einen so schönen Taler bekommen." Er winkte der kleinen Eva und reichte ihr freundlich lächelnd die Münze. Hocherrötend nahm sie das Kind; der Herzog aber hob das gesenkte Köpfchen in die Höhe und freute sich seiner Lieblichkeit. Da schlang es die Aermchen um seinen Hals, und ehe es der Vater wehren konnte, küßte es in kindlicher Einfalt die Wange des hohen Herrn.

„Wes ist das Mägdlein?" fragte dieser leise, als es hinauslief, um der Mutter seinen Schatz zu zeigen.

„Meiner seligen Schwester Kind, im Elend des Krieges geboren, und von mir geliebt wie mein eigenes!" erwiderte Hans.

Nun wurden die Kinder entlassen, und der Herzog verlangte auch das Wohngemach zu sehen. Er grüßte Frau Magdalena freundlich und lobte ihre Ordnung und Sauberkeit.

„Aber was soll denn das?" frug er, auf die Schusterbank deutend.

„Dort treib' ich dann und wann mein altes Hand-

werk, wenn die Nahrung knapp wird für Weib und Kind!" erklärte Hans.

„Das darf nicht mehr sein", gebot der hohe Herr, „noch heute entfernt diese Bank! Ihr seid von Gott reich begabt, Schulmeister, und sollt fortan nur Eures Amtes warten. Sorget doch, daß Ihr die drei Knaben, die mir so wohl gefielen, gut zurichtet, und tüchtig macht zu einer gelehrten Schule. Treue Pfarrherren und Lehrer sind selten im Lande; helfet mir solche heranziehen! Aus meinem Schatz soll Euch jährlich ein kleines Geschenk zugehen, daß Ihr die Schusterbank entbehren könnt. Wenn die drei Buben so fortfahren, will ich für ihr Studieren sorgen."

Bewegt sprach Hans seinen Dank aus; der Herzog aber schloß: „Auch ich danke Euch, lieber Schulmeister; Ihr habt mir einen Freudentag gemacht. Sagt doch der Apostel: ‚Ich habe keine größere Freude, denn die, daß ich höre meine Kinder in der Wahrheit wandeln.' Nun geleitet mich hinauf zu dem Pfarrherrn; meine Kutsche ist dahin vorausgegangen."

---

16. Das Friedensfest.

Schon seit dem Jahre 1643 ward in den Städten Osnabrück und Münster über den Frieden verhandelt, der dem langen, schrecklichen Krieg ein Ende machen sollte. Aber die Forderungen der Schweden und auch der Franzosen, die sich schon seit Jahren in den Kampf gemischt hatten, waren so groß, daß man lange nicht einig werden konnte. Indessen wütete der Krieg immer weiter, wenn auch die Heere schwächer und kleiner geworden waren, und

schon mehrere Fürsten Waffenstillstand geschlossen hatten, um das Volk nicht ganz dem Verderben preiszugeben. Bayern ward noch einmal grausam durch die Schweden verwüstet; und schon zog General Wrangel mit seinem ganzen Heer nach Böhmen, um die unglückliche Stadt Prag zu bestürmen, da schallte durchs ganze Land der langersehnte Ruf: „Es ist Friede!“ In Städten und Dörfern läuteten die Glocken; in den Kirchen erklangen Lob- und Danklieder, und die geängsteten Herzen füllten sich mit neuer Hoffnung. Freilich mußte das arme Deutschland schwere Opfer bringen, um die Fremden, die sich an dem unseligen Kampfe beteiligt, zu befriedigen. An Frankreich mußte es den schönen Elsaß und noch manch gute Festung in der Rheingegend abgeben; Schweden verlangte große Landstrecken an der Ost- und Nordsee und dazu noch die ungeheure Summe von fünf Millionen Talern. Dennoch herrschte in den evangelischen Ländern große Freude, denn den Protestanten ward volle Religionsfreiheit zugesichert, Kirchen und Kirchengüter zurückgegeben und gleiche Rechte mit den Katholischen verliehen.

Dennoch dauerte es noch jahrelang, ehe man sich dieser Segnungen recht erfreuen konnte, denn die Zeit nach dem Friedensschlusse war fast so schlimm, als die ärgsten Kriegsjahre. Die fremden Heere lagen im Lande, bis man ihre Forderungen erfüllt hatte, und zehrten es noch vollends ganz aus; die deutschen Regimenter aber wurden aufgelöst, und Scharen von Soldaten zogen heimatlos umher. Wilde Gesellen, unlustig und unfähig zu friedlicher Arbeit, rotteten sich zu großen Räuberbanden zusammen und erzwangen in den Dörfern Obdach und Unterhalt. Andere zogen mit Weibern, Kindern und

Troßbuben bettelnd und mausend im Lande umher, oder setzten sich in verlassenen Hütten fest, um von da aus die Gegend unsicher zu machen. Auch die kräftigste, wachsamste Regierung konnte diesem Unwesen nicht ganz steuern; Bürger und Bauern gingen bewaffnet einher, wie in der schlimmsten Kriegszeit, und der Wächter auf dem Turme stieß ins Horn, sobald er einen Trupp Menschen in der Ferne erspähte. Schwere Abgaben mußten in allen Ländern bezahlt werden, um die Forderungen der Fremden zu befriedigen; so daß an vielen Orten die Armut wieder größer ward, als sie seit Jahren gewesen.

Auch Hans mußte in dieser Zeit noch manchmal seine Waffe umgürten, um mit den Bauern die allzu frechen Eindringlinge vom Dorfe fernzuhalten, aber er beherbergte auch gern arme, hungrige Wanderer unter seinem Dache. „Laß uns nicht müde werden, an den Heimatlosen Gutes zu tun", ermahnte er sein Weib. „Sieh, wenn so ein Kriegsmann gezogen kommt, matt und bestaubt und voller Narben, so muß ich an meinen Martin denken. Ach, wer weiß, ob der nicht auch so unstet umherirrt. O, führte ihn doch Gott an unsere Tür; wie fröhlich wollt' ich ihn willkommen heißen!" Aber Martin kam nicht; er war ja schon längst daheim bei seiner Gretel, ruhte von beschwerlicher Wanderung und erzählte den Kindern von seinen Kriegsabenteuern. Gretchen wohnte nicht mehr in der Waldmühle. Schon seit Jahren hatte Andreas gemerkt, daß des Müllers Eidam ihm nicht wohlgesinnt war, und ihn beneidete um die große Gunst, die er bei den Alten genoß. Endlich blieb es auch dem Müller nicht verborgen, und eines Tages sprach er zu seinem Pflegesohn: „Mein Andreas, du bist mir lieb, und ich würde dir gern die Mühle lassen, wenn ich sterbe, was wohl bald

geschehen wird. Aber sieh, der Kunz beneidet dich, denn er verlangt das Gut für seinen Rudolf. Damit nun nicht nach meinem Tode Streit und Zank unter meinen Kindern entstehe, so nimm hier dieses Geld, das ich mit Mühe erspart. Danke mir nicht; deine Lieb' und Treu' kann ich dir nimmer lohnen. Wenn ich nun im Frieden schlafe, so laß dem Kunz die Mühle und ziehe ins Land Gotha; dort ist gut wohnen unter dem frommen, leutseligen Fürsten. Es wird dir nicht schwer werden, eine Mühle oder einen kleinen Hof zu erlangen, und du kannst die Segnung von Kirche und Schule dort besser genießen als hier, wo der Weg zum Dorfe so weit und die Schule in schlechtem Stande ist."

Zwei Jahre vor dem Frieden war der gute Alte gestorben, nachdem seine Frau ihm schon vorausgegangen. So nahm Andreas in Eintracht Abschied von den Verwandten und zog mit seiner Gretel und fünf blühenden Kindern ins Gothaer Land. Dort ließ er sich in einem Kirchdorf nieder, das ehemals groß und stattlich gewesen, im Kriege aber übel gelitten hatte. Im Anfang ging es ihm ärmlich, aber nach und nach ward es besser. Etliche der reichen Bauern, die während der Kriegsnot in die Fremde geflüchtet, kehrten zurück, um den Hof ihrer Väter wieder aufzurichten; Heimatlose bauten sich an, und bescheidener Wohlstand kehrte, wenn auch nur langsam, wieder ein.

Endlich, im Jahre 1650, war das Land vom fremden Kriegsvolk befreit; die umherziehenden Banden hatten sich zu einem geordneten Leben bequemt oder in geheime Schlupfwinkel zurückgezogen, und Gott hatte eine gute Ernte beschert, damit die Verzagten wieder Mut fassen möchten. Da beschloß man, im ganzen Lande das Friedens-

fest zu feiern. Die vornehmsten Kriegsherren zogen mit ihrem Gefolge nach Nürnberg und feierten es dort mit großer Pracht im Saale des Rathauses. Auf silbernen Schüsseln wurden die kostbarsten Speisen aufgetragen, und man trank aus goldenen Bechern auf das Wohl des Kaisers und das Andenken des frommen Schwedenkönigs. Den Armen wurden zwei ganze Ochsen gebraten, und aus einem Brunnen floß ihnen sechs Stunden lang köstlicher Wein. Ach, man konnte durch solche Pracht den Tausenden das Leben nicht wiedergeben, die in Hunger und Elend jämmerlich umgekommen waren! Rings im Lande aber rüstete man in jeder Stadt und jedem Dorfe, um das Fest nach bestem Vermögen mit Lob und Dank gegen Gott zu feiern.

Eines Tages ward Hans eilig aufs Pfarrhaus entboten, und als er ins Studierstüblein des alten Herrn trat, fand er dort den Pfarrer eines großen Nachbardorfes und dessen Schulmeister. Nach freundlicher Begrüßung begann der erstere:

„Nun, lieber Trautmann, sehe ich Euch auch einmal wieder? Sind es doch wohl vier Jahre her, seit Ihr das letzte Mal unser Dorf besuchtet. Es sollt' Euch nicht reuen, wenn Ihr einmal zu uns kämt; wir haben uns mit Gottes Hilfe stattlich erholt."

„Verzeiht, ehrwürdiger Herr", entgegnete Hans, „daß ich solange nicht bei Euch vorgesprochen. Ich habe viel Arbeit mit meinen Knaben, und in der unsicheren Zeit ließ man Weib und Kind nur ungern allein."

„Nun, das ist gottlob vorbei, und wir wollen hinfort gute Nachbarschaft halten, obgleich der Weg weit ist. Zuerst haben wir beschlossen, das Friedensfest zusammen zu feiern, und zwar in meinem Dorfe, um der geräumigen

Kirche und des schönen freien Platzes willen, der sich davor befindet. Alt und jung muß herüberkommen; besonders aber Ihr, lieber Schulmeister, mit allen Kindern. Euer wackerer Kollege hier hat etliche schöne Sprüche und Verse fein in Musik gesetzt zu einem Wechselgesang zwischen den beiden Schulen, damit es auch hier heiße: ‚Aus dem Munde der Unmündigen hast du dir ein Lob zubereitet!‘ Prüfet, ob Eure Schüler imstande sind, den Gesang auszuführen.“

Geschäftig erklärte der fremde Lehrer dem Hans seine Noten, und dieser war gar wohl damit zufrieden.

„Weil aber das junge Volk das am besten versteht, was es vor Augen sieht“, fuhr der Pfarrer fort, „so soll eins der Kinder den Frieden darstellen und ein anderes die Gerechtigkeit. Knaben taugen dazu nicht, um ihrer Unbeholfenheit willen; Mägdlein pflegen sich zierlicher anzustellen. Wollet Ihr nun, lieber Trautmann, Eurem Töchterlein erlauben, die Darstellung des Friedens zu übernehmen? Mein Freund sagte mir, es sei ein gar feines Kind, und unser lieber Landesherr habe ihm besondere Gunst erzeigt.“

„Wenn Ihr meine kleine Eva dieser Ehre wert achtet“, erwiderte Hans, „so steht sie Euch gern zu Diensten.“

„Das ist schön; so soll der Friede aus Eurem Dorfe kommen, die Gerechtigkeit aus meinem. Wir haben da ein Müllerstöchterlein in der Schule, das wohl dazu geschickt ist; ein kluges, sittsames Kind. Erst seit drei Jahren wohnen seine Eltern im Dorfe; sie kamen aus dem Gebirge drüben. Wollte Gott, ich hätte recht viel so fromme, brave Leute unter meinen Kirchkindern! Nun, ihr Schulmeister“, schloß der geschäftige Herr, „besprechet euch wegen des Gesanges; wir Pfarrer wollen

nach dem Edelhof wandern und die Jungfräulein dort ersuchen, feines Gewand herzurichten für Gerechtigkeit und Frieden."

An einem Sonntag gegen Ende August machte sich das ganze Dorf bei Morgengrauen auf zu dem langersehnten Feste; nur etliche Alte blieben zurück, um des Viehes und der kleinsten Kinder zu warten. Ach, es war schon eine Lust, so sorglos ausziehen zu dürfen, ohne Furcht vor Räubern oder feindlichem Ueberfall! Es war ein stattlicher Zug, der sich durch den Wald bewegte. Kinder und Schwache hatte man auf grünbekränzte Wagen gesetzt, die anderen wanderten rüstig nebenher und kürzten den Weg mit Gesang und traulichem Gespräch. Hans führte den Zug der großen Schulknaben; aber die Festfreude wollte noch nicht recht in sein Herz ziehen, so sehr er sich auch zum Lobe Gottes zu ermuntern suchte. Ach, er gedachte heute an alle die Lieben, die ihm der lange Krieg genommen, und an den Bruder, der vielleicht freundlos und verwildert ein elendes Leben führte, ohne daß er ihm helfen konnte.

Nun traten sie aus dem Walde, und die freundliche Dorfflur lag vor ihnen; in der Ferne erblickten sie schon das neugebaute Gotteshaus. Alsbald begannen die Glocken zu läuten; und in festlicher Kleidung zogen die Dorfbewohner ihren Gästen entgegen. Als sie sie erreicht hatten, stimmten sie das Lied an:

„Nun lob', mein' Seel', den HErren,
Was in mir ist, den Namen sein!
Sein' Wohltat tut er mehren;
Vergiß es nicht, o Herze mein!"

Da gedachte auch Hans der unzähligen Wohltaten, die Gott ihm in seinen wunderbaren Lebensführungen

erzeigt; er schämte sich seines Trübsinnes und fiel mit den Knaben kräftig in den Gesang ein.

Auf dem großen Dorfplatze angekommen, schlossen die Erwachsenen einen Kreis, die Männer zur rechten, die Frauen zur linken Seite. Die Schulkinder aber bildeten zwei Züge, die Mädchen mit frischen Kränzen auf dem Kopf, die Knaben mit Sträußen in der Hand. An der Spitze des einen Zuges ging der Friede in lichtgrünem Gewand, einen Blumenkranz auf den goldenen Locken, in der Hand einen schönen grünen Zweig. Den anderen Zug führte die Gerechtigkeit in weißem Kleide, einen Goldreif auf dem Haupt, in der Hand eine glänzende Wage. Beide Mägdlein blickten züchtig und andächtig vor sich nieder; sie trugen ja ihren Schmuck nicht zur Eitelkeit, sondern zur Ehre Gottes. Unter lieblichem Wechselgesang näherten sich die Züge einander. Bei den Worten: „Daß Güte und Treue einander begegnen; Gerechtigkeit und Friede sich küssen", trafen sie in der Mitte des Kreises zusammen. Die beiden Kinder küßten einander auf die rosigen Lippen, schritten Hand in Hand weiter der Kirche zu, und alle folgten in schöner Ordnung.

„Was fehlt Euch, Frau Grete?" flüsterte eine stattliche Bäuerin der blonden Müllersfrau zu; „es laufen Euch ja die Tränen über die Backen."

„Ach, Nachbarin; das liebliche Kind in dem grünen Gewand mahnt mich so sehr an mein verlorenes Schwesterlein, daß ich weinen muß. Aber ich will nicht klagen; hat mir doch Gott den Bruder wieder heimgeführt."

Nun ward mit Lobgesängen und innigen Dankgebeten der Gottesdienst gehalten. Der Pfarrer schilderte noch einmal mit lebendigen Worten das Elend des Krieges und malte die Segnungen des Friedens gar lieblich aus.

Dann aber ermahnte er jung und alt herzlich, nun auch den Weg des Friedens zu wandeln, in Buße, Glauben und heiligem Leben, damit Gott nicht zu neuen Zornesgerichten gereizt würde, sondern die Fülle seiner Gnade über das dürstende Land ausschütten könne.

Ueber Mittag bewirteten die Dorfbewohner ihre Gäste nach Vermögen, und nachdem man noch einen kurzen Gottesdienst gehalten, sammelte sich groß und klein auf dem Dorfplatze, um fröhliche Gemeinschaft zu pflegen. Die Alten saßen auf den zugerichteten Bänken, die Kinder aber ergötzten sich an allerlei Spiel und Kurzweil. Man hatte Wecken und Obst unter sie ausgeteilt, zum Zeichen, daß nun der Mangel ein Ende habe.

Friede und Gerechtigkeit aber nahmen an dem munteren Umherspringen nur wenig teil; die Vorgänge des Morgens hatten die sinnigen Mägdlein feierlich gestimmt. Etwas abseits von den anderen saßen sie unter einem Baum und tauschten ihre kindlichen Gedanken aus.

„Wir haben uns geküßt", sagte Eva endlich, „nun wollen wir auch Gespielen sein. Du gefällst mir; ich habe dich schon so lieb."

„Wie können wir Gespielen sein?" sprach die andere bedächtig; „wir wohnen ja so weit voneinander."

„Ei, ich will oft zu dir kommen; ich kann springen wie ein Reh. Der Krieg ist aus; ich fürcht' mich nicht durch den Wald! Gib mir die Hand und sag', wie du heißt; das tut man, wenn man Freundschaft schließt."

„Ich bin Käthe, des Dorfmüllers Töchterlein. Sieh, dort unten am Bach schaut unser Haus zwischen den Bäumen hervor."

„Und ich bin Eva, eines Kriegsmannes und eines Schulmeisters Tochter."

„Wie mag das sein? Man hat ja nur einen Vater."

„Ich hab' aber zwei", rühmte sich die Kleine. „Weil du mein Gespiel bist, will ich dir's erzählen. Zu den Dorfmägdlein sprech' ich nie davon, seit mich ein böser Bub einmal Räuberskind gescholten. Dort hinterm Wald ist ein verfallen Schlößlein, da hat der Schulmeister, der jetzt mein Vater ist, vor zehn Jahren mein liebes Mütterlein gefunden, ganz arm und elend. Sie war eines wilden Kriegsmannes Weib, und ich bin in einem Stalle geboren."

„Ganz wie das Christkindchen; gewiß siehst du darum so schön aus?" fragte Käthchen.

„O, mein Mütterlein war viel schöner, und so gut, ach so gut! Durchs weite Land hat sie mich im Arm getragen und das Brot vor den Türen gebettelt. Nun, hör' nur weiter! Bald merkte sie, daß der freundliche Mann, der sie gefunden, ihr Bruder sei. Sie waren eines Pfarrers Kinder und beide vom Kriegsvolk weggeführt. Ist das nicht wie ein Märlein? Aber mein Mütterchen war krank und ging bald in den Himmel; dann gab mir Gott eine neue gute Mutter, und der Ohm ist nun mein Vater, denn ich lieb' ihn so sehr, ach so sehr!" Damit drückte und küßte sie die neue Freundin aus allen Kräften, um die Größe ihrer Liebe zu schildern.

„Ich kann auch etwas erzählen", begann Käthchen. „Meine Mutter ist auch eines Pfarrers Tochter und ganz allein zurückgeblieben, als das Kriegsvolk ihre lieben Geschwister wegschleppte. O ich weiß, sie weint noch manchmal um ihren Hans und ihr schönes Schwesterlein

Gundel. Seit aber mein lustiger Ohm, der Martin, endlich aus dem Krieg gekommen, ist sie wieder recht froh geworden."

„Jetzt wird es aber ganz wie ein Märlein", rief Eva aufspringend. „Mein Vater hat auch noch gestern um seinen Bruder Martin geweint, und Gundel hieß mein Himmelsmütterlein; der Vater aber heißt Hans. Ist's nicht ein Wunder, daß die Namen so gleichlauten?"

„Das mag wohl sein; der Vater sagt, in dem langen Krieg hat's viel Wunder gegeben. Aber was willst du denn? Faß mich nicht so fest; wenn das Kleid zerrissen wird, schilt das Edelfräulein."

„Ich weiß was!" rief Eva. „Ich weiß was ganz Schönes. Jetzt sag' mir gleich, wie deine Mutter heißt; nur geschwind!"

„Ei, Margarete heißt sie; Vater und Martin nennen sie Gretel."

„So ist's wahr", jubelte Eva. „Deine Mutter ist meines Vaters Gretel, und mein Vater ist der Hans, um den deine Mutter weint! Aber nein, doch nicht", fuhr sie plötzlich enttäuscht fort, „es kann doch nicht sein, denn des Vaters gute Schwester Gretel ist ja längst im Elend gestorben. Wie schade; ich freute mich schon so, daß wir Geschwisterkinder wären."

Käthchen saß eine Weile nachdenklich, dann sprach sie: „Komm, wir wollen zur Mutter gehen und ihr alles erzählen. Als der HErr JEsus auf Erden wandelte, hat er viel Tote lebendig gemacht, und Vater sagt, er tue jetzt auch noch Wunder. Wer weiß, ob er nicht deines Vaters Gretel wieder auferweckt hat und sie nun doch meine Mutter ist?"

Hand in Hand schritten die Kinder über den Platz und fanden zuerst den Schulmeister, dem Eva mit großem Eifer von der seltsamen Gleichheit der Namen erzählte. Zuerst lächelte Hans trübe und sprach: „Ach Kind, meinst du, es gibt nicht noch mehr Leute, die solche Namen tragen?“ Als aber das ruhigere Käthchen ihre Schüchternheit überwand und etliches erzählte, was sie von der traurigen Jugend der Mutter erfahren, ward es ihm wundersam zumute. Er blickte dem Kinde in die treuen Augen und betrachtete nachdenklich seine schlanke, kräftige Gestalt.

„Führe mich zur Mutter“, sprach er. Sie gingen weiter; und siehe da, Lenchen und die Müllerin hatten sich schon zusammengefunden, ohne zu ahnen, wie nahe sie einander verwandt waren. Ihre jüngsten Kindlein im Schoß, saßen sie in traulichem Gespräch.

„Da kommen ja Friede und Gerechtigkeit“, sprach die Müllerin lächelnd. „Was habt Ihr für ein liebliches Töchterlein, Frau Schulmeisterin, ich kann mich kaum satt an ihm sehen. Auch Eures Mannes Anblick erweckt freundliche Erinnerung in meinem Herzen. Wie er so daherschreitet, muß ich an den lieben Vater denken, wenn er mit seinem Gundel im Garten lustwandelte. Freilich war er minder groß, auch wohl bleich und gebeugt in seinen letzten Jahren. Lauf, Christoph, und ruf' den Vater her; der Herr Schulmeister wird mit ihm reden wollen.“

Gern hätte Eva die freundliche Müllerin mit Fragen bestürmt, ob sie wohl ihres Vaters Gretel sei, aber es war damals den Kindern noch nicht gestattet, unter den Alten das große Wort zu führen. So standen die beiden Mägdlein bescheiden von ferne, flüsterten geheimnisvoll

Das Wiedersehen!

miteinander und beobachteten die Züge der ernst sprechenden Eltern. Aber es dauerte nicht lange, da breitete der Schulmeister die Arme aus und schloß die treue Schwester an sein Herz, während Tränen der Freude aus beider Augen strömten, und auch Andreas und Lenchen ihrer Rührung freien Lauf ließen.

„Es kann doch nicht sein", sprach Eva leise, „sie weinen ja!"

„Doch! Man weint auch vor Freude; als Ohm Martin aus dem Krieg kam, weinte die Mutter und war doch so froh! Sieh, da kommt er."

Ein junger, wettergebräunter Mann, eines Hauptes länger als das Volk ringsumher, kam langsam heran, denn sein Bein war lahm, und das Gehen machte ihm Mühe.

„Eine Kugel hat ihm das Knie zerschossen", flüsterte Käthchen, „aber 's tut ihm nimmer weh."

Bald fand Gretel den stillen Sinn wieder, der ihr durch so viel Trübsal geholfen; er half ihr auch jetzt die übergroße Freude ertragen. Sie streckte die Hände aus und rief: „Komm her, du lieber, süßer Friede; du holdes Kind meiner armen Gundel!"

Die Mädchen eilten herbei; und des Freuens, Lobens und Dankens war schier kein Ende. Nur Martin stand von ferne und blickte scheu zu dem Bruder hinüber. Gretel winkte ihm und sprach:

„So komm doch und grüße den Hans; er meint sonst, du freust dich nicht des Wiedersehens."

Aber Hans kam ihm zuvor. „Das soll mein kleiner Martin sein", rief er, „der im Lager vor Nürnberg so tapfer ums Brot kämpfte? Kaum kann ich's glauben; ich muß ja zu ihm aufsehen."

„Weißt du's auch noch?“ entgegnete Martin verlegen. „Als wir uns zum letztenmal sahen, stellt' ich mich gar ungebärdig, stieß und schimpfte dich in tollem Uebermut! Lange hatt' ich's vergessen, aber als ich dich so stattlich und geehrt sah, fiel mir's wieder ein. Nun wirst du mich gering achten, denn du siehst, aus mir ist nichts geworden als ein ausgedienter Kriegsmann; und gelernt hab' ich gar wenig.“

„O, mein Bruder“, entgegnete Hans, „Gretel sagt mir, du wandelst in Einfalt auf Gottes Wegen, und issest dein Brot als wackerer Mühlknecht im Schweiße deines Angesichts! So hat Gott mein Gebet erhört und dich gnädig bewahrt unter so vielen Versuchungen. Gar schwere Sorge litt ich um dich; aber nun ist alles in Lob und Dank verwandelt.“

Da schwand auch Martins Scheu, und er küßte und drückte den Bruder fast ebenso stürmisch als damals in Mainz.

Schnell ward es unter den Versammelten bekannt, wie wunderbar Gott die solange getrennten Geschwister wieder zusammengeführt; und sie umdrängten die Glücklichen mit Fragen und herzlichen Segenswünschen. Endlich trat der Pfarrer des Dorfes in die Mitte und winkte mit der Hand, daß die Unruhe sich lege.

„Lieben Freunde!“ begann er. „Bestürmet die Wiedervereinten nicht allzusehr; sie werden Verlangen tragen, allein miteinander zu sein, denn ihre Herzen sind übervoll von Dank und Freude. Darum laßt sie ungestört zur Mühle hinabziehen, wo der liebe Schulmeister mit den Seinen gewiß einige Tage verweilen wird, da ihn sein Amt noch nicht heimruft. Zuvor aber laßt uns die große

Gnadentat, die Gott dieser Familie erzeigt, ein wenig zu unserer Erbauung betrachten. Sehet diese drei Geschwister! Bald zwanzig Jahre sind es, da ward ihnen an einem Tage die traute Heimat zerstört, und der geliebte Vater ermordet. Was gilt's, sein letzter Seufzer war ein Segen für die Kinder, die er so zärtlich liebte und in deren Herzen er das Wort Gottes mit großer Treue gepflanzt? Und dieser Segen hat sichtlich auf ihnen geruht. Durch die Greuel des Krieges, durch Hunger und bittere Armut, durch schwere Versuchungen hat sie der gnädige Gott sicher geführt, so daß sie heute einander wiederfanden, wohlangesehen bei den Menschen, und, was unendlich mehr wert ist, feststehend im Glauben und in der Gnade Gottes! Zwar beweinen sie eine geliebte Schwester; aber auch an ihr hat Gott große Barmherzigkeit getan. Er hat das arme verirrte Schäflein, das die Dornen der Welt so schwer verwundet, auf seinen Armen heimgetragen in die sichere Hürde, wo es auf ewig selig ausruht. O erkennet daraus, meine Lieben, wie die Gnade Gottes sich gleich einem goldenen Faden durch diese letzte jammervolle Zeit dahinzieht. Forschet in eurer eigenen Lebensführung; ihr werdet überall, auch in den schwersten Schicksalen, ihre Spuren finden. Nehmet euch aber auch ein Exempel an dieser Familie. O, ihr Eltern, pflanzet Glauben und Gottesfurcht beizeiten in die Herzen eurer Kleinen; und ihr, lieben Kinder, nehmet Gottes Wort mit Sanftmut auf! Wahrlich, einen so herrlichen Schluß unseres Friedensfestes hätte wohl keiner von uns erwartet! Nun, so kehret heim in eure Hütten und freuet euch des Friedens; vorher aber laßt uns noch das neue Lied unseres frommen Sängers Paul Gerhardt anstimmen:

„Gottlob! nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord!
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland, und sing' Lieder
Im hohen, vollen Chor!
Erhebe dein Gemüte
Und danke Gott und sprich:
HErr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich!"